

Bachelor Arbeit zur Erreichung des FH-Diploms als Bachelor of Arts in Sozialer
Arbeit HES-SO

HES-SO Wallis Bereich Gesundheit & Soziale Arbeit

Unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz

Wie sieht die sozialpädagogische Betreuung unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender (UMA) in spezifisch ausgewählten Zentren der Schweiz aus und ist das Resilienzkonzzept eine Möglichkeit, um mit dieser Zielgruppe zu arbeiten?



Erarbeitet von: Fussen Sibylle und Lochmatter Lara

Studienanfang : Bachelor 10

Begleitende Dozent/in: Daniela Duff

Agarn, 03. Juli 2014

Danksagung

An erster Stelle danken wir herzlich unseren Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern der verschiedenen UMA-Zentren in der Schweiz, die sich zur Verfügung gestellt haben, unsere Fragen zu beantworten. Ihre Aussagen waren die Grundvoraussetzung, um diese Arbeit zu verfassen. Durch sie erhielten wir einen Einblick in ein uns bis anhin unbekanntes Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit.

Ein grosses Dankeschön geht an Frau Brodbeck und Frau Kauer, die sich bereit erklärten, mit uns ein Expertinneninterview durchzuführen. Ihr umfangreiches Wissen zur Resilienzthematik bereicherte unseren Theorieteil sehr. Durch die geführten Interviews konnten Unklarheiten unsererseits geklärt werden.

Des Weiteren gilt ein grosser Dank unserer Begleitdozentin, Frau Daniela Duff, die uns stets mit guten Ratschlägen zur Seite stand und uns während der gesamten Arbeit unterstützte.

Von Herzen danken wir Rachel Tscherry, die sich die Zeit nahm, unsere Arbeit auf Rechtschreibung und Grammatik zu überprüfen. Wir danken Diego Andenmatten für seine wertvolle Kritik, durch die unsere Arbeit an Wissenschaftlichkeit gewinnen konnte. Ein weiterer Dank geht an Alexander Burri für das Gegenlesen der vorliegenden Arbeit.

Ein herzlicher Dank geht schlussendlich an unsere geschätzte Kollegin, Frau Cindy Williner, die uns mit eiserner Geduld durch den Formatierungsdschungel begleitet hat. Ohne sie wäre die vorliegende Arbeit nicht rechtzeitig in den Druck gekommen.

Wir widmen diese Arbeit allen unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Schweiz, die viel zu wenig öffentliche Aufmerksamkeit erhalten.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der sozialpädagogischen Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) in der Schweiz. Das Untersuchungsfeld bezieht sich auf Professionelle der Sozialen Arbeit, die in spezifisch ausgewählten Zentren für unbegleitete minderjährige Asylsuchende tätig sind. Insgesamt wurden sieben Interviews in vier verschiedenen UMA-Zentren der Schweiz durchgeführt.

Anhand der qualitativen Forschungsmethode konnten die Erfahrungen der Sozialarbeitenden in ihrem Berufsalltag dargelegt und miteinander verglichen werden. Somit zeichnete sich ein Bild ab, mit welchen Schwierigkeiten sich die Betreuer mit dieser Zielgruppe konfrontiert sehen. Des Weiteren wurde untersucht, welche Konzepte oder Arbeitsweisen in den Zentren angewendet werden und ob sich das Resilienzkonzent anbote, um mit dieser Zielgruppe zu arbeiten.

Die Schlussfolgerung enthält Handlungsvorschläge auf der politischen, gesellschaftlichen sowie auf der Betreuungsebene.

Schlüsselwörter:

Unbegleitete minderjährige Asylsuchende – Asylverfahren – sozialpädagogische Betreuung – Resilienzkonzent – Resilienzförderung

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichern wir, dass die Bachelor-Thesis selbständig verfasst und keine anderen, als die angegebenen Quellen benutzt wurden. Alle Ausführungen, welche anderen Texten wörtlich oder sinngemäss entnommen wurden, sind kenntlich gemacht. Die Arbeit ist in gleicher oder ähnlicher Fassung noch nicht Bestandteil einer Studien- oder Prüfungsleistung gewesen und respektiert den Ethik-Kodex für die Forschung.

Unterschriften der Verfasserinnen:

Fussen Sibylle

Ort, Datum, Unterschrift

Lochmatter Lara

Ort, Datum, Unterschrift

Inhaltsverzeichnis

1. Darstellung der Forschungsthematik.....	4
1.1 Einleitung.....	4
1.2 Forschungsfrage/Hypothesen.....	5
1.3 Eingrenzung des Themas.....	5
1.4 Ziele der Arbeit.....	5
1.5 Persönliche Motivation.....	6
1.6 Relevanz des Themas für die Soziale Arbeit.....	7
2. Unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA).....	8
2.1 Unbegleitete minderjährige Asylsuchende – Eine Begriffsklärung.....	8
2.2 Zahlen und Fakten zu den UMA in der Schweiz.....	10
2.3 Asylverfahren.....	11
2.3.1 Asylgesuchstellung.....	11
2.3.2 Asylentscheid des Bundesamtes für Migration.....	11
2.3.3 Wegweisungshindernisse.....	12
2.3.4 Beschwerdeverfahren.....	13
2.4 Rechtliche Status.....	13
2.5 Besonderheiten für UMA im Asylverfahren.....	14
2.5.1 Prozessfähigkeit.....	15
2.5.2 Altersbestimmung.....	15
2.5.3 Beiordnung einer Rechtsvertretung.....	16
2.5.4 Beiordnung einer Vertrauensperson.....	16
2.5.5 Schutz des Kindeswohls während des Aufenthaltes in der Schweiz.....	17
2.5.6 Schutz des Kindeswohls bei der Wegweisung.....	17
2.6 Fluchtgründe.....	17
3. Theorieteil: Resilienz und ihre Schlüsselfaktoren.....	19
3.1 Begründung zur Wahl des Resilienzkonzepts.....	19
3.2 Definition Resilienz.....	20
3.3 Resilienzmerkmale.....	22
3.4 Resilienzforschung und relevante Studien.....	23
3.4.1 Aktueller Stand der Forschung.....	24
3.4.2 Das Salutogenesekonzept von Aaron Antonovsky.....	25
3.4.3 Kauai-Studie.....	26
3.4.4 Die Mannheimer Risikokinderstudie.....	27
3.5 Schutzfaktoren und Risikofaktoren.....	28

3.5.1	Schutzfaktoren.....	28
3.5.2	Risikofaktoren.....	33
3.5.3	Wechselwirkung Schutz- und Risikofaktoren	35
3.5.4	Geschlechterspezifische Unterschiede	37
3.5.5	Schutz- und Risikofaktoren – Einige Ergänzungen	39
3.6	Resilienz und Migration.....	40
3.7	Trauma und Resilienz.....	41
3.7.1	Definition Trauma	41
3.7.2	Auswirkungen und Symptome von Traumata bei Kindern.....	42
3.7.3	Traumatisierung bei Flüchtlingskindern.....	43
3.7.4	Ressourcenorientiertes Arbeiten mit traumatisierten Menschen.....	44
3.8	Ressourcenorientierung und Resilienzförderung.....	45
3.8.1	Ressourcenorientiertes Arbeiten mit UMA	46
3.9	Resilienzförderung.....	47
3.9.1	Ziele der Resilienzförderung	48
3.9.2	Resilienzförderung in Bildungs- und Erziehungskontexten.....	48
3.9.3	Resilienzförderung in Bezug auf Flüchtlingskinder.....	51
3.9.4	Das Drei-Säulen-Modell zur Resilienzförderung	52
3.9.5	Die vier Bs der Resilienzförderung.....	53
3.9.6	Resilienzförderung in Heimen.....	54
3.10	Kritik an der Resilienz-Theorie.....	56
4.	Forschungshypothesen	58
4.1	Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Arbeit mit UMA	58
4.2	Resilienz als mögliches pädagogisches Konzept.....	59
5.	Methodik.....	61
5.1	Forschungsvorgehen	61
5.1.1	Argumentation der gewählten Forschungsmethodik	62
5.1.2	Das Untersuchungsfeld.....	63
5.1.3	Verfahren zur Gewinnung der Interviewpartner.....	63
5.2	Auswertungsverfahren	64
5.3	Ethische Aspekte der Arbeit.....	64
6.	Ergebnisse der empirischen Untersuchung	65
6.1	Analyse.....	65
6.1.1	Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Arbeit mit UMA	65
6.1.2	Resilienz als mögliches pädagogisches Konzept.....	74
6.2	Synthese.....	92

6.2.1	Diskussion der ersten Hypothese	92
6.2.2	Diskussion der zweiten Hypothese	94
7.	Schlussfolgerungen	96
7.1	Stellungnahme zur Forschungsfrage	96
7.2	Handlungsvorschläge	98
7.2.1	Handlungsvorschläge auf politischer Ebene	98
7.2.2	Handlungsvorschläge auf gesellschaftlicher Ebene	99
7.2.3	Handlungsvorschläge auf Betreuungsebene.....	99
7.3	Weiterführende Fragestellungen	99
7.4	Persönliche Bilanz	100
7.4.1	Persönliche Stellungnahme zu den Zielen	100
7.4.2	Persönliches Fazit Sibylle	101
7.4.3	Persönliches Fazit Lara	101
8.	Literaturverzeichnis.....	103
8.1	Gesetzesgrundlagen.....	106
8.2	Interviews	107
9.	Abbildungsverzeichnis.....	108
10.	Anhang	109

1. Darstellung der Forschungsthematik

Im folgenden Kapitel wird der Leser ins Thema eingeführt. Unter anderem werden die Fragestellung und die Hypothesen dargelegt.

1.1 Einleitung

„Hunderte Kinder und Jugendliche aus Kriegs- und Krisengebieten kommen ohne Eltern oder andere Nahestehende in die Schweiz. Hier mangelt es ihnen nicht an Essen, aber an vielem anderem.“ (Die Wochenzeitung, 2009, online).

Diese minderjährigen Kinder und Jugendlichen, die in der Schweiz unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) genannt werden, sind Thema unserer Bachelor-Thesis.

Sie haben teilweise schreckliche Schicksale erlebt und oft eine jahrelange Fluchtodyssee hinter sich. Nun sind sie hier in der Schweiz auf der Suche nach einem besseren Leben. Sobald die Flüchtlingskinder in der Schweiz angekommen sind, werden sie auf verschiedene Kantone verteilt. Nicht immer haben sie das Glück, in einem Kanton zu landen, in dem es Strukturen gibt, die auf Minderjährige ausgerichtet sind. Viele werden in einem Durchgangszentrum für erwachsene Asylsuchende untergebracht. Danach heisst es warten auf den definitiven Asylentscheid. Oft wird dieser bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres hinausgezögert. Die wenigsten dürfen bleiben. Das bedeutet, dass ihre Chancen auf Bildung und Arbeit schwindend klein sind, so Esther Banz in der Wochenzeitung. (2009, online).

Im Jahr 2012 kamen laut dem Bundesamt für Statistik (BFM) 485 dieser unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Schweiz an. Ein grosser Teil von ihnen, nämlich 86 Prozent dieser Flüchtlingskinder, sind zwischen 15 und 18 Jahre alt. (BFM, online).

Woher kommen diese Flüchtlingskinder? Was geschieht mit ihnen in der Schweiz? Wo werden sie untergebracht? Wie sieht die Betreuung dieser Kinder und Jugendlichen aus?

Dies sind mitunter einige Fragen, denen wir in der vorliegenden Bachelor-Thesis auf den Grund gehen möchten.

1.2 Forschungsfrage/Hypothesen

In der vorliegenden Bachelorarbeit werden wir folgende Fragestellung bearbeiten:

Wie sieht die sozialpädagogische Betreuung unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender (UMA) in spezifisch ausgewählten Zentren der Schweiz aus, und ist das Resilienzkonzept eine Möglichkeit, um mit dieser Zielgruppe zu arbeiten?

Dazu wurden folgende zwei Hypothesen aufgestellt:

- *Die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden wird erschwert durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, Sprachbarrieren und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund unsicheren Aufenthaltsstatus.*
- *Das Resilienzkonzept gehört nicht zu den bestehenden pädagogischen Konzepten in den ausgewählten UMA-Zentren, es wird dort aber trotzdem resilienzfördernd gearbeitet.*

Die erste Hypothese zielt auf die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Praxis ab, die zweite befasst sich mit unserem theoretischen Rahmen. Die Begründungen der aufgestellten Hypothesen folgen unter dem Kapitel 4.1 der vorliegenden Arbeit.

1.3 Eingrenzung des Themas

Eingrenzung der Zielgruppe: In der folgenden Arbeit wird spezifisch auf unbegleitete minderjährige Asylsuchende eingegangen. Dies sind Jungen und Mädchen, unter dem 18. Lebensjahr, die ohne Eltern oder andere nahe Angehörige in die Schweiz kommen. (UNHCR,online,142). Eine genauere Betrachtung und Definition des Themas findet sich unter dem Kapitel 2.1.

Eingrenzung des Forschungsgebietes: Aus administrativen und logistischen Gründen werden wir nur Sozialarbeitende¹ oder Heimleiter aus Zentren der Schweiz befragen, in denen ausschliesslich unbegleitete minderjährige Asylsuchende aufgenommen werden. Wir werden diese ausgewählten Personen fokussiert zur sozialpädagogischen Arbeitsweise mit unserer Zielgruppe interviewen. Auf die rechtliche Betreuung, Unterbringung in Pflegefamilien oder Bildungsmöglichkeiten können wir leider aus Platzgründen nicht näher eingehen.

1.4 Ziele der Arbeit

Theoretische Ziele

- Wir eignen uns während des Verfassens der vorliegenden Bachelorarbeit ein fundiertes Wissen zum Asylwesen an.

¹ Aus Gründen der Geschlechtergleichstellung wird in dieser Arbeit entweder abwechselungsweise die weibliche und die männliche oder eine geschlechtsneutrale Form verwendet.

- Wir kennen zum Zeitpunkt der Abgabe unserer Bachelorarbeit den für UMA relevanten Teil des Asylgesetzes und wissen, weshalb für diese Zielgruppe ein spezielles Gesetz nötig ist.
- Wir erlernen während des Verfassens der vorliegenden Arbeit die Kernpunkte des Resilienzkonzeptes und klären ab, ob dieses sich für die sozialpädagogische Betreuung mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden anbietet.

Praktische Ziele

- Anhand von sieben Interviews mit Sozialarbeitenden/Heimleitungen wissen wir, wie Professionelle in einem UMA-Zentrum die Kinder und Jugendlichen begleiten, und welche pädagogischen Konzepte dabei zur Anwendung kommen.
- Wir erkennen nach der Auswertung der Interviews, welche Probleme und Hindernisse sich bei der Begleitung und Betreuung mit dieser Zielgruppe zeigen können, und wie diese gegebenenfalls das professionelle Arbeiten mit den Kindern und Jugendlichen beeinflussen können.
- Wir besichtigen drei verschiedene UMA-Zentren in der Schweiz und machen uns vor Ort ein Bild davon, wie der Alltag der Kinder und Jugendlichen und dem Betreuungspersonal aussieht.

1.5 Persönliche Motivation

Durch unseren Freiwilligeneinsatz in Ghana und dem Auslandpraktikum in Indien wurden wir auf Themen wie Fremdsein, Anpassung und Rassismus sensibilisiert. Für uns stand von Anfang an fest, dass wir die Bachelorarbeit im Themenbereich des Asylwesens verfassen werden. Durch das Recherchieren stiessen wir eher durch Zufall auf das Thema unbegleitete minderjährige Asylsuchende, das uns beide von Anfang an packte. Da wir fast keine Literatur zur sozialpädagogischen Betreuung dieser Kinder und Jugendlichen fanden, stand für uns fest, in diesem Gebiet zu forschen.

Wir können uns sehr gut vorstellen, nach Beendigung unserer Ausbildung im Bereich des Asylwesens tätig zu werden. Daher ist es uns ein grosses Anliegen, uns diesbezüglich ein breites Wissen anzueignen. Wir haben festgestellt, dass Themen aus diesem Bereich während der Ausbildung leider zu kurz kamen. Dies ist mitunter ein Grund, weshalb wir uns dieses Wissen im Rahmen der Erarbeitung einer Bachelorarbeit aneignen wollen, da die politische Diskussion diesbezüglich nach wie vor hoch brisant ist, und das Asylwesen in den sozialen Bereichen viele Schnittstellen aufweist.

Wir interessieren uns ausserdem dafür, wie Kinder, die ohne Eltern in die Schweiz gekommen und auf sich alleine gestellt sind, einer unsicheren Zukunft in einem fremden Land entgegentreten, und wie sie diese schwierige Situation meistern können.

Die Motivation für die Resilienzthematik ist die, dass wir es eine interessante und vor allem wertvolle Erkenntnis finden, dass es gewissen Menschen gelingt, sich trotz einer schwierigen Ausgangslage psychisch gesund zu entwickeln. Das Augenmerk auf die Frage, was einen Menschen gesund erhält, fasziniert uns. Gerade für unser Berufsfeld empfinden wir das Fokussieren auf die Ressourcen eines Individuums als zentral.

1.6 Relevanz des Themas für die Soziale Arbeit

Bei der vorliegenden Bachelor-Thesis nehmen wir ein relativ unbekanntes und kleines Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit, nämlich die Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden, näher unter die Lupe. Dazu befragen wir Professionelle der Sozialen Arbeit zu ihrer täglichen Arbeitsweise mit der genannten Zielgruppe. Die Resilienztheorie sowie das Asylwesen bilden das theoretische sowie das rechtliche Gerüst unserer Arbeit.

Asylwesen: Unserer Meinung nach ist es für eine Sozialarbeitende von Vorteil, ein Grundlagenwissen im Asylwesen aufzuweisen, da in beinahe allen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit die Möglichkeit besteht, mit Personen mit Migrationshintergrund in Kontakt zu kommen. Wir haben während unserer Ausbildung immer wieder gemerkt, dass man als professionelle Fachkraft nicht nur in migrationsspezifischen Bereichen der Sozialarbeit oder Sozialpädagogik mit Migrantinnen und Migranten zu tun hat. In verschiedenen Praktika im Behinderten-, Jugend- oder Suchtbereich hatten wir nicht selten mit Menschen aus anderen kulturellen Räumen zu tun.

Politisch gesehen empfinden wir es ebenfalls als unabdingbar, sich persönlich in der Asylthematik weiterzubilden, da es sich bei dem Asylwesen um einen kaum durchschaubaren und schwer nachvollziehbaren Apparat handelt. In unseren Augen ist es sehr wichtig, dass man sich als Sozialarbeitende im Asylbereich auskennt. Ausserdem kann man sich über asylrechtlich relevante Themen nur nach genauer Betrachtung und Auseinandersetzung mit der Thematik überhaupt eine Meinung bilden. Migration in unserer globalisierten Gesellschaft ist unseres Erachtens ein Thema, das man nicht mehr wegdenken kann und sollte. Im Gegenteil. Es bedarf neuer Lösungsansätze und Kompromisse, die nur durch kontroverse Diskussionen und dem nötigen Fachwissen zustande kommen können. Gerade in unserem Arbeitsfeld, in dem direkt mit Menschen und deren persönlichen Problemen und Schwierigkeiten, aber auch Ressourcen und Stärken, gearbeitet wird, ist es, so finden wir, an der Zeit, sich vermehrt der Migrationsthematik anzunehmen.

Innerhalb der Randgruppe der Migranten gelten unseres Erachtens Kinder, und im Besonderen solche, die alleine in der Schweiz ankommen, als eine sehr verletzte Personengruppe. Gerade weil, so scheint es, diese Flüchtlingskinder in der öffentlichen Asyldebatte als politisch nicht relevant wahrgenommen werden, gilt es, ein besonderes Augenmerk auf eine besondere Thematik zu legen.

Resilienzkonzept: Das Resilienzkonzept kann ebenfalls in verschiedenen Bereichen der Sozialen Arbeit Anwendung finden. Aus dem Fachbuch über Resilienz von Corinna Wustmann (2004,18ff) ging hervor, dass sich das Konzept bestens eignet, wenn es beispielsweise um die Arbeit mit Kindern im Heimwesen oder der Familienarbeit geht. Dies sind unserer Meinung nach grosse Zweige der Sozialen Arbeit.

2. Unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA)

Damit die Leserin nachvollziehen kann, um wen es sich bei unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden, kurz UMA, handelt, ist es unentbehrlich, diesen Begriff genauer zu erklären.

Im folgenden Teil unserer Arbeit werden wir deshalb grundlegende Begriffe definieren, einige Zahlen und Fakten liefern und im Besonderen auf das Asylverfahren generell und spezifische Besonderheiten und Richtlinien bei dieser Personengruppe eingehen.

2.1 Unbegleitete minderjährige Asylsuchende – Eine Begriffsklärung

Eine Definition laut dem UNHCR, dem Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen, für unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) lautet folgendermassen:

„Unbegleitete Kinder sind Minderjährige, die von beiden Elternteilen getrennt sind und nicht von einem Erwachsenen betreut werden, der nach dem Gesetz oder der Tradition hierfür zuständig ist. Die Begriffe „unbegleitete(r) Minderjährige(r)“ oder „unbegleitetes Kind“ sind dem Begriff „Waise“ vorzuziehen. Ein Kind ist nur dann ein Waise, wenn beide Elternteile tot sind.“ (UNHCR,online,142)

Eine weitere Definition liefert die Asylorganisation Zürich, (AOZ), auf ihrer Homepage:

„Unbegleitete Minderjährige (Mineurs non accompagnés MNA) sind Kinder und Jugendliche bis zum achtzehnten Lebensjahr, die sich ausserhalb ihres Herkunftslandes befinden, von beiden Elternteilen getrennt sind und nicht von einem Erwachsenen betreut werden, dem die Betreuung des Kindes durch Gesetz oder Gewohnheit obliegt.“ (AOZ, online)

Wir möchten nach diesen Definitionen noch etwas näher auf die verschiedenen Begriffe eingehen, was zum besseren und einheitlichen Verständnis von unserer Zielgruppe beitragen soll.

Das Bundesamt für Migration (BFM) bemängelt des Weiteren in seinem online-Papier zu den UMA², dass in dem Asylgesetz (AsylG) und in der Asylverordnung 1 (AsylV1) der Begriff „unbegleitet“ zu ungenau definiert wird. Das BFM spricht dann von einer unbegleiteten minderjährigen Person, wenn diese von beiden Elternteilen getrennt worden ist und nicht eine andere, rechtlich dafür vorgesehene Person die Obhut übernimmt. Demnach gilt eine minderjährige Person dann nicht mehr als unbegleitet, wenn sie mit einer anderen Person, die die gesetzliche Vertretung innehat, in die Schweiz einreist. Zudem ist eine minderjährige Person grundsätzlich nicht unbegleitet, wenn sie in der Schweiz von einer Person betreut wird, die die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde gestellt hat, so das BFM. (BFM, online)

Im Artikel 3 Abs.3 des schweizerischen Asylgesetzes (AsylG, 1996) wird zudem präzisiert, dass als „Eltern“ auch die Adoptiveltern gelten.

² Der Einfachheit halber werden in der vorliegenden Arbeit vermehrt die Abkürzung UMA für unbegleitete minderjährige Asylsuchende verwendet.

Das Wort „Begleitung“ muss hier ebenfalls etwas eingehender erklärt werden, da es sich hierbei um einen schwer zu definierenden Begriff handelt.

Das BFM erklärt in seinem Papier zu den UMA, dass eine Person nur dann begleitet ist, wenn sie mit einem nahen Angehörigen in die Schweiz kommt. Diese nah angehörige Person muss jedoch zuvor zusammen mit dem minderjährigen Kind oder Jugendlichen in einer Hausgemeinschaft gelebt haben, erwachsen und für den Minderjährigen verantwortlich gewesen sein.

In gewissen Fällen kann es ausserdem vorkommen, dass eine in der Schweiz wohnhafte nah angehörige Person bereit ist, für den Minderjährigen aufzukommen und ihn zu begleiten. In diesem Sinne wäre der Minderjährige nicht mehr unbegleitet, selbst wenn der Angehörige zuvor nicht in einer Hausgemeinschaft mit dem der asylsuchenden Minderjährigen gelebt hat. (BFM, online)

Falls ein Kind mit anderen Personen in die Schweiz einreist, zu diesen jedoch keine verwandtschaftliche Beziehung hat, gilt es trotzdem als unbegleitet.

Zum Begriff der „Minderjährigkeit“ werden wir im Folgenden ebenfalls noch einige Erläuterungen schildern.

Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) geht laut Artikel 14 hervor, dass ein Mensch minderjährig ist, der das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht hat. Dieser Grundsatz wird im Asylgesetz so übernommen.

Aber auch der „Handlungsfähigkeit“ einer Person muss, insbesondere beim Asylverfahren mit UMA, Rechnung getragen werden.

Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) Artikel 12 wird Handlungsfähigkeit folgendermassen definiert:

„Wer handlungsfähig ist, hat die Fähigkeit, durch seine Handlungen Rechte und Pflichten zu begründen.“

Bei unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden handelt es sich jedoch im Sinne des Asylgesetzes um Personen im Ausland. Deshalb muss aufgrund unterschiedlicher Rechtslagen herausgefunden werden, ob eine Person nun handlungsfähig ist oder nicht. Um diesen Sachverhalt zu klären, finden wir im Bundesgesetz über das internationale Privatrecht kurz IPRG, unter dem Artikel 35 folgende Aussagen zur Handlungsfähigkeit:

„Die Handlungsfähigkeit untersteht dem Recht am Wohnsitz.“

Ein Wechsel des Wohnsitzes berührt die einmal erworbene Handlungsfähigkeit nicht.“

Dieser Artikel 35 im Internationalen Privatrecht (IPRG, 1987) wird laut dem Bundesamt für Migration ebenfalls für die Volljährigkeit und die Mündigkeit angewandt.

Um nun herauszufinden, welches der Wohnsitz der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden ist, ist es unabdingbar, auch den Wohnsitz als Begriff näher zu definieren: Im IPRG unter dem Artikel 20 Abs. 1 Bestimmung a finden wir folgende Definition zu „Wohnsitz“ vor:

„Im Sinne dieses Gesetzes hat eine natürliche Person ihren Wohnsitz in dem Staat, in dem sie sich mit der Absicht dauernden Verbleibens aufhält.“

Eine asylsuchende Person hat ihren vorherigen Wohnsitz verlassen und ist offensichtlich darum bemüht, die Schweiz zum neuen Wohnsitz zu machen und sich hier für längere Zeit aufzuhalten.

Dies ist der Grund, weshalb unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden die Schweiz als Wohnsitz anerkannt wird. Demnach gilt nun das Schweizer Recht bei der Bestimmung der Handlungsfähigkeit, wie aus dem Papier des BFM hervorgeht. (BFM,online,13ff)

2.2 Zahlen und Fakten zu den UMA in der Schweiz

Damit man sich ein Bild davon machen kann, wie viele unbegleitete minderjährige Asylsuchende jährlich in der Schweiz ankommen, werden wir im folgenden Abschnitt einige Zahlen und Fakten der vergangenen Jahre zu dieser Thematik miteinander vergleichen. Für genauere Informationen findet die interessierte Leserin im Anhang die genauen Statistiken über in UMA in der Schweiz von den Jahren 2004 - 2012. Die Zahlen stammen allesamt vom Bundesamt für Statistik (BFS).

Im Jahr 2004 kamen laut dem BFS insgesamt 824 unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz an. Diese Zahl entspricht genau 5,4 Prozent aller asylbewerbenden Menschen im Jahr 2004. (BFS, online)

2012 stellten genau 485 unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz einen Asylantrag, womit sich die Zahl im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren erneut erhöhte, jedoch im Vergleich zu Rekordjahren wie 2004 fast halbierte. (BFS, online)

Beim Vergleichen der Zahlen der letzten paar Jahre kann festgestellt werden, dass die Anzahl der Anträge von UMAs zwischen 200 und etwa 800 liegt. Wir konnten jedoch keinerlei Kontinuität beim Analysieren der Statistiken von 2004 bis 2012 feststellen.

Was ebenfalls ins Auge sticht, ist die Tatsache, dass der Grossteil der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden junge Männer oder Knaben sind. Zwischen 70 und 80 Prozent der gesuchstellenden Kinder und Jugendlichen waren und sind Jungen und junge Männer.

Zudem fällt auf, dass konstant über 70 Prozent der Flüchtlingskinder zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz zwischen 15 und 18 Jahre alt sind. In einigen Jahren waren es sogar über 90 Prozent.

Wie vielen unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Schweiz tatsächlich Asyl gewährt wird, lässt sich nicht feststellen. Der Grund dafür liegt darin, dass die Behörden den Entscheid oft bis zum 18. Lebensjahr der Betroffenen hinauszögern. Dies hat zur Folge, dass die Jugendlichen dann wie Erwachsene behandelt werden können, so die Autorin Daniela Duff (2008, 67).

Zu den Herkunftsländern der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden fanden wir ebenfalls einige Informationen. Wir haben gemerkt, dass gewisse Länder sehr oft aufgelistet sind, andere wechseln stetig ab. Beispielsweise die Länder Afghanistan, Somalia, Eritrea, und Sri Lanka sind unter anderem immer wieder als häufige Herkunftsländer der UMA aufgelistet.

Allgemein stellten wir fest, dass viele afrikanische Länder immer wieder genannt wurden. (BFS, online). Die von uns durchgeführten Interviews mit Sozialarbeitenden in den UMA-Zentren bestätigten die genannten Länder als häufigste Herkunftsländer ebenfalls. Es würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit bei Weitem sprengen, wenn wir nun näher auf die Gründe zu diesen Zahlen eingingen, sofern überhaupt Rückschlüsse gezogen werden können. Unter dem Punkt 2.6. werden allerdings noch kinder- und jugendspezifische Fluchtgründe aufgelistet und erklärt, die gegebenenfalls auf mögliche Herkunftsländer schliessen lassen können. (BFS, online)

2.3 Asylverfahren

Als Grundlage zur UMA-Thematik erläutern wir nun das Schweizer Asylverfahren, damit nachvollziehbar wird, welche Stationen eine asylgesuchstellende Person durchlaufen muss. Da es sich dabei um einen hochkomplexen Apparat handelt, dessen vollständige Darlegung unseren Rahmen sprengen würde, werden wir uns vorwiegend auf die aktuelle Homepage der Flüchtlingshilfe Schweiz (SFH) beziehen.

Aus dem Handbuch zum Asyl- und Wegweisungsverfahren der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (2009, 20) kann entnommen werden, dass die verschiedenen Staaten der Welt grundsätzlich souverän darüber entscheiden können, welche Personen ausländischer Herkunft sie in ihrem Land aufnehmen. Verschiedene Normen des Völkerrechts, die verbindlich sind, regeln jedoch gewisse Aspekte im Umgang mit Flüchtlingen. Die Flüchtlingskonvention von 1951 verpflichtet die unterzeichneten Staaten zwar nicht dazu, Flüchtlinge generell aufzunehmen, verbietet es ihnen jedoch, sie in ein Land zurückzuschicken, in dem ihnen politische Verfolgung, Folter oder Tod droht.

2.3.1 Asylgesuchstellung

Als Asylgesuch gilt laut dem Artikel 18 des Asylgesetzes der Schweiz (AsylG, 1998) die Bitte um Gewährung von Schutz vor Verfolgung, die eine Person ausländischer Herkunft mündlich, schriftlich oder durch Zeichensprache stellt. Die ausländische Person kann ein solches Gesuch an einem Grenzposten oder bei der Grenzkontrolle eines Schweizer Flughafens stellen. In den meisten Fällen werden aber die Gesuche direkt bei einem schweizerischen Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVZ) des Bundesamtes für Migration vorgebracht, von denen in der Schweiz vier existieren. Die Zentren liegen in Basel, Chiasso, Vallorbe und Kreuzlingen. Asylsuchende müssen ihre Identität, wenn möglich anhand von Identitätspapieren, offenlegen. Anschliessend werden Befragungen durchgeführt, um die Gründe zu erfassen, weshalb die asylgesuchstellende Person ihren Heimatstaat verlassen hat. Von der ausländischen Person wird verlangt, dass ehrlich erläutert wird, weshalb sie im Heimatstaat verfolgt wird und deshalb in der Schweiz Schutz sucht.

2.3.2 Asylentscheid des Bundesamtes für Migration

Gutheissung/Asyl: Ein Gesuch wird gutgeheissen, wenn die Gründe für eine Flucht glaubhaft dargelegt werden konnten. Es muss sichergestellt sein, dass die asylsuchende Person in ihrem Heimatstaat in asylrechtlich relevanter Weise verfolgt wird. Somit wird die Person als Flüchtling anerkannt und erhält in der Regel Asyl. Falls Asylausschlussgründe

vorliegen, wird die Person zwar als Flüchtling anerkannt, jedoch nur vorläufig aufgenommen. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Gutheissung/Vorläufige Aufnahme: Falls die Person ihre Geschichte nicht glaubhaft darlegen konnte und keine asylrechtlich relevanten Asylgründe vorliegen, aber eine sofortige Zurückweisung ins Heimatland der gesuchstellenden Person momentan nicht zulässig, zumutbar oder möglich ist, wird die Person ebenfalls vorläufig aufgenommen. Dies wird vom BFM in einen zweiten Schritt überprüft. Die Schweiz hat völkerrechtliche Verpflichtungen einzuhalten und muss humanitären Überlegungen Folge leisten. Die vorläufige Aufnahme in der Schweiz kann zum Zuge kommen, wenn die asylgesuchstellende Person schwer erkrankt ist, und in ihrem Heimatland keine ausreichende medizinische Versorgung erhalten würde, oder wenn die Person beispielsweise aus einem Bürgerkriegsland flüchtete. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Abweisung: Liegen keine Gründe vor, dass eine Rückkehr in das Heimatland unmöglich ist, und das Asylgesuch wird abgelehnt, so ordnet das BFM die Wegweisung aus der Schweiz an. Es wird eine Frist gesetzt, in der die asylgesuchstellende Person die Schweiz zu verlassen hat. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Nichteintretensentscheid:

Nichteintretensgründe sind folgende:

- Die asylsuchende Person hat bereits in der Schweiz oder einem anderen Schengen-Dublin Staat ein Asylgesuch eingereicht und kann keine neuen Asylgründe geltend machen.
 - Die Person stammt aus einem so genannten „safe country“. (Sicherer Staat)
 - Es wurden von der asylsuchenden Person keine Ausweispapiere vorgelegt, und zwar aus eigenem Verschulden, oder die Ausweispapiere sind falsch.
 - Die Aussagen der Person widersprechen sich oder sind unwahr.
- (Flüchtlingshilfe Schweiz, online)

In solchen Fällen trifft das BFM einen Nichteintretensentscheid, was bedeutet, dass keine weiteren Abklärungen mehr nötig sind, und der Person kein Asyl gewährt wird. Sie muss die Schweiz innerhalb einer gesetzten Frist verlassen. Die Schweizerische Flüchtlingshilfe (2009, 102) erwähnt jedoch, dass die Person trotzdem vorläufig aufgenommen werden muss, falls Wegweisungshindernisse vorliegen.

2.3.3 Wegweisungshindernisse

Wegweisungshindernisse liegen vor, wenn eine Wegweisung unzumutbar, unzulässig oder unmöglich ist. Von einer Unzumutbarkeit spricht man, wenn die betroffene Person beispielsweise krank ist und in ihrem Heimatland keine genügende medizinische Behandlung erhalten würde. Unzulässig wäre eine Wegweisung, wenn der Person im Heimatland unmenschliche Behandlung, Verfolgung oder Folter drohen würde. Falls technische Gegebenheiten es nicht erlauben, dass die Person mit einem negativen Asylentscheid zurückreisen kann, ist die Wegweisung unmöglich. (Flüchtlingshilfe Schweiz, online)

2.3.4 Beschwerdeverfahren

Die Beschwerde gegen einen Nichteintretensentscheid muss innerhalb von fünf Tagen beim Bundesverwaltungsgericht (BVGer) eingereicht werden. In der Beschwerde muss genau wiedergegeben werden, warum die betroffene Person mit dem Entscheid nicht einverstanden ist. Gegebenenfalls muss zudem Beweismaterial mitgeliefert werden, weshalb die Person in der Schweiz aufgenommen werden soll. Bis zur Antwort darf sich die Person weiterhin in der Schweiz aufhalten. Falls ein Staat der EU, Island oder Norwegen für die Asylprüfung zuständig ist, muss die Antwort aus diesem Land erwartet werden. Wird der Nichteintretensentscheid an der Grenze getroffen, kann die Person in Haft genommen werden. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Auch gegen jeden anderen negativen Entscheid kann beim Bundesverwaltungsgericht innerhalb von 30 Tagen Beschwerde eingereicht werden. Die Rechtsberatungsstellen helfen den ausländischen Personen beim Verfassen dieser Beschwerden. Die Beschwerden müssen in einer der Landessprachen Deutsch, Französisch oder Italienisch verfasst werden. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

2.4 Rechtliche Status

Je nach Ausgang des Asylverfahrens und dem entsprechenden Urteil der Behörden resultieren verschiedene rechtliche Status für die gesuchstellende Person:

Asylsuchende (Status N): Diese Personengruppe wartet noch auf den Ausgang ihres Asylentscheids.

Flüchtlinge (Status B): Die Behörden glauben der Person, dass sie in ihrem Herkunftsstaat verfolgt wird und gewährt Asyl. Der Status B ist zugleich eine Aufenthaltsbewilligung. Nach fünf Jahren erhält die Person dann die Niederlassungsbewilligung (C). Die Genfer Flüchtlingskonvention schreibt vor, dass anerkannte Flüchtlinge generell nicht schlechter als ausländische Personen im Allgemeinen behandelt werden dürfen.

Vorläufig Aufgenommene (Status F): Diese Menschen sind einer anderen Form von Gefährdung ausgesetzt und somit schutzbedürftig, wenn sie zum Beispiel vor einem bewaffneten Konflikt fliehen mussten. Der Status F ist keine eigentliche Aufenthaltsbewilligung, sondern beweist nur, dass die Person vorübergehend in der Schweiz aufgenommen wurde. Laut dem Bundesamt für Migration und dem Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) (online, 2012) handelt es sich bei vorläufig Aufgenommenen um Personen, die von der Schweiz weggewiesen wurden, jedoch nicht in ihr Heimatland zurück können, weil Wegweisungsgründe vorliegen.

Abgewiesene Asylsuchende: Diese Personen haben keinerlei rechtlichen Status inne. Sie halten sich rechtlich gesehen illegal in der Schweiz auf.

Die unterschiedlichen unsicheren Status im Detail

Wir werden im folgenden Abschnitt nun ein besonderes Augenmerk auf die unsicheren rechtlichen Status im Detail legen. Der Grund dafür ist der, dass diese Status auf die meisten UMAs zutreffen. Aus den Interviews mit Sozialarbeitenden in UMA-Zentren ging

ausnahmslos hervor, dass die allermeisten unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Schweiz einen N-Status haben, einige wenige auch einen F-Status. Alles andere ist eine Seltenheit.

Asylsuchender (Ausweis N): Beim Ausweis N handelt es sich nicht um eine Aufenthaltsbewilligung, sondern um die Bestätigung, dass eine Person in der Schweiz ein Asylgesuch gestellt hat und auf die definitive Antwort wartet. Bis zum Abschluss des Verfahrens darf sich die Person in der Schweiz aufhalten und wird einem Kanton zugewiesen. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Vorläufig aufgenommene Ausländer und Ausländerinnen (Ausweis F): Es handelt sich hierbei ebenfalls nicht um eine Aufenthaltsbewilligung, sondern um die Bestätigung der Tatsache, dass die Person vorläufig aufgenommen ist. Der vorläufig Aufgenommene bleibt demselben Kanton zugewiesen, in dem er als Asylsuchender wohnte. Innerhalb des Kantons darf er den Aufenthaltsort frei wählen. Der Status ist befristet auf ein Jahr. Die Aufnahme wird aufgehoben, wenn der Vollzug der Wegweisung als zulässig zumutbar oder möglich erscheint oder bei Gründen für Nichtanordnung der vorläufigen Aufnahme wie beispielsweise Verurteilung zu einer längerfristigen Freiheitsstrafe. Ein Kantonswechsel kann nur passieren, wenn beide Kantone sich damit einverstanden erklären, und falls das Bleiben im zugewiesenen Kanton die Familie der vorläufig aufgenommenen Ausländer verletzen oder eine Bedrohung bedeuten würde. Vorläufig aufgenommene Ausländerinnen und Ausländer müssen eine Zusatzsteuer von 10% ihres Einkommens entrichten, falls sie erwerbstätig sind. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Vorläufig aufgenommener anerkannter Flüchtling (Ausweis F): Ein Kantonswechsel ist möglich, wenn die betroffene Familie nicht dauerhaft auf Sozialhilfe angewiesen ist und nicht massiv gegen das Schweizer Gesetz verstösst. Im Gegensatz zu vorläufig aufgenommenen Ausländerinnen und Ausländern müssen vorläufig aufgenommene Flüchtlinge keine Sondersteuer entrichten. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

Schutzbedürftige (Ausweis S): Dieser Status kommt keiner Anwesenheitsberechtigung gleich. Schutzbedürftige dürfen während der ersten drei Monate in der Schweiz keinerlei Erwerbstätigkeit nachgehen und werden einem Kanton zugewiesen. Ein Kantonswechsel wird nur unter bestimmten Umständen bewilligt. Schutzbedürftige, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen, werden mit einer Sondersteuer von 10% des Einkommens belastet. (Schweizerische Flüchtlingshilfe, online)

2.5 Besonderheiten für UMA im Asylverfahren

Sobald ein unbegleitetes minderjähriges Kind oder eine unbegleitete minderjährige Jugendliche ein Asylgesuch am Flughafen einreicht, wird unverzüglich das BFM darüber in Kenntnis gesetzt. Dafür sind die zuständigen Behörden verantwortlich, wie das Bundesamt für Migration in seinem Onlinepapier (2008, S.28-29) erläutert.

Lücker-Babel (2001, 19) erklärt, dass die UN-Kinderrechtskonvention dem Kind selber eine aktive Rolle zuteilt, wenn es um seinen Schutz und die Förderung seiner Rechte geht. Dies ist für sie einer der Gründe, weshalb auch Minderjährige mit einbezogen werden. Wo immer es um Angelegenheiten geht, die das Kind berühren, muss

sichergestellt werden, dass das Kind Mitspracherecht hat und seine Meinung seinem Alter und seiner Reife angemessen berücksichtigt wird. (UN-Kinderrechtskonvention Art.12 Abs. 1)

Der Artikel 22 der UN-Kinderrechtskonvention (KRK, 1989) besagt zudem, dass dem Kind besonderer Schutz und humanitäre Hilfe zusteht. Ausserdem ist der Grundsatz des „besonderen Schutzes für Kinder“ in der Schweizer Bundesverfassung im Artikel 11 verankert. Dies sind die Gründe, weshalb es im Asylverfahren einige heikle Abklärungsfragen und besondere Verfahrenssituationen für UMAs gibt. Man geht davon aus, dass das unbegleitete Kind aufgrund der Tatsache, dass es einerseits alleine in die Schweiz gekommen ist, sich zudem mitten in der kindlichen Entwicklung befindet und sich in einem fremden Kulturkreis zurechtfinden muss, mehrfach auf Hilfe angewiesen ist. Im Folgenden werden wir die Besonderheiten im Asylverfahren für UMAs zusammenfassen.

2.5.1 Prozessfähigkeit

Die Flüchtlingshilfe Schweiz (2009, 266ff) erläutert, dass die Asylbehörden anfangs des Asylverfahrens die Urteilsfähigkeit der Kinder und Jugendlichen prüfen, da es eine allgemeine Mitwirkungspflicht der asylsuchenden Person im Asylverfahren gibt. „Urteilsfähigkeit“ lässt sich aber nicht per se definieren. Vielmehr hängt sie von der psychischen Reife des Menschen ab. Die Behörden müssen sicherstellen, dass die asylsuchende Person ihre Fluchtgeschichte nachvollziehbar schildern kann. Falls sich herausstellt, dass das gesuchstellende Kind oder die gesuchstellende Jugendliche nicht urteilsfähig ist, fehlt die Prozessfähigkeit und es kann nicht auf dem Mitwirkungsgrundsatz gepocht werden. In einem solchen Fall müssen die Behörden im Sinne des Kindeswohls nach weiteren Möglichkeiten suchen. In der Regel werden solche Kinder vorläufig in der Schweiz aufgenommen, falls deren Eltern nicht gefunden werden konnten. Deshalb werden Kindesschutzmassnahmen ergriffen.

Aus dem Artikel 16 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (ZGB) geht folgende Definition der Urteilsfähigkeit hervor:

„Urteilsfähig im Sinne dieses Gesetzes ist jede Person, der nicht wegen ihres Kindesalters, infolge geistiger Behinderung, psychischer Störung, Rausch oder ähnlicher Zustände die Fähigkeit mangelt, vernunftgemäss zu handeln.“ (ZGB, Art. 16)

2.5.2 Altersbestimmung

Um das Alter bestimmen zu können, werden laut Daniela Duff (2008, 49ff) in der Schweiz verschiedene Verfahren durchgeführt. Unter anderem werden Fingerknochen der linken Hand bemessen. Hier kann es jedoch zu Abweichungen von bis zu drei Jahren kommen. Aus diesem Grund wurde das Verfahren inzwischen von der Asylrekurskommission als unzulässig deklariert. Trotzdem werden weiterhin solche Fingerknochenanalysen durchgeführt, da sie unter gewissen Bedingungen für das Verfahren zulässig sind, nämlich dann, wenn das behauptete und das aus der Fingerknochenanalyse hervorgegangene Alter um mehr als drei Jahre differieren, erklärt die SFH (2009, 270). Zusätzlich zur Knochenanalyse kann auch der gesamthafte physische Entwicklungsstand bemessen werden. Hierbei führt die Autorin Duff (2008, 48ff) jedoch ins Feld, dass die Pubertät nicht in jedem Kulturkreis zeitgleich eintritt und durch Extremsituationen wie

Hungersnot verschoben werden kann.

Die Schweizer Flüchtlingshilfe (2009, 270ff) erklärt, dass die Beweislast beim unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden liegt, der zudem ebenfalls die Folgen zu tragen hat, dass sein Alter nicht genau bestimmt werden kann. Eine Abweichung von zweieinhalb bis drei Jahren zwischen dem vom Jugendlichen behaupteten und aus der Knochenanalyse hervorgehenden Alter liegt im Normalbereich. Liegt die Abweichung zwischen dem Alter, das anhand der Fingerknochenanalyse herausgefunden wurde, und dem des behaupteten Alters in diesem Bereich, gilt die Röntgenaufnahme nicht als Beweis für einen Nichteintretensentscheid.

Zusammenfassend lassen sich verschiedene Verfahren oder Vorgehensweisen mit unterschiedlich starken Indizien zur Altersbestimmung festhalten, die auf dem Online-Papier des Bundesamtes für Migration (2008, 37) aufgelistet sind:

Starke Indizien zur Altersbestimmung sind folgende:

- Der Gesuchsteller hat gültige Dokumente, die seine Altersangaben beinhalten.
- Die Gesuchstellerin legt glaubhaft dar, wie alt sie ist, ihre Aussagen widersprechen sich nicht und sind stimmig.
- Die gesuchstellende Person kann glaubhaft schildern, weshalb es ihr nicht möglich war, diese Dokumente zu besorgen.

Schwache bis sehr schwache Indizien sind hingegen:

- Untersuchungen der linken Handknochen zur Bestimmung des Alters.
- Würdigung des äusserlichen Erscheinungsbildes ist von 15-25 Jahren ein sehr schwaches Indiz zur Altersbestimmung.

2.5.3 Beiordnung einer Rechtsvertretung

Im Zivilgesetzbuch der Schweiz (ZGB, online) werden die verschiedenen Kindesschutzmassnahmen gemäss den Artikeln 307, 308, 310 und 311 im Detail aufgeführt. Je nach Situation des Kindes werden verschiedene Beistandschaften angeordnet, welche in unterschiedlichem Masse umfassend sind. Wichtig ist laut der Flüchtlingshilfe Schweiz, dass die Person, die eine solche Beistandschaft übernimmt, genügend Rechtskenntnisse und spezifische Kenntnisse des Asylwesens mitbringt, um das Kind im Verfahren bestmöglich unterstützen zu können. Dies geht aus dem Online-Papier des BFM (2008, 31) hervor.

2.5.4 Beiordnung einer Vertrauensperson

Laut Artikel 17 Absatz 3 des Asylgesetzes wird jedem UMA so schnell wie möglich eine Vertrauensperson zugewiesen, die die Interessen des Kindes wahren und vertreten soll. Diese soll die rechtliche Vertretung nicht ersetzen, sondern ergänzen. Die vormundschaftlichen Massnahmen gehen jedoch der Beiordnung einer Vertrauensperson vor, da sie gesetzlich besser geregelt, im ZGB ersichtlich und strukturierter sind. Die Aufgaben der Vertrauensperson sind die Betreuung und Unterstützung des Kindes im Asylverfahren aber auch ausserhalb davon, bis das Kind entweder volljährig ist oder die Schweiz verlassen hat. Die Vertrauensperson muss alles dafür tun, für das Kind oder die

jugendliche Person erreichbar zu sein, wenn diese es für nötig empfindet. Die Vertrauensperson ist ebenso dafür zuständig, gegebenenfalls einen Rechtsberater beizuziehen, so das BFM in seinem Online-Papier (2008, 31).

2.5.5 Schutz des Kindeswohls während des Aufenthaltes in der Schweiz

Der Beistand und/oder die Vertrauensperson sind dafür verantwortlich, dass das Kind eine geistige, sittliche und körperliche Erziehung erhält. Diese soll seine Entfaltung fördern und schützen. Ausserdem soll eine Ausbildung für das Kind ermöglicht werden. Zu diesem Zweck muss mit Schulen, aber auch mit der Jugendarbeit zusammengearbeitet werden. Zum körperlichen Wohl gehören unter anderem Hygiene, Gesundheit, Ernährung und Bekleidung. Zudem soll die Vertrauensperson oder die Beistandin dafür sorgen, dass das Kind oder die jugendliche Person diese Aufgaben selber wahren kann und sich weiter an die im Land üblichen Ge- und Verbote halten kann. Dies teilt die Schweizerische Flüchtlingshilfe (2009, 275-276) mit.

2.5.6 Schutz des Kindeswohls bei der Wegweisung

Aus dem Artikel 3 Absatz 1 der Kinderrechtskonvention geht hervor, dass von den Schweizer Behörden vor allem geprüft werden soll, ob eine Wegweisung zumutbar ist oder das Kindeswohl gefährdet werden würde. Zudem muss abgeklärt werden, ob die Eltern des Kindes oder geeignete Institutionen in seinem Heimatstaat erreichbar und in der Lage sind, für das Kind zu sorgen. Das BFM muss Massnahmen treffen, um sicherzugehen, dass das Kind zuhause abgeholt wird. Ist dies nicht der Fall, muss über eine Unterbringung in der Schweiz debattiert werden, damit die Bedürfnisse des Kindes oder der jugendlichen Person abgedeckt sind. Es muss ausserdem in Betracht gezogen werden, inwieweit sich das Kind bereits in der Schweiz integriert hat, und ob eine Wegweisung Härte bedeuten würde.

2.6 Fluchtgründe

Um zu verstehen, welche Krisensituationen und traumatischen Erlebnisse unbegleitete minderjährige Asylsuchende durchleben können, werden wir kurz auf deren spezifische Fluchtgründe eingehen. Neben allgemeinen Fluchtgründen, die Erwachsene und Kinder gleichermassen betreffen können, wie Naturkatastrophen, Armut, Krieg oder demographische Unregelmässigkeiten, bestehen laut Katharina Marko (2008, 16ff) einige wichtige kinder- und jugendspezifische Fluchtgründe.

Kinder- und jugendspezifische Fluchtgründe

Die Fluchtgründe, welche grösstenteils auf Kinder und Jugendliche zutreffen, werden wir im Folgenden zusammenfassend wiedergeben, da diese sich speziell auf unsere Zielgruppe beziehen und deren traumatisierende Wirkung verdeutlichen.

Zwangsrekrutierung: Laut Amnesty International Schweiz (online) ist zu vernehmen, dass weltweit zehntausende Kinder und Jugendliche als Kindersoldaten missbraucht werden.

Diese Kinder werden zuerst von ihren Familien getrennt und verschleppt. Nach und nach wird ihre innere Widerstandskraft gebrochen, und sie werden systematisch psychisch und

physisch zerstört. Ihr Wille und ihre Persönlichkeit werden gebrochen, nicht selten spielt auch sexuelle Gewalt innerhalb der Armee eine Rolle, wobei Kinder die verletzlichsten Opfer darstellen. Auch Drogen und Alkohol werden ihnen angeboten, um sie dadurch gefügig zu machen, so die Autorin Marko (2008, 23f).

Verfolgung aufgrund politischer Betätigung: Die Autorin Katharina Marko (2008, 24) erklärt als weitere Fluchtursache die politische Aktivität selbstständig denkender junger Leute. Die politischen Tätigkeiten dieser jungen Leute führen von Verteilen von Flugblättern bis zur Teilnahme an Demonstrationen oder Kampagnen in Bildungseinrichtungen. Die Folgen können verheerend sein. Es drohen ihnen Verhöre, Verhaftungen oder gar Folter.

Ökonomische Ausbeutung von Minderjährigen (Kinderarbeit): In Ländern, die sehr arm sind, werden Kinder häufig als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Nicht selten müssen sie mithelfen, die meist grosse Familie zu versorgen, so Manfred Liebel (199, 36-45). Der Autor erläutert, dass dies häufig zu Lasten der kindlichen Entwicklung geht, da die Kinder und Jugendlichen oft mit Aufgaben konfrontiert werden, welche nicht ihrem Entwicklungsstand entsprechen. Arbeit im Kindesalter hat häufig psychische, physische und emotionale Folgen für die Kinder, wie Katharina Marko (2008, 26) ergänzt. Sie schildert weiter, dass laut der Kinderrechtskonvention Kinderarbeit im Schulalter eigentlich verboten ist, trotzdem jedoch in etlichen Ländern Kinder zu Arbeit gezwungen werden und unter teilweise schlimmsten Bedingungen leben müssen.

Verfolgung aufgrund ethnischer Zugehörigkeit oder Familienzugehörigkeit: In rassistischen oder ethnischen Auseinandersetzungen sind es oftmals die Kinder, welche als Erpressungsinstrumente verhaftet und gefoltert werden, um einen Widerstand zu brechen und die politische Tätigkeit der Eltern zu beeinträchtigen, so Katharina Marko (2008, 26).

Geschlechtsspezifische Verfolgung: Vor allem Mädchen leiden unter Diskriminierung und Verfolgung. Beispiele dafür sind unter anderem weibliche Genitalbeschneidung, Ausschluss aus dem Bildungswesen für Frauen oder der Zwang zur Prostitution. Viele Mädchen nehmen deshalb eine gefährliche Flucht auf sich (Marko, 2008, 26-27).

Kommerzielle sexuelle Ausbeutung von Kindern: Darunter fällt, wie bereits beschrieben, auch der Zwang zur Prostitution. Viele Kinder, die in grosser Armut leben, wissen keinen anderen Weg, als ihren Körper zu verkaufen. Auch der boomende Sextourismus fällt unter diese Kategorie. Die Folgen für die kindliche Psyche können laut der Autorin Marko (2008, 28) verheerend sein.

3. Theorieteil: Resilienz und ihre Schlüsselfaktoren

Nun kommen wir zum eigentlichen Theorieteil, bei dem wir den Fokus auf das Resilienzkonzept richten. Grundsätzlich versuchen wir vom Allgemeinen auf das Spezifische zu schliessen. Praktisch gesehen bedeutet dies, dass wir anhand der Auseinandersetzung mit der Resilienzthematik und deren Darlegung herausfinden möchten, welche Bedeutung sie für die Personengruppe der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden haben könnte.

Wir haben den theoretischen Teil mit Aussagen der befragten Expertinnen Frau Kauer und Frau Brodbeck³ ergänzt, welche wir kursiv gekennzeichnet haben. Zu diesem Zweck haben wir teilweise sinngemäss zitiert, damit das stilistische Bild stimmiger ist. Dies wurde im Vorfeld mit den beiden Expertinnen so vereinbart.

3.1 Begründung zur Wahl des Resilienzkonzepts

Beim Erarbeiten des theoretischen Teils zu den UMA ist uns immer wieder aufgefallen, dass es sich bei diesen Kindern und Jugendlichen um starke Persönlichkeiten handeln muss, wie wir mutmassten. Diese Behauptung fusst auf unserer Überlegung, dass eine Flucht aus dem gewohnten sozialen Umfeld für Menschen in der Adoleszenz und der Kindheit enorm belastend ist. Erschwert wird ein solcher Sachverhalt unseres Erachtens durch die Tatsache, dass die betroffenen jungen Leute unbegleitet eine derartige Flucht auf sich nehmen und sozusagen schutzlos gefährlichen oder bedrohlichen Umwelteinflüssen oder negativen zwischenmenschlichen Beziehungen ausgesetzt sind.

Was wir ebenfalls überlegten war, dass die Kinder und Jugendlichen von der Förderung ihrer Resilienz doppelt profitieren können. Egal ob die Betroffenen nun in der Schweiz eine neue Heimat finden oder aber in ihr Herkunftsland zurückgeschickt werden, sie können diese innere Widerstandskraft für beide Szenarien dringend brauchen, wie uns scheint.

Beim Erarbeiten des Theorieteils zum Thema Resilienz war auffallend, dass in der Literatur nicht einheitlich mit dem Begriff „Resilienz“ verfahren wird. Verschiedene Autoren liefern unterschiedliche Erklärungen und Definitionen. Dies erschwert einen einheitlichen Umgang mit dem Begriff. Um diesem Sachverhalt entgegenzuwirken, sprachen wir diese Schwierigkeit in den beiden Experteninterviews an und fragten die Dozentinnen, ob es sich in ihren Augen bei Resilienz um eine Theorie oder um ein Konzept handelt. Wir erhielten folgende Antworten:

Mir ist es eben ehrlich gesagt auch nicht bis in letzte Detail klar. Aber das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass es eben etwas ist, das sich über die Jahre verändert hat, in der Literatur, also der Resilienzbegriff eben nicht von allen Autoren und Autorinnen in der gleichen Art gebraucht wird. Das macht es auch ein bisschen schwierig. Aber es ist ganz sicher keine Theorie, weil eine Theorie wäre ja etwas, das nichts mit der Empirie, also nichts mit Daten und Ergebnissen zu tun hat, und das ist es ja nicht. Der Resilienzbegriff ist ja etwas, wo man erstaunt gewesen ist, dass so viele Kinder, die unter widrigen Umständen aufgewachsen sind, längerfristig relativ angepasst werden. Und das ist ja ganz klar ein empirisches Ergebnis. Das ist zum Beispiel von Emmy Werner in der Kauai-Studie herausgefunden worden. Der ganze Jahrgang. Danach wird einfach im Längsschnitt geschaut, was aus denen wird.

³ Nähere Angaben zu den befragten Expertinnen finden sich unter 8.2 der vorliegenden Arbeit.

Das ist ganz klar ein empirisches Ergebnis und so gesehen ist es ein Konzept.⁴ Es wird einfach eine uneinheitliche Terminologie verwendet. Die Frage ist: Was ist eine Theorie? Die Minimalvariante einer Theorie ist einfach, dass sie Zusammenhänge zwischen Variablen erklärt. Und dass man aufgrund dessen etwas vorhersagen kann. Also dass es nicht nur auf Beobachtungen beruht, sondern ein Abstraktionsniveau höher geht. Einfach Details einer bestimmten Situation, ein kleines bisschen wie bei einer Fotografie, aber mehr wie eine Landkarte. Die Orte sind gespeichert, die Strassen, aber zum Beispiel nicht die Bäume. Die wichtigsten Elemente werden in der Theorie hervorgehoben.

Das Konzept ist weniger ausführlich wie eine Theorie. Es wird auch ab und zu das Wort „Modell“ verwendet. Wo man Zusammenhänge zwischen verschiedenen Faktoren zu klären versucht oder aufzuzeichnen. Also ich würde sagen, es ist einfach ein akademischer Unterschied. Nichts, das wirklich existiert. Je nachdem, wie man den Begriff halt braucht.

Resilienz selber würde ich eher als Beobachtung bezeichnen oder als Teil eines Denkmodells. Wo man nicht nur die schädlichen Faktoren anschaut, die Probleme, das Schwierige, sondern auch das, was gut läuft. Schutzfaktoren, Sachen, die eine Person erreicht hat.⁵

Für eine einheitliche Terminologie war es sehr wichtig, diese Frage zu klären. Wir haben vereinbart, dass wir in der gesamten Arbeit im Zusammenhang mit Resilienz von einem Konzept sprechen werden.

3.2 Definition Resilienz

Laut dem deutschen Duden (2013, online) stammt das Wort Resilienz ursprünglich aus dem Lateinischen „resilire“ und bedeutet übersetzt so viel wie „zurückspringen“. Der Begriff wird mit „psychischer Widerstandskraft“ oder der „Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen“ übersetzt.

Eine einheitliche Definition des Begriffes „Resilienz“ lässt sich in der Fachliteratur nicht finden. Das Thema Resilienz wird von den verschiedensten Autoren, die sich eingehend damit befassen, teilweise unterschiedlich erklärt. Selbst die Autoren erläutern, dass sich der Begriff per se nur schwer definieren lässt, da ihm jede Person, die damit in Berührung kommt, eine eigene Bedeutung aus einer persönlichen Sichtweise zumisst.

Allgemeine Einigkeit herrscht jedoch darin, dass der Begriff ursprünglich aus der Naturwissenschaft, genauer aus der Physik, stammt, und erst später für die Sozialwissenschaften verwendet wurde. Gemeint sind mit „Resilienz“ im naturwissenschaftlichen Sinne Eigenschaften von gewissen Materialien wie „Biegsamkeit“ oder „Widerstandsfähigkeit“, so Margherita Zander (2010, 9ff). Sie führt zum besseren Verständnis hierzu das Bild einer Linde im Wind ins Feld, welche durch ihre Biegsamkeit dem rauen Wind auf der Weise trotzt, indem sie sich zwar biegt, ohne

⁴ Ausschnitt Experteninterview H, Frau Kauer

⁵ Ausschnitt Experteninterview J, Frau Brodbeck

dabei aber zu brechen. Resiliente Menschen reagieren also quasi elastisch auf äussere Einwirkungen und Belastungssituationen. (Zander, 2010, 9ff)

Wir werden im Folgenden einige uns wichtig scheinende Definitionen aufführen, um damit die Vielschichtigkeit der Thematik fassbar zu machen. Die Autorin und Spezialistin auf diesem Gebiet, Rosmarie Welter-Enderlin (2008, 9), hat sich in ihrem Buch „Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände“ unter anderem mit der Schwierigkeit einer Begriffsklärung auseinandergesetzt, was wir sehr spannend finden, und deshalb auf ihre Sicht der Dinge punkto Definition ebenfalls eingehen werden.

Welter-Enderlin (2008, 9ff) macht deutlich, dass von Resilienz bezogen auf die verschiedenen Zielgruppen etwa vom Kind, oder von Familien, welche Resilienz aufweisen, gesprochen werden kann. Die Definition hängt ihrer Meinung nach also erheblich vom Arbeitskontext ab. Offen bleibt jedoch immer die Frage, ob diesen Menschen – ob Kindern, Familien oder anderen Zielgruppen – Resilienz innewohnt oder als Produkt guter Förderung angesehen wird. Welter-Enderlin (2008, 13) definiert Resilienz wie folgt: *„Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für die Entwicklung zu nutzen“.*

Die Autoren Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011, 9) gehen davon aus, dass es sich bei der Resilienz nicht um eine angeborene Eigenschaft handelt, sondern um einen *„variablen und kontextabhängigen Prozess“*. Sie sprechen dann von Resilienz, wenn *„sich Personen trotz gravierender Belastungen oder widriger Lebensumstände psychisch gesund entwickeln.“*

Nun, nach der Darlegung der uns elementar scheinenden Aspekte, die die Schwierigkeit des Resilienzbegriffes verdeutlichen, werden wir uns einer gängigen Definition von Resilienz im deutschen Sprachraum zuwenden. Margherita Zander (2010, 9) spricht hier von Resilienz im Sinne der *„Fähigkeit, starke seelische Belastungen, ungewöhnliche Entwicklungsrisiken, auch erlebte Traumata, unbeschadeter zu bewältigen, als zu erwarten stünde.“*

Wustmann (2004,18) liefert folgende kindbezogene Definition: *„Resilienz meint eine psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken.“*

Ebenfalls interessant am Resilienzbezug ist, dass er in einigen Sprachen, beispielsweise im kastilischen Spanisch, gar nicht vorkommt, wie die Autorin Grotberg (2011, 59-60) erläutert. Dort spricht man stattdessen von *„la defensa ante la adversidad“*, was mit *„Abwehr einer Notlage“* übersetzt werden kann.

Frau Grotberg pocht auf der Wichtigkeit eines gemeinsamen Begriffes, damit alle Personen, die sich mit Resilienz befassen, von derselben Thematik sprechen. Für die Autorin ist Resilienz zudem mehr als ein Wort. Es stellt für sie eine Art Werkzeugsatz dar, mit dem Menschen gestärkt werden können. Je besser wir also demnach Resilienz beschreiben können, desto leichter fällt es Betroffenen und unterstützenden Instanzen, damit zu arbeiten und die eigenen Gefühle zu beschreiben.

Bei unserer eigenen Definition von Resilienz stützen wir uns vor allem auf die beiden oben beschriebenen Autorinnen Rosmarie Welter-Enderlin und Corina Wustmann. Unsere persönliche Definition von Resilienz bezogen auf die Zielgruppe der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden lautet folgendermassen:

Unter Resilienz verstehen wir *„eine innere Widerstandskraft, die es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für eine psychisch gesunde Entwicklung zu nutzen.“*

3.3 Resilienzmerkmale

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011,10-11) gehen Resilienzforscher gewöhnlich dann von resilientem Verhalten aus, wenn eine Person eine Situation mit Erfolg meistert, welche als risikoreich für die Entwicklung des Menschen eingestuft werden kann. Beispiele hierfür sind: Chronische Armut oder der Verlust einer engen Bezugsperson. Die Autoren führen ins Feld, dass es sich bei Resilienz nicht um eine Persönlichkeitseigenschaft handelt, sondern um etwas, das an folgende zwei Bedingungen geknüpft ist:

1. Eine Risikosituation besteht.
2. Aufgrund vorhandener Kompetenzen gelingt es dem Individuum diese zu bewältigen.

Laut Wustmann (2004, 30) handelt es sich bei der Resilienz um eine variable Grösse. Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011,11) beschreiben dies damit, dass die Möglichkeit besteht, dass Kinder zu einem gewissen Zeitpunkt resilientes Verhalten aufweisen und bei einer anderen Situation Mühe bekunden, belastende Ereignisse zu bewältigen. Resilienz kann also nicht als Fähigkeit angesehen werden, welche während des gesamten Lebenslaufes stabil bleibt. Ebenso wenig kann Resilienz auf alle Lebensbereiche eines Menschen übertragen werden, da beispielsweise ein Kind im Bereich Schule keine Probleme aufweist, jedoch auf der anderen Seite nicht in der Lage ist, soziale Kontakte zu knüpfen, so die Autoren. Dies führt dazu, dass Resilienz nicht mehr als universell angesehen wird, da biologische, psychologische und psychosoziale Faktoren eine Rolle spielen. Dies führt dazu, dass Resilienz durchgehend als mehrdimensional zu betrachten ist.

Wir haben ebenfalls eine unserer Expertinnen, Frau Jeannette Brodbeck, zu Resilienzmerkmalen befragt. Wir erhielten eine sehr ausführliche Antwort, die mit spezifischen Alltagsbeispielen gespickt ist:

Da braucht es zwei Sachen. Das eine sind schwierige Bedingungen. Das kann frühkindlich sein, das kann spätes Trauma sein, oder eben bei jugendlichen Flüchtlingen einfach die Erfahrung vom Flüchten-müssen, von Krieg. Zusätzlich ein zweites Element: Dass die Leute, die das erlebt haben, trotzdem gut funktionieren.

Das gute Funktionieren, da ist ein bisschen die Frage, was ist das? Also das eine ist sicher Psychopathologie, beziehungsweise das psychische Wohlbefinden. Und zwar,

dass resiliente Leute ein durchschnittliches psychisches Wohlbefinden an den Tag legen. Sie müssen nicht „besser“ sein als der Durchschnitt, aber einfach so wie andere auch, die diese schwierigen Erfahrungen nicht gemacht haben.

Das ist das eine. Dann ist da so die soziale Anpassung. Ob jemand arbeiten kann, ob jemand eine Beziehung hat, ob jemand die Freizeit gut gestalten kann, das Leben geniessen kann. Das sind weitere Faktoren. Ich denke, es braucht beides.

Ich weiss nicht, ob es das gibt, jemand, der psychisch völlig gesund ist, aber wirklich in einer ganz, ganz schlimmen Beziehung, und das akzeptiert. Irgendwie eine Frau, die geschlagen wird und nicht aus der Beziehung herausgeht. Das würde ich dann auch nicht unbedingt als resilient bezeichnen. Also resilient, muss man auch immer sagen, im Bezug auf was?⁶

Daraus geht hervor, dass sogenannte „resiliente“ Kinder oder Jugendliche nicht ein auffallend angepasstes Verhalten an den Tag legen müssen, um als resilient zu gelten. Es muss genauer betrachtet werden, unter welchen Umständen und in welchem Bezug man die Resilienz einer Person messen will, sofern dies überhaupt möglich ist. Wir finden, dass die Aussagen von Frau Brodbeck die Vielschichtigkeit der zu behandelnden Thematik schön darstellen.

3.4 Resilienzforschung und relevante Studien

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011, 7f) ist seit den 1990er Jahren in der Pädagogik, der Psychologie sowie in den Gesundheitswissenschaften ein Wechselverhältnis der Blickrichtung zu vermerken. Statt den Fokus auf die Ursachen und die Entstehung von psychischen Krankheiten oder Verhaltensauffälligkeiten zu richten, wird versucht, Schutz- sowie Risikofaktoren zu lokalisieren, welche für den Erhalt psychischer und physischer Gesundheit von grosser Bedeutung sind. Diese neue Blickrichtung wurde vor allem durch die Kauai Studie von Emmy E. Werner und das Salutogenese-Konzept von Aaron Antonovsky geprägt. Auf das Salutogenese-Konzept sowie auf die Kauai Studie wird im weiteren Verlauf (Kapitel 3.6.2 und 3.6.3) näher eingegangen. Aus dieser neuen Sichtweise heraus geht es in der Präventionsforschung in erster Linie nicht nur mehr darum, Fehlverhaltensweisen zu minimieren, welche bei Menschen zu Störungen oder Erkrankungen führen können, sondern auch darum, Bedingungen zur Förderung physischer und psychischer Gesundheit zu schaffen, so die Autoren. Wustmann (2004, 9) betont, dass es inzwischen eine ganze Palette von Untersuchungen im Bereich der Resilienzforschung gibt, was jedoch nicht „darüber hinwegtäuschen soll, dass dieses Forschungsgebiet noch in den Kinderschuhen steckt“. Trotzdem ist das „Resilienzphänomen ein empirisch bestätigtes Phänomen“, welches neue Perspektiven eröffnet.

Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2007,7) weisen drauf hin, dass die Betrachtung von Schutzfaktoren und Resilienzförderung in Bereichen wie der Sozialpädagogik oder Sozialarbeit immer mehr an Gewichtung gewinnt. Das Hauptziel besteht nicht mehr nur darin, auffällige Kinder, Erwachsene oder Familien zu unterstützen und zu begleiten, sondern bereits im Vorfeld entwicklungsfördernde Bedingungen zu schaffen. Für

⁶ Ausschnitt Experteninterview J; Frau Brodbeck

Wustmann (2004, 10) besteht die Möglichkeit, dass die Resilienzförderung zum „integralen Bestandteil von Bildungs- und Erziehungsprozessen gemacht wird“.

Weshalb es in der Wissenschaft zu einem Umdenken kam und warum fortan überhaupt zu Resilienz geforscht wurde, beschrieb Herr Gabriel Thomas (2005, 207ff) in einem Beitrag in der Zeitschrift für Pädagogik. Der Autor verweist auf verschiedenste Studien und Forschungsergebnisse, die belegt haben, dass eine schwierige Ausgangslage im Kinder- und Jugendalter meist zu langfristigen Schwierigkeiten im Erwachsenenleben führte. Immer wieder wurde jedoch festgestellt, dass sich gewisse Personen wider allen Annahmen psychisch gesund entwickelten, obwohl sie einen vergleichsweise schweren Start ins Leben hatten. Diese Ausnahmegruppe von Menschen wurde später zum neuen Gegenstand der Forschungen, so der Autor.

Er erklärt weiter, dass es schon relativ früh bekannt wurde, dass es eine absolute Unverletzlichkeit unter widrigen Lebensumständen nicht geben kann. Es stellte sich jedoch heraus, dass sich gewisse Menschen auch in problematischen Lebenslagen und schwierigen Situationen vergleichsweise gesund entwickeln. Der Resilienzbegriff stellt deshalb seiner Meinung nach ein positives Pendant zum Vulnerabilitätsbegriff dar. Dies führt seiner Meinung nach zu einem optimistischeren pädagogischen Weltbild, da der Glaube an eine innere Selbstwirksamkeit im Menschen zurückkehrte, so Gabriel (2005, 207-209).

Werner (2007b, 311ff) erwähnt, dass zehn Längsschnittstudien allein schon in den Vereinigten Staaten durchgeführt wurden. In folgenden Ländern wurde ebenfalls Resilienzforschung betrieben: Grossbritannien, Neuseeland, Australien, Dänemark, Schweden und Deutschland. Seit Beginn der Resilienzforschung wurden laut der Autorin insgesamt 19 Längsschnittstudien durchgeführt.

3.4.1 Aktueller Stand der Forschung

Wir merkten schnell, dass sich die Resilienzforschung mit den Jahren sehr stark veränderte und Schwerpunkte anders gelegt werden. Auch eine unserer Expertinnen, Frau Jeannette Brodbeck, hat sich zu diesem Sachverhalt im Interview geäußert:

Es gibt immer so Modewellen. Eine Zeit lang denken die Leute, dass alles biologisch ist, dann ist alles angeboren. Dann kommt irgendwie eine andere Welle, die sagt, ja es ist alles nur in der Umgebung und Förderung. Und heute ist man bei einem Gleichgewicht von beiden. Bei Resilienz spricht man oft von einer Gen-Umwelt-Interaktion oder von einem Vulnerabilität-Stressmodell. Dass Leute eine unterschiedliche genetische Ausstattung haben, ein unterschiedliches Temperament, das zu einem gewissen Teil angeboren ist, das aber auch immer die Umwelt formt.

Es gibt auch den Begriff von der Epigenetik. Das heisst, es ist quasi die Frage: Welche Gene, die vorhanden sind, werden angeschaltet? Man kann sich das vorstellen wie einen Lichtschalter. Weil nicht alle Gene, die man hat, kommen zum Tragen, sondern die, die angeschaltet werden.

Bei Mäusen zum Beispiel wurden viele Experimente gemacht. Die Forscher haben die Mäuse einfach geklont. Die einen Mäusemütter wurden gestresst, und die anderen

Mäusemütter hatten eine gute Umgebung. Die gestressten Mütter haben ihre Mäusebabys weniger umsorgt. Diese Mäuse haben dann auch andere Gene angeschaltet bekommen, als die Mäuse, die bei einer nicht gestressten Mutter aufgewachsen sind. Die hatten also alle die gleiche genetische Ausstattung ursprünglich, aber durch das Pflegeverhalten der Mutter wurden andere Gene aktiviert. Ich denke, mit Menschen funktioniert das wahrscheinlich ähnlich.

Eben, und das Temperament zum Beispiel das ist ja auch ein Stück weit genetisch bedingt, vererbt. Und das Temperament hat einen Einfluss darauf, wie resilient jemand ist.

Das ist einfach eine Interaktion. Jemand, der ein schwieriges Temperament hat, der unverträglich ist, schnell „hässig“ wird, grosse Veranlagung zu negativen Gefühlen hat, diese Personen können weniger gut soziale Kontakte eingehen. Das ist wirklich ein Ineinandergreifen von ererbten Faktoren und Umweltbedingungen. Das ist momentan der Stand der Forschung.

Was zudem in der Resilienzforschung auch noch spannend ist, ist, es gibt wie Wellen der Resilienzforschung. Also zeitlich gestuft. Die erste Welle da werden einfach Risiko und Schutzfaktoren angeschaut, die zweite Welle war mehr so wie hängen die zusammen. Dann kam die Intervention: Wie kann man Resilienz fördern? Und jetzt ist wieder mehr das Prozesshafte. Wie hängen all die biologischen Faktoren und die kognitiven und emotionalen mit den sozialen zusammen? Dass man wie so Entwicklungsprozesse anschaut. Was hat einen positiven Einfluss, was hat einen negativen Einfluss? Entwicklungskaskaden, sagt man auch. Dass sich ein Problem in einem Bereich auf andere Problembereiche ausdehnen kann, und umgekehrt.

Nur die sozialen Beziehungen, positive Ressourcen in verschiedenen Bereichen weiterentwickeln nicht nur so ein Faktor und das ist es. Das ist der Resilienzforschung zu verdanken.⁷

3.4.2 Das Salutogenesekonzept von Aaron Antonovsky

An dieser Stelle werden wir auf das Salutogenesekonzept von Aaron Antonovsky eingehen, da er einer der ersten war, der sich mit Ressourcen eines Menschen auseinandergesetzt hat. Der Fokus geriet dadurch erstmals weg von der Frage, was einen Menschen krank macht, hin zu der Frage, was ihn gesund hält. In etlichen Fachbüchern bezüglich Resilienz fiel der Name Aaron Antonovsky als Vorreiter des Resilienzkonzepts.

Wir sind aufgrund des beschränkten Rahmens gezwungen, die allerwichtigsten Erkenntnisse des salutogenetischen Ansatzes in einer kurzen Zusammenfassung wiederzugeben.

Antonovsky (1997, 24ff) legt dar, dass eine pathogene, also auf krankhaftes Verhalten fixierte Orientierung davon ausgeht, dass gewisse Erreger eine Krankheit auslösen. Dieser Erreger, auch „Stressor“ genannt, kommt einem Risikofaktor gleich. Die dazu formulierten Hypothesen beziehen sich nicht auf eine spezifische Krankheit, sondern im Fokus ist alleine der Risikofaktor.

⁷ Ausschnitt Experteninterview J, Frau Brodbeck

Bei einer salutogenetischen Sichtweise denkt man jedoch nur über die Faktoren nach, die dazu führen, dass das Individuum trotz Stressoren gesund bleibt. Antonowsky betont diesbezüglich den Fakt, dass es sich dabei meist um verschiedene Faktoren handelt. Es geht also konkret nicht darum, dass ein Mensch wenigen Risikofaktoren A, B oder C ausgesetzt ist. Vielmehr sollte gefragt werden, welche Faktoren sich direkt auf eine gesunde Entwicklung auswirken, so der Autor.

Antonovsky (1997, 26ff) erklärt, dass gewisse Stressoren, wie eine Axt, die einer Person auf den Kopf fällt, gesundheitszerstörend sind. Jedoch kann nicht von allen Stressoren davon ausgegangen werden, wie er bemängelt. Es gilt aus einem pathogenen Blickwinkel stets, sich gegen Stressoren zu impfen oder diese „abzupuffern“ oder zu minimieren. Der Autor führt jedoch auf, dass nicht alle Stressoren aus sich heraus schädlich sind.

Antonovsky stellt fest, dass selbst in renommiertesten und auf Interaktion zwischen Geist und Körper ausgerichteten Fachzeitschriften selten etwas über „Aktivierungsreaktion“, „Puffer“ oder dergleichen geschrieben steht. Öfter wird man bei Begriffen wie „Stressor“ oder „Zerstörer“ fündig. Letztere werden als unbezwingbares Unglück angesehen und beschrieben. Obwohl einige Forschende auch funktionale Komponenten der Stressoren beschrieben haben, beispielsweise die Eigenschaft, den Körper zu mobilisieren, bleibt „Stressor“ ein negativ belasteter Begriff.

Zusammenfassend liefert der Forscher folgendes Zitat zum salutogenetischen Ansatz „Salutogenese ermöglicht die Rehabilitation der Stressoren im menschlichen Leben.“ (Antonovsky, 1997,26)

Dies kann also definitiv als Vorreiterkonzept des Resilienzkonzepts betrachtet werden. Genau wie in der Theorie der Salutogenese beschrieben wird, nutzen resiliente Individuen den sogenannten „Stressor“, um im Leben weiterzukommen und sich trotz widrigen Umständen psychisch gesund zu entwickeln.

3.4.3 Kauai-Studie

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011,15) gilt die Amerikanerin Emmy Werner als Pionierin der Resilienzforschung. Die Resilienzforschung stützt sich immer wieder auf ihre Pionierstudie, die mit Einwohnern der Insel Kauai auf Hawaii durchgeführt wurde, und aufgrund ihrer Kontinuität und der erheblichen Anzahl Probanden wesentliche Erkenntnisse einbrachte. Da sie unter anderem elementare Ergebnisse bezüglich der Schutz- und Risikofaktoren präsentierte, werden wir sie hier kurz erläutern.

Emmy E. Werner (1993, 503ff), die mehr als drei Jahrzehnte an der sogenannten Kauai-Studie mitarbeitete, beschrieb diese in ihrem Bericht „Risk, resilience and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study“ folgendermassen:

698 Kinder, die im Jahre 1955 auf Kauai zur Welt kamen, wurden während über 40 Jahren von einem Team von Psychologen, Kinderärzten und Mitarbeitenden der Gesundheits- und Sozialdienste beobachtet. Daten über diese Kinder und ihre Familien wurden bei der Geburt, kurz nach der Geburt und im Alter von eins, zwei, zehn, 18, 32 und 40 Jahren gesammelt. Studiert wurden biologische und psychosoziale Risiko- und Schutzfaktoren und kritische Lebensereignisse in der Entwicklung der ausgewählten Kinder. Bei etwa einem Drittel der Population war ein hohes Entwicklungsrisiko unter

anderem aufgrund von chronischer Armut in der Familie, psychischen Krankheiten der Eltern, Geburtenkomplikationen oder Schwierigkeiten innerhalb der Familie zu erkennen. Zwei Drittel dieser sogenannten „Hochrisikokinder“ wiesen später auch erhebliche Probleme auf. Sie hatten schulische Probleme, kamen mit dem Gesetz in Konflikt oder litten unter psychischen Krankheiten.

Ein Drittel dieser Hochrisikokinder hingegen entwickelte sich trotz der schwierigen Ausgangslage psychisch gesund, wies stabile Ehen auf und fand eine erfüllende Arbeit. Ausserdem waren diese Menschen im Erwachsenenalter auffallend fürsorgliche Eltern und Mitmenschen. Dies, obwohl ein Orkan die halbe Insel verwüstete und viele Einwohner auf staatliche Hilfe angewiesen waren.

Im Alter von 40 Jahren wies diese Gruppe Leute die niedrigste Rate an Gesundheitsproblemen, Scheidungen und Todesfällen auf.

3.4.4 Die Mannheimer Risikokinderstudie

Manfred Laucht, Günter Esser und Martin H. Schmidt (2000, 246) erklären in ihrer Risikokinderstudie das Arbeiten anhand prospektiven, also vorausschauenden Methoden mit Risikopersonen als ergiebigste Möglichkeit, Forschung zu entwicklungs-epidemiologischen Themen zu psychischer Gesundheit zu betreiben.

Untersucht wurde unter anderem, welche Entwicklungsmuster bei Personen mit frühkindlichen Belastungen auftreten. Ausserdem forschten die drei Autoren, welche wiederkehrenden Muster diesen differentiellen Verläufen zugrunde liegen. Es interessierte sie zudem, welche Risiko- und Schutzfaktoren für diese Kinder ausschlaggebend waren und ihre Entwicklung beeinflussten.

Die insgesamt 384 Probandinnen und Probanden wurden im Alter von drei Monaten, zwei, viereinhalb, acht und elf Jahren beobachtet und der Verlauf ihrer Verhaltens- und Entwicklungsstörungen in einer Längsschnittstudie festgehalten. Unterschieden wurde innerhalb dieser Störungen zwischen vorgeburtlichen und im Rahmen der Geburt auftretenden organischen Komplikationen und psychosozialen Risiken wie Belastungen in der Familie, so Laucht, Esser und Schmidt. (2000, 246)

Die Ergebnisse der Längsschnittstudie von Laucht, Esser und Schmidt (2000, 246) waren eindeutig: Die Folgen der Komplikationen und Schwierigkeiten im frühen Kindesalter konnten bei den untersuchten Kindern bis ins Schulalter nachgewiesen werden. Während organische Komplikationen grösstenteils die kognitive und motorische Entwicklung beeinflussten, wirkten sich die psychosozialen Schwierigkeiten meist auf kognitive und sozial-emotionale Entwicklung aus und verstärkten sich dadurch noch.

Daraus zogen die Forscher den Schluss, dass Schwierigkeiten und Komplikationen, die im frühen Kindesalter auftreten, bestimmte langfristige Folgen für die betroffenen Personen bedeuteten.

Bei Kindern, auf die mehrere Risikofaktoren zutreffen, ist die Gefahr noch erhöht, später unter negativen Folgen zu leiden, wie Laucht, Esser und Schmidt (2000, 246) resümieren.

Aus den Erfahrungen der Kauai und der Mannheimer Risikokinderstudie gingen diverse Faktoren und Bedingungen hervor, die es den betroffenen Personen entweder erleichterten oder erschwerten, mit widrigen Bedingungen fertig zu werden und sich psychisch gesund zu entwickeln. Diese Faktoren wurden von den Forschenden in sogenannte „Risikofaktoren“ und „Schutzfaktoren“ eingeteilt. Um was es sich dabei genau handelt, wird im folgenden Kapitel ersichtlich.

3.5 Schutzfaktoren und Risikofaktoren

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2011, 19) wurde bis zu den 1970er Jahren das Hauptmerk vor allem auf die Defizite und Schwierigkeiten der Entwicklung gelegt, und daher Studien zu Risikoeinflüssen durchgeführt. Durch die Unterstützung verschiedener Forschungsergebnisse der Entwicklungspsychologie wurde anschliessend der Blick mehr auf die Ressourcen und Schutzfaktoren gerichtet. Da im Resilienzkonzept ein beachtlicher Fokus auf die Bewältigung von Risikosituationen gelegt wird, müssen neben den Risikofaktoren ebenfalls die Schutzfaktoren vermehrt in Betracht gezogen werden.

3.5.1 Schutzfaktoren

Emmy E. Werner (2007a, 22ff) teilt die grundlegenden resilienzbegünstigenden Faktoren in drei Unterkategorien ein. Sie unterscheidet zwischen Schutzfaktoren im Kind, Schutzfaktoren in der Familie und schützenden Faktoren in der Gemeinde. Aber auch das Wechselspiel dieser Faktoren spielt bei der Entwicklung eines Kindes eine entscheidende Rolle. Im Kapitel 3.5.2 werden wir auf die Wechselwirkung der Risiko- und Schutzfaktoren näher eingehen.

Schutzfaktoren im Kind

Aus den Erkenntnissen der Kauai-Studie und breit angelegten amerikanischen Längsschnittstudien geht hervor, dass gewisse Temperamenteigenschaften eines Menschen Resilienz eher begünstigen, so Emmy E. Werner (2007a, 22).

Adjektive zur Beschreibung dieser Temperamenteigenschaften, die bei Eltern oder anderen Beziehungspersonen auf positive Reaktionen stiessen, lauten unter anderem „liebvoll“, „gutmütig“ und „aktiv“. Kinder, die diese Eigenschaften erfüllen, meistern früh wichtige Schritte selber, schaffen es, sich Hilfe und Unterstützung zu holen und weisen ein hohes Antriebsniveau auf.

Als ebenfalls fördernd für die Entwicklung einer gesunden Widerstandskraft zeigt sich ein Hobby oder eine sinnstiftende Freizeitbeschäftigung. Zudem wirken sich gemeinsame Interessen oder Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen positiv und schützend auf ihre Psyche aus.

Ausnahmslos alle bis anhin durchgeführten Längsschnittstudien belegen, dass schulische Kompetenz sowie eine allgemein hohe Intelligenz im Kindesalter die individuelle Widerstandskraft erheblich begünstigt. Kinder und Jugendliche, die eigene Problemlöseprozesse durchführen und sich aktiv mit Schwierigkeiten auseinandersetzen, fördern früh eine grosse Anzahl von flexiblen Bewältigungsstrategien, auf die sie später zurückgreifen können. (Werner 2007a, 23)

Was Intelligenz genau bedeutet, und welche Art der Intelligenz für diesen Punkt relevant ist, dazu haben wir unsere Expertinnen gefragt. Frau Kauer lieferte folgende Antwort:

Also, wenn es psychologische Untersuchungen sind und die meisten sind das, glaube ich, dann ist die Intelligenz meistens die psychometrisch gemessene. Also das sind die IQ-Tests, die man macht. Das sind dann Stichproben von Kindern, wo man dann im Längsschnitt beobachtet. Eben die Risikofaktoren erhebt und die Anpassung. Das ist einfach die verbale Intelligenz, da muss man einfach so Aufgaben lösen.

Es sind so ganz klar definierte Aufgaben, wo man nachher in einer bestimmten Zeit lösen muss. Und dann wird das so an einer Normtabelle im Vergleich mit Gleichaltrigen abgelesen. Und das ist sicher das, hohe schulische Intelligenz ist aber auch prädiktiv, eine gute Entwicklung in vielen Bereichen, weil die Kinder bekommen auch weniger Probleme in der Schule, können auch einen besseren Beruf lernen. Können sich in Bücher flüchten, das sind eben einfach Ressourcen. Rein schulische Intelligenz. Also kognitive Intelligenz im klassischen Sinn. Aber die sogenannte emotionale Intelligenz, die ist ja auch mit Resilienz verbunden. Also zum Beispiel der Bedürfnisaufschub. Also zum Beispiel sagen zu können, auch wenn ich jetzt lieber ins Kino möchte oder so, mach ich das jetzt nicht, weil ich lerne jetzt für die Prüfung. Weil ich möchte diesen Abschluss schaffen. Also einfach so das Dealen im Jugendalter. Bei Kleinkindern ist das die Frage, isst jemand das Plätzchen lieber grad sofort oder wartet es lieber zehn Minuten. Also das ist die Fähigkeit, die hängt noch stärker mit Lebenszufriedenheit zusammen. Mehr als die psychometrische, kognitive Intelligenz.⁸

Weitere schützende Faktoren im Kind sind zum Beispiel die Fähigkeit zu planen und zu überlegen. Kinder und Jugendliche, welche diese Fähigkeiten im Verlauf ihrer Entwicklung entfaltet haben und diese auch zu nutzen wissen, machen früh in ihrem Lebensverlauf die Beobachtung, dass sie durch ihr Handeln auf eine Begebenheit oder eine Situation einwirken können und überdies positiv darauf Einfluss nehmen können. Daraus resultiert ein grundlegendes Vertrauen in sich selber, was weiter zur Fähigkeit, die eigene Zukunft planen zu können, führt. Die Zukunft wird von diesen jungen Menschen realistisch eingeschätzt und den eigenen Fähigkeiten aber auch Grenzen entsprechend entworfen.

Der Autor Jaede (2007, 46f) ergänzt, dass es sehr wichtig ist, dass ein Kind einen konfrontativen Umgang mit Krisensituationen erlernt, und es den Schwierigkeiten nicht ausweicht.

Es spielen auch die kognitiven Kompetenzen eines Kindes oder Jugendlichen eine wesentliche Rolle. Eine realistische Einschätzung der eigenen Kompetenzen und Planungsfähigkeit ist von grossem Vorteil.

Positive Temperamentsmerkmale sind unter anderem: „aktiv“, „robust“, „anpassungsfähig“, „freundlich“ und „kontaktfreudig“. Als resilienzfördernde Eigenschaften werden auch Optimismus, Naturbezogenheit oder Fähigkeit zum Ausdruck von Gefühlen genannt. Wichtig ist ebenfalls, dass das Kind sich Hilfe holen kann, und weiss, an wen es sich wenden darf.

Schützende Faktoren in der Familie

Emmy E. Werner (2007a, 23-24) beschreibt, dass es die Kinder aus der Kauai-Studie grösstenteils trotz widrigen Umständen schafften, eine gute Bindung zu einer oder mehreren Bezugspersonen aus der Familie oder der Gemeinde einzugehen, was ihr Selbstbewusstsein erheblich stärkte. Dadurch konnten sie ein grundlegendes Vertrauen entwickeln. Die Ergebnisse aus der Kauai-Studie stimmten meistens mit Erkenntnissen aus anderen Studien darin überein, dass die Schulbildung der Mutter und ihr Umgang mit dem Neugeborenen positiv auf eine gute Entwicklung des Kindes einwirken. Studien mit anderen ethnischen und kulturellen Zielgruppen bestätigten dies. Falls eine Mutter mit psychischen Krankheiten belastet ist, können im Wesentlichen die Grosseltern die Rolle als „Ersatzeltern“ einnehmen, was sich als wichtiger Faktor herausstellte. Die betreffenden Kinder zeigten überdies das bemerkenswerte Talent, solche Ersatz-

⁸ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

Bezugspersonen aus ihrem sozialen Umfeld zu finden und zu mobilisieren, wie Emmy E. Werner (2007a, 23) weiter bekannt gibt. Zudem ist interessant, dass die beobachteten Kinder und Jugendlichen oft für jüngere Geschwister Verantwortung übernehmen.

Religiöse Überzeugungen wirken sich ebenfalls positiv auf eine resilienzfördernde Entwicklung im Kind aus, da sie daraus einen Sinn für das eigene Leben ableiten können und sich als Teil eines Übergeordneten Ganzen fühlen. Sie finden im Glauben Kraft und Schutz und die Gewissheit, dass sich schlussendlich die Dinge wieder zum Guten wenden werden, auch wenn die Ausgangslage prekär scheint.

Jaede (2007, 46) ergänzt einige schützende Faktoren im Umfeld wie ein gutes Ersatzmilieu bei frühem Elternverlust.

Schützende Faktoren in der Gemeinde

Auch in der Gemeinde, also im sozialen Umfeld der Kinder und Jugendlichen, lassen sich einige wichtige Schutzfaktoren für Resilienz ausmachen, wie Emmy E. Werner (2007a, 25) bekanntgibt. So zeigten sich in den verschiedenen Längsschnittstudien, dass resiliente Kinder eine Fähigkeit darin entwickelten, sich Trost, Rat und Unterstützung bei Bekannten, Verwandten und Freunden zu suchen, was sie darin unterstützt, eine positive Lebensperspektive zu entfalten und diese Freundschaften teilweise bis ins Erwachsenenalter beizubehalten. (Emmy E. Werner, 1993, 503ff)

Auch die Schule kann auf die Entwicklung von Resilienz einwirken. Es zeigte sich in der Kauai-Studie, dass viele der Kinder eine Lieblingslehrperson hatten, auf die sie sich verlassen konnten und die sie in optimaler Weise förderte. Resultierend aus der Studie können drei Schlüsselerkenntnisse gewonnen werden, die eine Schule berücksichtigen sollte, wenn sie die Resilienz ihrer Schützlinge stärken will:

- Fördernd wirken sich Aktivitäten aus, die die Kinder darin unterstützen, ihre eigenen Berufs- und Erziehungsstile zu erreichen.
- Positiven Einfluss nehmen zudem Aktivitäten, die das Selbstwertgefühl der Kinder und Jugendlichen stärkt.
- Ausserdem sind Aktivitäten von grossem Vorteil, die andere Personen in schwierigen Lebenslagen unterstützen.
(Emmy E. Werner, 1993, 504ff)

Auch religiöse Überzeugungen oder andere spezielle Gruppen mit einer gemeinsamen Wirklichkeitsauffassung, die das Zusammenhörigkeitsgefühl ihrer Mitglieder stärken, wurden in der Fachliteratur immer wieder erwähnt als Schutzfaktor, der in der Gemeinde anzutreffen ist. Auch unsere Expertin, Marianne Kauer, hat diesen Punkt im Interview angedeutet:

Also religiöse Gemeinschaften, und dort hat man ja auch herausgefunden, es ist weniger der Glaube, also das Individuum, also die Gläubigen alleine, die waren nicht resilienter. Aber die, die in einer Gemeinschaft eingebunden waren. Dann kann es auch eine unkonfessionelle, esoterische Gemeinschaft möglicherweise sein. Das müsste jetzt nicht unbedingt eine christliche oder, oder buddhistische oder muslimische Gemeinschaft sein. Und so gesehen natürlich auch, ja alles so kirchenähnliche, sozial verbindliche Strukturen.

Also jetzt für Kinder kann es eine Schulklasse, im besten Fall schon auch so, positive Gruppenerlebnisse, in einer Institution vielleicht auch, sein. Also aber wie oft, dass das dann vorkommt, weiss ich jetzt auch nicht. Also das man sich wirklich so verbunden fühlt, aber jetzt eben in einer Schule zum Beispiel, eine Klassengemeinschaft, eine Schulgemeinschaft, wo auch so parareligiöse Züge haben können.⁹

Als Jeannette Brodbeck von uns gefragt wurde, welches für sie zentrale Schutzfaktoren sind, liess ihre Antwort nicht lange auf sich warten. Für sie gehören gesunde zwischenmenschliche Beziehungen ganz klar dazu:

Ein sehr wichtiger Schutzfaktor sind soziale Beziehungen, dass Leute da sind, die helfen. Wie bei Kindern können es die Grosseltern sein, die da sind. Oder dann, nehmen wir an, ein Trauma passiert einem Kind: Es wird angefahren auf der Strasse oder es wird irgendwie zusammengeschlagen, was auch immer. Dort kann es sehr helfen, wenn jetzt eine Mutter da ist, die das Kind tröstet, die das Kind beschützt. Einfach soziale Unterstützung.

Später dann im Jugendalter, Erwachsenenalter sind es oft Freunde, Peer-Gruppen, in denen man gute Erfahrungen machen kann. Wo man lernen kann, wie mit Konflikten umgegangen werden kann. Wo man dann auch, in der Psychotherapie sagen wir korrekte Erfahrungen. Wenn man korrekte Erfahrungen machen kann, dass nicht alle Leute böse oder gefährlich sind.

Wenn jetzt jemand in einer sehr gewalttätigen Familie aufwächst, also in einer emotional misshandelten Familie, dann kriegt man das Gefühl, Beziehungen sind gefährlich. Es kann mir jederzeit etwas passieren, ich kann niemandem trauen, wenn ich etwas sage, dann kann es sein, dass ich auf das Dach kriege. Und einfach Beziehungen zu haben, wo das nicht eintritt, sehe ich als zentralen Schutzfaktor an.¹⁰

Nach der Darlegung der Schutz- und Risikofaktoren von Resilienz wird klar, dass ein Zusammenspiel der beiden Faktorengruppen in jedem Fall eine zentrale Rolle spielt. Zudem wird ersichtlich, dass sich zwischenmenschliche Beziehungen, positive oder negative, grundlegend auf die einzelnen Faktoren auswirken. Auch die von uns befragten Expertinnen sprachen die Beziehungen zu anderen Menschen vor allem bei den Schutzfaktoren mehrmals an und deklarierten diese als zentral.

Abschliessend zeigt Wustmann (2004,115) eine umfassende Darstellung aller relevanten Schutzfaktoren auf, welche sie in die zwei Hauptkategorien personale und soziale Ressourcen einteilt. Die personalen Ressourcen werden von Scheithauer und Petermann (1999, 3-14) näher erklärt. Unter kindbezogenen Faktoren werden Eigenschaften verstanden, die bereits seit der Geburt vorhanden sind. Die Resilienzfaktoren hingegen werden erst durch die Interaktion mit der Umwelt und dem erfolgreichen Bewältigen von Entwicklungsaufgaben erworben. Die folgende Grafik (Abb.2) verschafft insgesamt einen guten Überblick über die gesamten Schutzfaktoren, die Resilienz begünstigen. Mit dieser Grafik runden wir das Kapitel „Schutzfaktoren“ ab.

⁹ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

¹⁰ Ausschnitt Experteninterview J; Frau Brodbeck

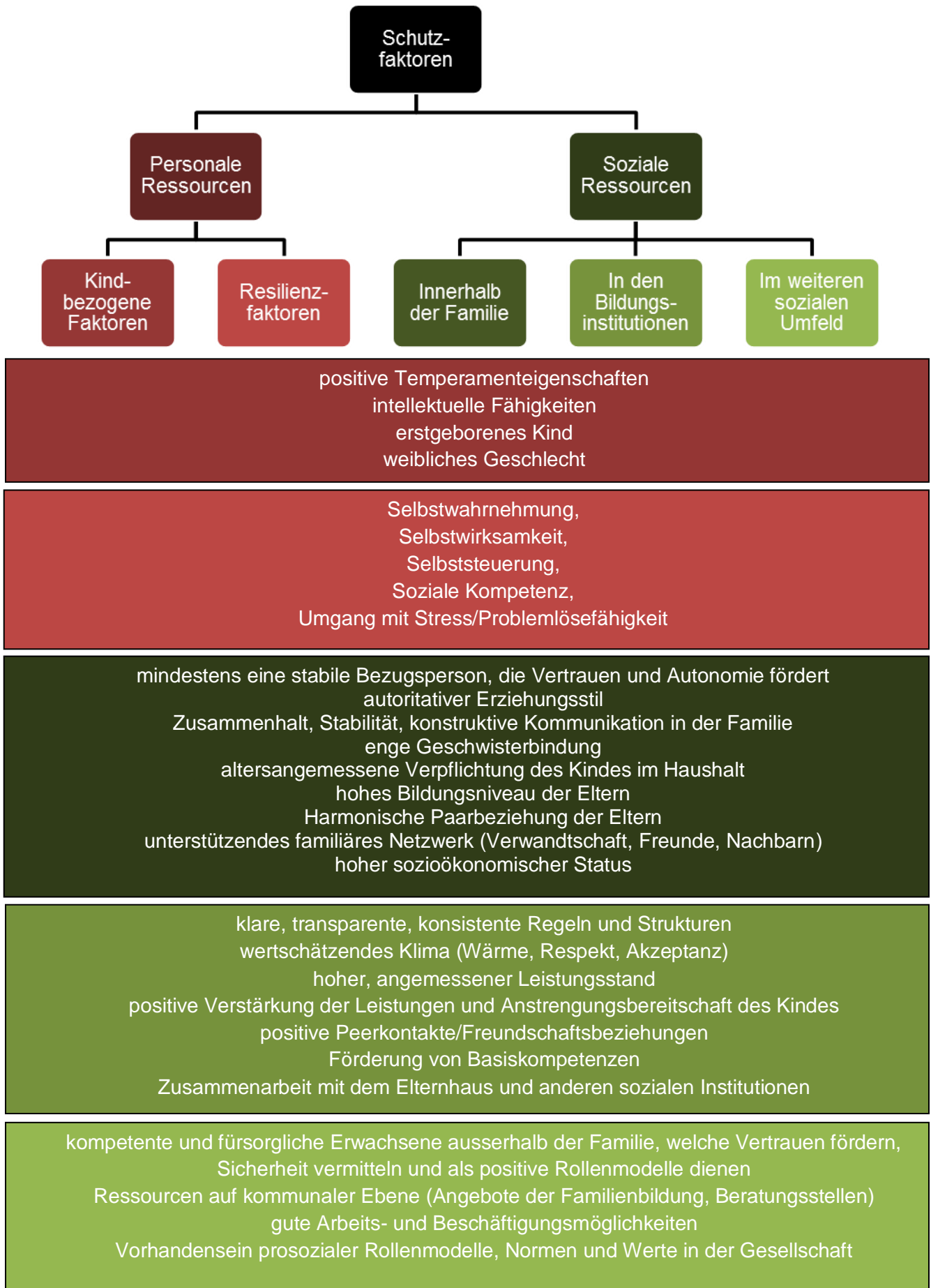


Abb.2: Eigene Grafik „Personale und soziale Ressourcen“ nach Wustmann (2004,115 -116)

Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2007, 30) weisen darauf hin, dass ein Kind nicht nur dann resilientes Verhalten aufzeigt, wenn es Schutzfaktoren in allen Bereichen aufweist. Viel wichtiger ist die Tatsache, „dass Kinder die Erfahrung machen, dass sie Aufgaben und Anforderungen erfolgreich bewältigen und sie selbst darauf Einfluss nehmen können.“ Je grösser die Auswahl der Möglichkeiten und Unterstützung ist, diese Erfahrungen zu sammeln, desto leichter fällt es dem Kind, risikoreiche Situationen zu meistern.

3.5.2 Risikofaktoren

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2011, 20) basiert das Risikofaktorenkonzept auf den Grundlagen des biomedizinischen Modells. Zentral in diesem Modell sind jene Faktoren oder Lebensbedingungen, die die kindliche Entwicklung gefährden.

Beim Risikofaktorenkonzept werden grundsätzlich zwei Hauptmerkmale unterschieden, so Scheithauer und Petermann (1999, 3ff).

1. Die biologische und psychologischen Risikomerkmale des Kindes (Vulnerabilitätsfaktoren)
2. Risikomerkmale in den psychosozialen Umwelteinflüssen des Kindes (Risikofaktoren)

Scheithauer, Niebank und Petermann (2000, 67) unterscheiden die Vulnerabilität von den Risikofaktoren wie folgt: „Die Vulnerabilität kennzeichnet die „Verletzbarkeit“ einer Person.“ In Abgrenzung zu den Risikofaktoren, die eine Interaktion zwischen Kind und Umwelt bedingen, kann man im Falle der Vulnerabilität von Defiziten, Defekten oder Schwächen des Kindes sprechen.

Weiter werden diese Vulnerabilitätsfaktoren laut Scheithauer, Niebank und Petermann (2000, 67) in zwei weitere Gruppen unterteilt:

- Primäre Vulnerabilitätsfaktoren
- Sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren

Unter den primären Faktoren sind beispielsweise genetische Dispositionen oder Geburtskomplikationen gemeint. Also jene Faktoren, die das Kind schon bei der Entbindung besitzt. Bei den sekundären Faktoren handelt es sich um Merkmale, die das Kind durch die Interaktion mit seiner Umwelt erwirbt.

Eine Zusammenfassung und gleichzeitig einen guten Überblick der primären und sekundären Vulnerabilitätsfaktoren und der verschiedenen Stressoren liefert Wustmann (2004, 38f) in der unten folgenden Grafik (Abb.3).



Abb. 3 Eigene Grafik „Vulnerabilitäten und Risikofaktoren“ nach Wustmann (2004,38-39)

Traumatische Ereignisse, wie beispielsweise Gewalttaten, sexueller Missbrauch, Kriegs- und Terrorerlebnisse, Naturkatastrophen beschreibt Wustmann (2004, 40) als gravierende Risikofaktoren, weshalb sie diese separat aufführt.

Unter dem Kapitel 3.7 werden wir näher auf die Traumathematik eingehen. Im weiteren Verlauf erörtern wir die Wechselwirkung zwischen Schutz- und Risikofaktoren.

3.5.3 Wechselwirkung Schutz- und Risikofaktoren

Die vorliegende Grafik (Abb. 4) zeigt die Wechselwirkung zwischen Risiko- und Schutzfaktoren von Resilienz im Allgemeinen. Bei der Auswertung werden wir uns auf die Zielgruppe der Flüchtlingskinder beziehen.

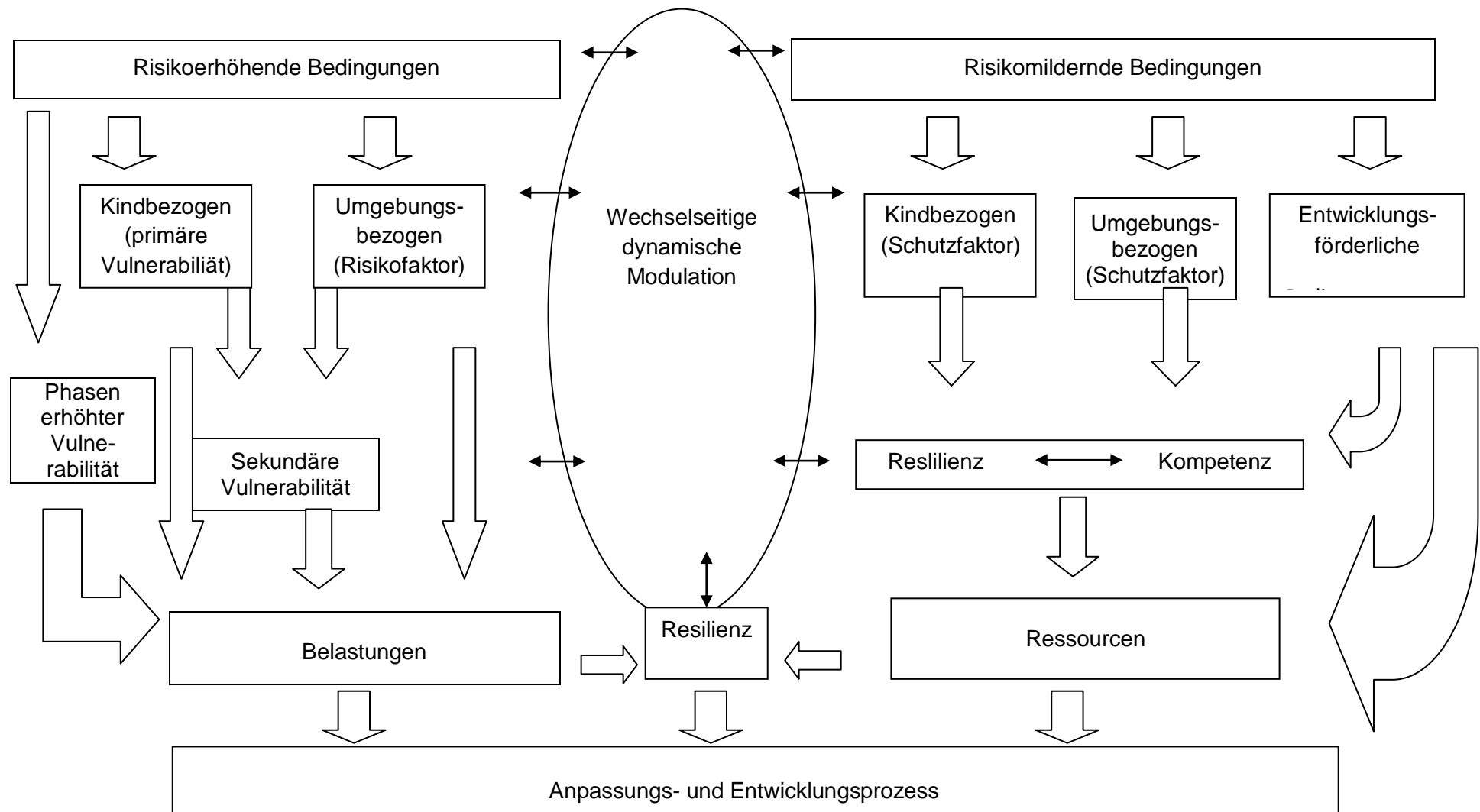


Abb. 4: Eigene Grafik „Heuristisches Modell“ nach Lanfranchi (2008, 125)

Auf der linken Seite der Darstellung werden die risikoerhöhenden Bedingungen beschrieben, die sich für die kindliche Entwicklung als belastend herausstellten. Dabei wird unterschieden zwischen kind- und umweltbezogenen Faktoren. Spezifisch auf Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund sind auf der linken Seite Phasen erhöhter Vulnerabilität zu sehen. Diese Phasen sind dann anzutreffen, wenn sich die betroffene Person in Lebensübergängen befindet, sich also kulturell, sprachlich und schulisch in einer anderen kulturellen Umgebung orientieren muss. Während dieser Phase sind diese Kinder und Jugendlichen besonders dann gefährdet, wenn dazu noch andere Risikofaktoren stossen oder traumatische Erlebnisse vorliegen, so Andrea Lanfranchi (2008, 125-126).

Der Autor Andrea Lanfranchi (2008, 126) verweist auf die rechts dargestellten internen (Charaktereigenschaften, positives Selbstbild, Intelligenz usw.) und externen (schützendes Umfeld, stabile Beziehungen und Bindungen usw.) risikomildernden Faktoren. Da es sich im vorliegenden Fall um Flüchtlingskinder handelt, kommt ein wichtiger Punkt hinzu: Massnahmen der Betreuung dieser jungen Menschen. Dies können Tagesstätten, Krippen oder Ähnliches sein. Diese Einrichtungen unterstützen den Copingprozess der Zielgruppe.

Die beiden Komponenten rechts und links stehen in einem ständigen Wechselspiel und wirken sich stetig aufeinander aus. Erst bei genauer Betrachtung aller dargestellten Faktoren kann eine Aussage zum weiteren Entwicklungsverlauf einer Person gewagt werden. In Anbetracht dieses Modells und unter Berücksichtigung anderer gesunder Migrantenkinder, wird Resilienz als psychische, physische und soziale Kraft angesehen, die es einem Individuum erlaubt, sich trotz schwierigen Lebensumständen gesund zu entwickeln. Andrea Lanfranchi (2008, 126-127) sieht zudem migrationsspezifische Risikofaktoren wie Brüche im Lebenslauf oder die Gefahr sozialer Isolation. Gleichzeitig sieht er jedoch ebenfalls positive und schützende Faktoren, die Migration betreffen. Dies wird im Kapitel 3.6 genauer erläutert.

3.5.4 Geschlechterspezifische Unterschiede

Nicht alle Autoren der von uns verwendeten Fachtexte sprechen die geschlechterspezifischen Unterschiede bei den Schutz- und Risikofaktoren im Hinblick auf die Resilienz an. Einige verneinen gar, dass es diese gibt. Trotzdem wollen wir in unserer Arbeit auch den Standpunkt darlegen, dass es punkto Resilienz Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Personen gibt, und welche das sein können.

Der Grund, weshalb auf geschlechtsspezifische Unterschiede bei den Risiko- und Schutzfaktoren von Resilienz eingegangen werden muss, ist laut Angela Ittel und Herbert Scheithauer (2007, 110f) der, dass Jungen und Mädchen je nach Alter nicht dieselben Schutzfaktoren von der Umgebung benötigen. Deshalb können diese Kinder und Jugendlichen nur optimal unterstützt werden, wenn man auf individuelle Faktoren wie das Geschlecht eingeht, und dahingehend Forschung betreibt.

Einige wichtige geschlechtertypische Merkmale werden wir im folgenden Abschnitt deshalb kurz thematisieren.

Die beiden Autoren Angela Ittel und Herbert Scheithauer (2007, 111) fassen aufgrund ihrer Forschungen über weibliches und männliches Geschlecht bei der Resilienzforschung

zusammen, dass Weiblichkeit nicht per se als Schutzfaktor angesehen werden darf. Dies wurde ihrer Meinung nach zum Teil von gewissen Forschern, die sich dieser Thematik im Vorfeld annahmen, vereinzelt behauptet. Vielmehr sehen sie ein komplexes Wechselspiel zwischen mehreren Komponenten.

Emmy E. Werner (2007a, 24) geht bei den geschlechtsspezifischen Faktoren ausserdem auf die Erziehungsorientierung ein. Sie erklärt, dass es bei Jungen und Mädchen unterschiedlich ist, welche Erziehungsstile sie für eine resiliente Entwicklung brauchen.

Jungen sprechen eher auf eine Erziehung mit klaren Strukturen an, in denen es angebracht ist und gefördert wird, über Gefühle zu sprechen. Zudem benötigen sie laut verschiedenster Studien eine männliche Vorbildfigur als Identifikationsmodell.

Resiliente Mädchen hingegen stammen oft aus Familienstrukturen, in denen Autonomie gefördert wird und die Mädchen merken, dass sie emotional in ihrer Selbstständigkeit unterstützt werden.

Grundsätzlich gilt laut Ittel und Scheithauer (2007, 111), dass sich Jungen eher nach aussen orientieren, wenn es darum geht, Schutzfaktoren zu aktivieren, Mädchen jedoch eher von internalen Faktoren beeinflusst werden. Jungen neigen dementsprechend eher zu externalisierenden Störungen wie Gewalt und Aggression. Mädchen hingegen werden als sehr reflektierend wahrgenommen, die sich selber und ihre Rolle als Frauen und Mädchen in der Gesellschaft immer wieder hinterfragen und überdenken. Die Autoren Ittel und Scheithauer (2007, 111) ergänzen jedoch, dass es bei der geschlechtsspezifischen Forschung von Resilienz auch immer wesentlich darauf ankommt, wie der Resilienzbegriff in der jeweiligen Studie ausgelegt wird.

Das Thema der geschlechterspezifischen Unterschiede haben wir ebenfalls mit unseren Expertinnen thematisiert. Im Folgenden wird dargelegt, wie sich die beiden Fachfrauen diesbezüglich äusserten:

Das weibliche Geschlecht gilt halt in der Psychologie oder gerade in dem Bereich Risiko-Schutzfaktoren und Störungen oder Nicht-Störungen und Resilienz immer als eher etwas Protektives. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Also das eine ist, dass es Entwicklungsstörungen gibt, wie Hyperaktivität, das in der Schule ein Problem ist. Das ist zum Beispiel doppelt oder dreimal oder bis zu fünfmal häufiger bei Jungen.

Und das sind dann Dinge, die irgendwie mit der Sozialisierung verstärkt werden. Dass man das Verhalten bei Jungen anderes behandelt. Jungs sind für fast alle Entwicklungsstörungen anfälliger als Mädchen. Das hat auch biologische Gründe.

Lernprobleme zum Beispiel sind wahrscheinlich auf einem Teil von Geschlechtschromosomen kodiert, also von der Mutter nimmt man an, von der Mutter auf dem X-Chromosom. Ein Mädchen bekommt vom Vater ein Teil X und von der Mutter ein Teil X. Ein Junge hat das X nur von der Mutter und vom Vater das Y. Das gibt dann zusammen das Ganze. Dann ist es eben so, dass Knaben, also biologisch gesehen, schlechtere Startbedingungen haben, weil sie mehr biologische Risiken schon mitbringen. Eben zum Beispiel auch im Temperament schwierige Sachen. Nachher vielleicht auch durch das Testosteron wo, man darf ja den Einfluss nicht überschätzen, gewisse andere Probleme mit der Aggression und Sexualität, das weiss man nicht so genau. Und das Andere ist auch dann der soziale Teil, wo dann auch sehr fest kulturell bedingt ist. Also das einfach und dass es den Frauen mehr antrainiert wird auch über Gefühle zu sprechen, also eigentlich so Strategien, wo jemandem meistens eher helfen als schaden, Frauen viel öfter anwenden als Männer.

Andererseits finde ich es problematisch zu sagen: Jungs sind eher so, Mädchen sind eher so. Viele Knaben können genau gleich gut über Gefühle sprechen wie viele Mädchen. Und viele Mädchen sind genau gleich aggressiv wie viele Buben. Und nur ein Teil von dieser Geschlechtsgruppe ist nachher typisch oder sehr typisch Mädchen oder Knabe. Deshalb finde ich, man kann das mal zu Kenntnis nehmen, was da die Leute empfehlen für die Förderung, aber ich finde, man muss viel mehr sowieso jeden individuell anschauen und schauen, wo hat der seine Stärken und wo seine Schwächen. Und wenn eine Frau nicht über ihre Gefühle sprechen kann, dann muss man ihr das genau so lernen wie einem Mann. Man sagt ja nachher nicht, ja du bist eine Frau, wir machen jetzt Selbstverteidigung, wenn das gar nicht ihr Problem ist.¹¹

Auch Frau Brodbeck nahm zur Geschlechterfrage kurz Stellung:

Es hängt von der Art des Traumas ab, von der Art der Misshandlung. Körperliche Misshandlung zum Beispiel ist gleich häufig bei Männern und Frauen oder bei Mädchen und Jungen. Sexuelle Misshandlung ist häufiger bei Frauen.

Emotional ist es wieder gleich. Ich kenne keinen Befund, der so eindeutig sagt, Frauen seien resilienter als Männer.¹²

3.5.5 Schutz- und Risikofaktoren – Einige Ergänzungen

Da die Schutz- und Risikofaktoren von Resilienz einen grossen Teil unserer Theorie ausmachen und es sich dabei um ein komplexes Gefüge handelt, werden wir im Folgenden noch einige Ergänzungen liefern. Zu diesem Zweck haben wir ebenfalls einige Expertinnenaussagen hinzugezogen, die unserer Meinung nach wichtige Kernaussagen enthalten:

Wir haben so das Individuum von der Persönlichkeit her, also seine Persönlichkeitsmerkmale. Dann die Familie, also der kleinste Kreis, nachher so die Nachbarschaft, also so das Quartier oder das Land, der Kanton. Und je nach Risiko-Schutzfaktoren ist der eben auf einer anderen Ebene. Also zum Beispiel, Risikofaktoren für Essstörungen, die sind auf allen Ebenen angesiedelt, also so das Schönheitsideal, das weibliche Schönheitsideal ist ganz weit aussen auf gesellschaftlicher Ebene. Aber dann gibt es auch beim Individuum selber Risikofaktoren. Und so kommt es halt immer ein bisschen drauf an, um was es geht.

Gleichzeitig ist jedes Individuum auch irgendwo vulnerabel. Also sowohl körperlich wie auch psychisch. Also die einten bekommen, wenn sie zu lange joggen gehen, eine Sehnenscheideentzündung am Fuss, die anderen ein Fersensporn. Die dritten Atemnotbeschwerden. Die vierten vielleicht noch gerade nichts, aber wenn sie den ganzen Tag nur joggen, bekommen auch sie irgendwann dann etwas.

Psychisch ist das ja auch so. Das ist ganz klar ein Zusammenspiel von Risiko- und Schutzfaktoren. Also letztendlich ist es einfach eine Waage, die mehr oder weniger Toleranz hat, nicht ganz gerade zu sein.

Also man muss dann nicht sagen, von denen sind so viele resilient und so viele nicht, sondern man kann dann einfach für jedes Individuum, wie sagen, das liegt halt in der Risikowaagschale und das in der Positiven. Und das ist ja eigentlich auch schon nützlich. Weil ihr arbeitet nachher mit, ihr wisst ja nachher nicht, wird jetzt jemand aufgrund der Einteilung, welche die Forscherin sowieso gemacht hat, als resilient bezeichnet oder

¹¹ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

¹² Ausschnitt Experteninterview J; Frau Brodbeck

nicht. Sondern im Arbeiten ist es ja eher wichtig, was sind seine Ressourcen und wo liegen seine Probleme.

Das wäre eben die Resilienz, eigentlich. Irgendwann bricht auch ein A4-Blatt, wenn ich es die ganze Zeit hin- und her falte und den Falt mit den Fingernägeln glätte. Dann fällt es auch auseinander. Und das Knäckebrot wäre schon beim ersten Mal auseinandergefallen.¹³

3.6 Resilienz und Migration

Egle Ulrich Tiber, Sven Olaf Hoffmann und Markus Steffens (1997 683-695) weisen darauf hin, dass Migration in gewissen Fällen per se als Risikofaktor in der kindlichen Entwicklung angesehen wird. Dies hat laut Lanfranchi (2008, 124-125) mehrere Gründe. Zum einen kann es zu Stresssituationen und psychischen Belastungen infolge „kultureller Distanz“ kommen. Die betroffenen Kinder und Jugendlichen befinden sich am Hin- und Herpendeln in einem gewissen Kulturkonflikt, das bis hin zur Identitätsdiffusion führen kann, und sich so belastend auf die psychische Gesundheit der betroffenen jungen Menschen auswirken kann. Beeinträchtigt wird ihre psychische Gesundheit zudem durch die schwierige Stellung, die Migrantinnen teilweise in der Gesellschaft einnehmen, teilweise geprägt durch Stigmatisierung. Dies hat natürlich ebenso mit dem unsicheren Aufenthaltsstatus zu tun, was eine weitere psychosoziale Belastung darstellt. Im Falle von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden kommt der erschwerte Zugang zum Bildungssystem als Schwierigkeit hinzu. Einen negativen Höhepunkt erreicht die Situation, wenn traumatische Erlebnisse wie Krieg oder Naturkatastrophen hinzukommen.

Lanfranchi (2008, 124-125) setzt diesem Blickwinkel jedoch eine positive Sichtweise gegenüber. Er sieht in der Migration in gewissen Fällen auch eine Chance, da es sich seiner Ansicht nach dabei oft um eine Befreiungssituation aus Elend und Not und somit ein aktiver Schritt der Betroffenen zur Problembewältigung handeln kann. Er belegt dies damit, dass ebenso diverse Fallbeispiele gelungener Integration von Migranten vorliegen, in denen beobachtet werden kann, dass Einwandern nicht zum Vornherein zum Scheitern verurteilt sein muss, sondern als neue Chance im Lebenszyklus angesehen werden kann.

Dieser etwas andere Blickwinkel auf die Migrationsthematik zeigt, dass Migration ebenso als Chance und nicht nur als Risikofaktor angesehen werden kann, was wir wiederum gut mit der Resilienztheorie verknüpfen können. Denn hier geht es im Wesentlichen gerade um das Fördern der Widerstandskraft, die jedoch bereits vorhanden ist.

Wir haben Frau Brodbeck ebenfalls dazu befragt, ob es möglich ist, per se zu sagen, dass Flüchtlingskinder im Vergleich zu einheimischen Kindern und Jugendlichen ein resilienteres Verhalten aufzeigen. Ihre Antwort fanden wir sehr interessant:

Um wirklich beurteilen zu können, jetzt aus wissenschaftlicher Sicht, ob Leute, die in die Schweiz kommen, die flüchten konnten, resilient sind, müsste man sie vergleichen mit denen, die im Gebiet bleiben. Man müsste das psychische Befinden vergleichen von denen, die in der Schweiz sind, im Vergleich zu denen, die nicht flüchten. Man müsste, eben das soziale Funktionieren anschauen.

Die verglichenen Personen müssten quasi am gleichen Ort aufgewachsen sein. Und die einen gehen, die anderen bleiben. Das wäre ein, ein guter Vergleich.

¹³ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

Sonst kann man einfach sagen, die einen können es besser bewältigen als die anderen, im Bezug auf Flüchtlinge, die in der Schweiz sind. Die einen tragen psychische Folgen davon, die anderen nicht. Aber das muss man dann auch wieder in Bezug setzen zu dem, was sie erlebt haben im Herkunftsland.¹⁴

3.7 Trauma und Resilienz

Da Frau Wustmann (2004,40) traumatische Ereignisse als gravierende Risikofaktoren bezeichnet, und auch unsere Interviewpartnerinnen in den UMA-Zentren diese Thematik vermehrt angesprochen haben, werden wir im folgenden Kapitel auf das Thema des Traumas näher eingehen.

Urs Hepp (2008,145ff) arbeitete an einer klinischen Studie mit, die Menschen untersuchte, welche vor Kurzem Opfer schwerer physischer Verletzungen wurden und in der Folgezeit trotzdem psychisch gesund blieben. Herr Hepp befragte diese Personen direkt, was der Grund dafür war, dass sie keine seelischen Leiden von den Verletzungen davongetragen haben. Ihn überraschte dabei, dass beinahe alle Probanden spontan und direkt antworten konnten. Die befragten Personen gaben an, dass vor allem vorhandene und als wichtig eingeschätzte soziale Kontakte oder aber ein gesicherter Arbeitsplatz als schützende Faktoren wahrgenommen wurden.

Dies zeigt, dass subjektive und individuelle Faktoren bei der Verarbeitung eines traumatischen Erlebnisses eine sehr zentrale Rolle spielen. Dazu abschliessend folgendes Zitat von dem Autoren:

„Ob und in welcher Weise sich ein bestimmtes Ereignis traumatisierend auswirkt, ist also von vielen individuellen inneren und äusseren Faktoren abhängig. Dabei spielen zahlreiche biologische, biografische, soziodemografische, emotionale und kognitive Faktoren eine Rolle, die die individuelle Vulnerabilität oder Resilienz ausmachen.“ (Hepp, 2008, 146)

3.7.1 Definition Trauma

Eckardt (2005, 9) definiert Trauma wie folgt: „Ein traumatisches Erlebnis wird als Einschnitt erlebt, der das bisherige Leben nachhaltig negativ verändert. Es ist mit den vorherigen Lebenserfahrungen nicht vereinbar und verunsichert die Betroffenen zutiefst. Die zur Verfügung stehenden Bewältigungsmechanismen sind der Aufgabe nicht gewachsen.“ Der Autor unterscheidet zwischen plötzlichen (Typ 1) und länger andauernden (Typ 2) Traumata.

Plötzliche Traumata (Typ 1)

Darunter werden kurze traumatische Erlebnisse gefasst. Dies kann unter anderem sein, dass die betroffene Person den Tod eines Elternteils miterleben muss oder Zeuge eines Unfalls wird, so Eckhart (2005, 9ff). Der Autor führt ins Feld, dass bei einem plötzlichen Trauma die Angst vorhanden ist, das eigene Leben sei gefährdet. Das fundamentale Vertrauen und somit auch das Leben des Kindes sind gefährdet, da es durch die plötzliche Erfahrung merkt, dass sich das Schicksal sekundenschnell gegen es wenden

¹⁴ Ausschnitt Experteninterview J, Frau Brodbeck

kann. Wie schwerwiegend die Folgen sind, hängt stark davon ab, wie schutzlos es sich in diesem Moment fühlt.

Länger andauernde Traumata (Typ 2)

Hierbei handelt es sich laut dem Autor um traumatische Erfahrungen, welche über eine längere Zeitspanne andauern oder sich wiederholen. Beispiele hierfür sind Vergewaltigungen, Mobbing in Bildungsstätten oder in einigen Fällen auch Trennung oder Umzüge. Beim Typus 2 verändert sich die Welt nicht von einem Augenblick auf den anderen. Möglicherweise „fängt sogar alles harmlos an“, doch allmählich verliert das Kind auch bei diesem Typus den Glauben an sich und seine Umwelt. Meier und Perren-Klingler (1998,7) führen weiter aus, dass der Typ 2 bei Kindern und Jugendlichen besonders schwerwiegende Folgen mit sich ziehen kann.

Ausserdem können auch Mischformen und Übergänge dieser zwei Typen auftreten.

Weiter werden laut Eckhardt (2005,11-12) in der Forschung folgende vier Arten von Traumata unterschieden:

1. Erlebnisse, welche von anderen Personen verursacht werden (z.B. sexueller Missbrauch, Mord usw.)
2. Naturkatastrophen, Kriege und Unfälle
3. Lebensbedrohende Krankheiten
4. Verlust einer Bezugsperson/subjektive Bedrohungen (z.B. Kündigung, Trennung oder Tod der Eltern)

Hepp (2008, 145) führt ins Feld, dass traumatisierende Erlebnisse, die direkt von Personen verursacht werden, wie personelle Gewalt oder sexuelle Übergriffe, für Opfer schwerer zu ertragen sind als Naturkatastrophen oder Unfälle.

Unsere Expertin, Frau Brodbeck erklärte uns im Interview auch mögliche Gründe dafür:

Die Relationen sind halt anders. Wenn einem etwas von einem Menschen angetan wird, dann kann man eher fragen, warum gerade ich? Was habe ich dazu beigetragen, dass das passiert ist. Was sind meine Anteile, oder einfach das Gefühl, ich bin selber schuld. Und das führt eben beispielsweise bei misshandelnden Eltern auch dazu, dass das dem Kind so explizit mitgeteilt wird. Du bist schuld, dass es mir schlecht geht, dass die Familie plötzlich auseinanderfällt, wie auch immer.

Und bei eben bei einem Erdbeben oder einem Feuer da sind auch noch verschiedenste Leute betroffen. Der Zufallsfaktor ist grösser, und häufig dann halt auch der Zusammenhalt zwischen den Opfern. Es gilt also, gemeinsame Probleme zu bewältigen und man kann sich austauschen über Lösungsmöglichkeiten.¹⁵

3.7.2 Auswirkungen und Symptome von Traumata bei Kindern

Die Autoren Meier und Perren-Klinger (1998,7) beschreiben, dass im Moment des Traumaereignisses die Person sowohl körperlich, psychisch wie auch sozial reagiert.

¹⁵ Ausschnitt Experteninterview J; Frau Brodbeck

Typische körperliche Reaktionen wie Herzklopfen, Schwitzen und Harndrang treten auf. Psychisch reagiert die Person mit verstärkter Aufmerksamkeit, welche voll auf das aktuelle Geschehen gerichtet ist. Die sogenannte soziale Reaktion tritt laut den Autoren etwas später ein, die durch den Verlust von Vertrauen zu erkennen ist. Die Umwelt, damit sind die Familie oder auch der Staat gemeint, waren nicht in der Lage, das Ereignis zu verhindern. Diese Erfahrung verändert den Umgang des Betroffenen mit der Gesellschaft. Laut Eckhardt (2005,13ff) reagieren alle Menschen nach einem plötzlichen Trauma mit einem Schock. Dieser fällt mit den Erwachsenen meistens eher effektiv aus, da bestimmte Sachen wie das Erledigen von Formalitäten getan werden. Kinder hingegen reagieren „meist mit Starre, Weinen oder Regression“. Die Kinder fallen um einige Entwicklungsstufen zurück und verhalten sich nicht altersgemäss. Einige Kinder schaffen es jedoch, in einer Risikosituation genau das Richtige zu tun, werden jedoch nachträglich auch vom Schock eingeholt. Der Autor beschreibt, dass die Langzeitfolgen wie Depressionen, Ängste, Phobien, Neurosen stark von „der jeweiligen Situation und dem Kind abhängen“. Die erwähnten Langzeitfolgen werden oft bei länger anhaltenden Traumata wie Mobbing oder Missbrauch diagnostiziert. Eckhart (2005,14) beschreibt, dass Folgendes aus dem traumatisierenden Erlebnis gelernt wird: „Man kann sich nicht auf das wohlmeinende Schicksal, auf eine gute Welt, auf anderen Menschen – und vielleicht nicht einmal auf den eigenen Körper – verlassen.“ Möglicherweise können auch Schuld- und Schamgefühle auftauchen, und das Selbstwertgefühl sinkt. Weitere Symptome, welche bei Kindern, die ein Trauma erlebt haben, auftauchen können, sind erhöhte Aggression, unsoziales Verhalten, freiwillige Isolation oder Scheu vor anderen Menschen, vermehrte Unruhe, Bettnässen, Stottern, Nägel- und Haarkauen, Selbstverletzungen, Lernstörungen, Schulangst und abfallende schulische Leistungen, Unkonzentriertheit, vermeintliche Gefühlskälte, Sadismus gegenüber Tieren und anderen Kindern, Schreckhaftigkeit und andere Auffälligkeiten.“

Rund ein Drittel, welcher an einer posttraumatischen Belastungsstörung litt, ist bereits nach einem Jahr „geheilt“, was bedeutet, dass keine Symptome mehr aufgewiesen werden. Wie schnell sich eine Person von einem Trauma erholt, hängt stark von den Umständen und der Person selber ab. Indikatoren hierfür sind beispielsweise die Dauer des Traumas, das Alter der Betroffenen, die gesellschaftliche Akzeptanz des Traumas und so weiter.

Bei traumatisierten Kindern ist zu beachten, dass sie über eine geringe Lebenserfahrung verfügen, die fördernd für eine „Heilung“ ist. Erhalten die Kinder eine angemessene Unterstützung, gelingt es ihnen besser als Erwachsenen, das Vertrauen zurückzugewinnen, da „ihre Persönlichkeitsstruktur noch nicht so gefestigt ist“. Andererseits hatten sie wenige Gelegenheiten, Konflikte zu lösen und stehen unter einer stetigen Abhängigkeit der Eltern. Je jünger die Personen waren, die ein traumatisches Ereignis miterlebten, desto höher war die Chance, an einer posttraumatischen Belastungsstörung zu erkranken. Dies ist darauf zurückzuführen, dass „den Kindern die Sprache, die intellektuelle Befähigung und die Erfahrung fehlt“, dem Trauma nachträglich einen Sinn zuzumessen. (Eckhart 2005, 19ff)

3.7.3 Traumatisierung bei Flüchtlingskindern

Laut Asshauer und Adam (2009, 156-159) sind alle Flüchtlingskinder einem unfreiwilligen Ortswechsel ausgesetzt, der zu „ungewollten Beziehungsabbrüchen“ und „psychischen Belastungen“ führen kann, welche den Normalbereich bei weitem übertreffen. Die

Flüchtlingskinder können das gesamte Spektrum an psychischen Störungen aufweisen, wie jedes andere Kind auch. Die Auswirkungen von Traumata können ausserdem generationsübergreifend sein. Die Erfahrungen während der Flucht können sehr unterschiedlich sein. Die Kinder lebten bereits vor und ebenfalls während der Flucht unter sehr ungünstigen „psychosozialen Bedingungen“. Eine Vielzahl dieser Kinder erlebten Kriege mit und litten unter direkter Gewalt. Ob später Symptome in Erscheinung treten, hängt zum einem von Ausmass der traumatischen Situation ab und zum anderen von den vorangegangenen Erfahrungen. Die Autoren weisen darauf hin, dass es von grosser Bedeutung ist, wie in der Herkunftsfamilie mit Konflikten umgegangen wurde. Ob beispielsweise positive Modelle vorhanden waren, welche gute Strategien zum Konfliktlösen aufwiesen oder nicht.

3.7.4 Ressourcenorientiertes Arbeiten mit traumatisierten Menschen

Seelische sowie auch körperliche Traumata hinterlassen Narben, mit denen die betroffenen Menschen weiterleben müssen und auch können. Wichtig ist für die Betreuerin, dass nicht der Anspruch erhoben wird, diese Menschen zu heilen, sondern vielmehr sie zu unterstützen, diese „Extremerfahrungen in die jeweils spezifische Lebensgeschichte zu integrieren und den Überlebenden aufzuzeigen, dass es unendlich viele Möglichkeiten gibt, auch weiterhin Gutes zu erleben und zu tun.“ (Meier, Perrern-Kingler, 1998, 9-10) Die Autoren weisen darauf hin, dass versucht werden sollte, das schamvolle Schweigen über das Ereignis zu brechen.

Besonders bei Migrationssituationen laufen die traumatisierenden Prozesse weiter. Deshalb sollte direkt damit begonnen werden, den Betroffenen aufzuzeigen, dass sie weiterhin positive Erfahrungen sammeln können. Es gibt kein Patentrezept für den Umgang mit traumatisierten Menschen. Jede individuelle Situation erfordert spezifische und kreative Lösungsansätze. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit sollten stets die vorhandenen Ressourcen und das Überleben der Betroffenen stehen. Denn dieses Überleben ist Beweis dafür, dass das erlebte Trauma nicht „total“ war, so die Autoren (1998,9). Menschen, die traumatische Erlebnisse durchgemacht haben, brauchen nun Antworten und Erklärungen auf ihre Reaktionen, damit sie die traumatischen Erfahrungen mit ihrem neuen Leben verknüpfen können.

Als helfende Kraft muss man sich stets darüber im Klaren sein, dass der traumatisierte Mensch selber am besten weiss, was er momentan benötigt, um sich zu erholen. Es gilt, diese Möglichkeiten zu fördern. Spezifisch bedeutet das, gezielte Unterstützungen zu bieten, zu informieren über die Normalität der Reaktion, die Aufmerksamkeit auf positive Veränderungen zu lenken und Kräfte zu stärken. Rituale in Gruppen, bei denen Verlust, Schrecken und Trauer thematisiert werden, können sehr hilfreich sein. Es sollte auch akzeptiert werden, dass es legitim ist, wenn sich Betroffene dagegen wehren, denn oft ist äusserst schwierig und schmerzhaft, über traumatische Erfahrungen zu sprechen. Bei Asylsuchenden, die traumatisiert sind, erschwert sich die Situation, da diese zusätzlich entwurzelt sind und sie sich zudem mit ihnen bisher nicht bekannten Norm- und Wertvorstellungen konfrontiert sehen. (Meier, Perren-Kingler, 10)

Abrunden möchten wir dieses Kapitel mit einem sehr spannenden Bericht über die Arbeit mit traumatisierten Menschen von Herrn Urs Hepp. Seine Sicht der Dinge möchten wir an dieser Stelle ebenfalls aufführen.

Urs Hepp (2008, 139ff) spricht in seinem Beitrag von einer „Hochkonjunktur der Psychotraumatologie“ in einer breiten Öffentlichkeit. Es scheint laut Autor so, dass die Faszination von Trauma über die Fachkreise hinaus reicht. Trotzdem oder gerade deshalb ist es bemerkenswert, dass bei einer Katastrophe oder einem Unglück sofort hoch geschulte und spezialisierte Fachpersonen herbeigezogen werden müssen, die sich um potentiell Traumatisierte kümmern. Dies führt seiner Meinung nach zu einer Verunsicherung aller nichtpsychotherapeutischen Fachleute und Psychotherapeutinnen. Es kommt bei diesen Personengruppen, die mit traumatisierten Menschen zu tun haben, die Angst auf, etwas falsch zu machen oder das Trauma gar zu verschlimmern. Deshalb bleibt man lieber auf Abstand und macht gar nichts. Diesen Fakt kritisiert der Autor deshalb, weil seiner Meinung nach ein wenig Menschenverstand und Einfühlungsvermögen oft reichen würden, um die vorherrschende Situation zu meistern. Hepp vertritt die Meinung, dass später dann immer noch fachliche Hilfe herbeigezogen werden kann, dies jedoch eher subsidiär.

Dies finden wir gerade für unseren Beruf einen sehr interessanten Beitrag. Wir können uns gut vorstellen, dass man sich als Sozialarbeitende aus einem Gefühl der eigenen Inkompetenz heraus lieber distanziert als das Risiko einzugehen, etwas falsch zu machen. Dies, obwohl es vielleicht in vielen Fällen für die Betroffenen bereits eine Unterstützung darstellen würde, sie einfach in ein wohlwollendes Gespräch zu verwickeln. Andererseits besteht gerade bei der Gruppe unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender stets die Gefahr einer Retraumatisierung, was auch aus einigen Interviews mit Betreuungspersonen immer wieder hervorging. Dies war für uns von Beginn an ein delikates Thema. Sozialarbeiter und Sozialpädagogen sind keine Fachleute mit umfänglichem psychologischem Fachwissen und schon gar keine Trauma-Experten. Trotzdem arbeiten sie gerade im Migrationsbereich und hier spezifisch in den UMA-Zentren eng mit etwaigen traumatisierten Jugendlichen und Kindern zusammen. Dies erfordert mit Sicherheit ein grosses Mass an Fingerspitzengefühl und Erfahrung. Da in diesem Kapitel neben Resilienz auch von Ressourcenorientierung die Rede war, ist es uns ein Anliegen, diese beiden Begrifflichkeiten kurz miteinander zu vergleichen. Das folgende Kapitel 3.8 soll dazu dienen.

3.8 Ressourcenorientierung und Resilienzförderung

Wir stiessen bei der Recherche über Resilienz und ihre Schlüsselfaktoren immer wieder auch auf den Begriff der Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit. Es war jedoch für uns von grosser Bedeutung, diese beiden Begriffe zu unterscheiden.

Anfangs war es für uns schwierig, sie getrennt voneinander zu betrachten. Erst bei näherer Auseinandersetzung mit der Thematik fanden wir eine Autorin, die sich genau mit dieser Frage befasst hatte und zu folgendem Schluss gelangte:

Rosmarie Welter-Enderlin (2011, 10) kommt in ihrem Bericht auch auf den Begriff der Ressourcenorientierung zu sprechen. Sie kritisiert daran, dass die Ressourcenorientierung ihrer Meinung nach zu wenig auf die Bemühungen des Individuums, einen Weg aus einer Krise zu finden und aus schwierigen Situationen das Beste zu machen, eingeht. Genauer gesagt sieht sie folgenden wesentlichen Unterschied zwischen Resilienz und Ressourcenorientierung: Bei der Ressourcenorientierung sieht sie einen starken Fokus auf therapeutische Einwirkung, Resilienz jedoch geht im

Wesentlichen auf das Individuum in seinem natürlichen Umfeld ein. Dieser Unterschied ist ihrer Meinung nach frappant und darf nicht ausser Acht gelassen werden.

Um einen weiteren Input zu dieser Unterscheidung zu erhalten, haben wir auch hierzu unsere beiden Expertinnen befragt. Uns interessierte, ob es einen wesentlichen Unterschied zwischen Resilienz(-förderung) und Ressourcenorientierung gibt und wenn ja, wie dieser aussieht. Das waren die Antworten:

Es ist nichts neu. Es ist letztendlich wirklich alles das Gleiche. Ob man das Schutzfaktoren oder Ressourcen nennt, ist egal. Und die Risikofaktoren und die Vulnerabilität und aller Dreck und alles Unglück kann man in diesen Korb werfen. Das sind zwei Waagschalen und die Resilienz betrifft die, die aufgrund von der Waagbilanz eigentlich schon längst hätten knicken müssen.

Ab wann man dann sagt, jetzt ist jemand resilient gewesen und ab wann nicht, das ist vollkommen beliebig. Also da gibt es höchstens eben über gewisse Forschergruppen Empfehlungen zu sagen so viel und so viel, aber das muss man eigentlich wirklich in die Methode von der Untersuchung nachschauen, was haben die genau gemacht. Und weil es eben, es ist nicht eine absolute Wahrheit.

Jeder definiert die Begriffe anders und letztendlich kommt vieles ja auf das Gleiche heraus. Und das hat noch etwas Beruhigendes.

Risikofaktoren bekämpfen spezifisch oder allgemein, ist nie falsch. Und so gesehen kann man zum Glück nicht viel falsch machen.

Was ich vielleicht noch sagen kann, ist einfach, die Resilienzfaktoren, die man gefunden hat, dass man sich vielleicht dort mal ein bisschen überlegt, wieso gerade diese? Also das wird ja auch diskutiert in der Literatur und auf welche habe ich dann Einfluss als Lehrerin, als Sozialarbeiterin und auf welche vielleicht weniger, oder? Es gibt Sachen, die ihr einfacher mit jemandem in der Begleitung angehen können, als andere.

Man kann ja nicht überall sein, sonst müsste man ja jemand irgendwie zu sich nehmen. 24 Stunden irgendwie und noch dann geht es nicht. Also dass man irgendwie sich über die Mechanismen bewusst ist also wo kann ich, wo muss ich, Prioritäten setzen. Also ich sage jetzt mal bei jungen minderjährigen Asylsuchenden, ist sicher eine Priorität eine Beziehung aufzubauen. Das ist sicher wichtiger als jetzt als zuerst irgendwie ein Humortraining mit ihm zu machen.¹⁶

Frau Brodbeck fiel es leichter, einen Unterschied zu erkennen:

Ressourcen sind mehr der Weg oder das Mittel, das zur guten Anpassung führt. Ressourcenaktivierung ist, dass man gezielt versucht, diese Ressourcen zu brauchen, dass jemand eine gute Entwicklung macht. Resilienz wäre dann das Ergebnis.¹⁷

3.8.1 Ressourcenorientiertes Arbeiten mit UMA

Im folgenden Kapitel werden wir erläutern, welche Möglichkeiten Professionelle in der Sozialen Arbeit haben, um die Widerstandsfähigkeit unserer Zielgruppe zu fördern.

Persönliche Ressourcen: Kinder stellen immer wieder brennende Fragen, auf die sie sich eine Antwort erhoffen. Die Autorin Petra Wünsche (1999, 600-602) erklärt, dass vor allem Kinder die aufgrund traumatischer Ereignisse wie Krieg flüchten mussten, bezüglich dieser Themen Antworten suchen. Es liegt ihrer Meinung nach an den Betreuern der Sozialen Arbeit, diese offen und ehrlich zu beantworten. Dies gibt den Kindern und

¹⁶ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

¹⁷ Ausschnitt Experteninterview J; Frau Brodbeck

Jugendlichen Orientierung und ein Erklärungsmuster, an das sie sich halten können.

Unterstützende Ressourcen: Laut der Autorin ist es ebenfalls von zentraler Bedeutung, dass man als Tätige in der Sozialen Arbeit diesen Kindern emotionale, informative und wertschätzende Unterstützung bietet. Durch den Fakt der fehlenden Kernfamilie wird eine Bezugsperson enorm wichtig, an die sich das Kind wenden kann. Ein soziales Netz ist ebenfalls sehr wichtig, und der Kontakt zu Gleichaltrigen aus der Gast- und der Heimatkultur.

Förderung von Selbstbewusstsein: Oft kommen die Kinder aus einem Land, in dem ein Menschenleben nichts zählt, und in dem Gewalt an der Tagesordnung ist. Umso wichtiger ist es deshalb, ihnen in der Schweiz diesen fehlenden Respekt entgegenzubringen. Ausserdem können den Kindern auch Aufgaben zugeteilt werden, deren Erfüllung mit einer ehrlichen und positiven Rückmeldung gekoppelt sein sollte, um das Selbstwertgefühl der Kinder und Jugendlichen zu fördern. Dies gibt ihnen ausserdem eine Orientierungshilfe. Es wäre zudem eine Möglichkeit, mit ihnen zusammen den Alltag zu gestalten und sie dabei aktiv mitwirken zu lassen, um ein aktives Problemlöseverhalten zu unterstützen. Dies fordert von den Sozialarbeitenden viel Geduld, denn gleichwohl dürfen die ihnen aufgetragenen Aufgaben sie nicht überfordern, so die Autorin Petra Wünsche (1999, 605-611).

Aufbau eines unterstützenden Umfelds: In Anbetracht der Tatsache, dass diese Kinder und Jugendlichen in ständiger Unsicherheit bezüglich ihres Aufenthaltsstatus leben müssen, erwähnt Wünsche, dass es jedoch trotzdem wichtig ist, dass ihnen bewusst wird, dass das unterstützende Umfeld und somit die Sozialarbeitenden alles dafür tun, dass ihr Gesuch angenommen wird. Sie müssen zu spüren bekommen, dass die betreuende Person auf ihrer Seite steht und sie beispielsweise auch beim Gang zu den Behörden begleitet.

Klare Regeln und feste Strukturen: Klare Regeln und Strukturen sind für unbegleitete minderjährige Asylsuchende ebenfalls von höchster Wichtigkeit, damit Situationen für sie durchschaubar und kontrollierbar werden, so Petra Wünsche (1999, 606-612).

Auch Sigrun Heide-Filipp und Peter Aymanns (2010, 235ff) sprechen im Zusammenhang mit Krisenbewältigung und Bewältigungsstrategien vermehrt von Ressourcenorientierung und der Wichtigkeit sozialer Unterstützung. Sie erwähnen, dass die soziale Unterstützung vor allem deshalb wichtig ist, dass das Kind weiss, dass es sich auf jemanden verlassen kann, und dass ein Austausch stattfinden kann. Die Autoren erläutern, dass es sogar ausreicht, wenn das Kind weiss, dass jemand da ist, auf den es sich verlassen kann, ohne dass diese Person jedoch unbedingt in unmittelbarer Nähe des Kindes sein muss.

3.9 Resilienzförderung

Wir werden uns nun nach dieser Begriffsklärung und dazugehöriger Abgrenzung der beiden Begriffe Ressourcenorientierung und Resilienzförderung nur noch auf letzteres beziehen. Dies gilt ebenfalls für die Auswertung der vorliegenden Arbeit.

Wir fanden in den Transkripten folgende Aussage von Frau Marianne Kauer, die unserer Ansicht nach das Konzept der Resilienzförderung schön beschreibt:

In dem ich mich als Person, als Beziehungsperson zur Verfügung stelle. Oder immer wenn ich einem Kind oder auch meinen Studentinnen und Studenten indirekt versuche, dass sie gute Lehrerinnen werden, wenn sie dann, diesen Kindern, Welten eröffnen, durch die Bildung. Im weitesten Sinn machen alle sozialen Berufe irgendwie, tragen zur Resilienzförderung bei. Wenn sie es gut machen. Wenn sie es schlecht machen natürlich nicht.¹⁸

3.9.1 Ziele der Resilienzförderung

Laut Petermann (2003,65-70) besteht das Hauptziel bei der Resilienzförderung darin, Risikoeinflüsse zu minimieren und Resilienz- und Schutzfaktoren zu erhöhen. Wustmann (2004,122) führt dies weiter aus und ergänzt folgende Punkte:

- Die Auftretenswahrscheinlichkeit von Risikoeinflüssen bzw. negativen Folgeaktionen sollten vermindert werden.
- Die „situative Bedingung“ sowie die „Stress- bzw. Risikowahrnehmung des Kindes“ sollte verändert werden.
- „Soziale Ressourcen“ in der „Betreuungswelt des Kindes (z.B. in der Familie, in der Bildungseinrichtung)“ sollten erhöht werden.
- Die „kindliche Kompetenz“ sollte gesteigert werden.
- Die Qualität interpersoneller Ressourcen (Bildungsqualität, Erziehungsqualität, Qualität sozialer Unterstützung) sollte verbessert werden.

3.9.2 Resilienzförderung in Bildungs- und Erziehungskontexten

„Aus den Ergebnissen der Resilienzforschung ergibt sich die Forderung, allen Kindern und speziell Risikokindern frühzeitig, lang, andauernd und intensiv Möglichkeiten anzubieten, dass diese wichtige Basiskompetenzen erwerben können, die für die Bewältigung schwieriger Lebensumstände förderlich sind.“ (Wustmann, 2004, 124)

Wustmann (2004, 124-125) weist darauf hin, dass Resilienz auf der individuellen Ebene wie auch auf der Beziehungsebene gefördert werden kann. Bei der Resilienzförderung auf der individuellen Ebene ist konkret die Förderung von Kompetenzen direkt beim Kind gemeint. Resilienzförderung auf der Beziehungsebene bezieht sich auf die Erziehungspersonen. Wustmann führt hier beispielsweise die Stärkung von Erziehungskompetenzen von Eltern und weiteren Erziehungspersonen ins Feld.

Resilienzförderung auf der individuellen Ebene

Laut Wustmann (2004,125) gibt es einige Kompetenzen, die fördernd sind, schwierige Ereignisse unbeschadet zu überstehen. Die Aufgabe des Betreuungsteams besteht darin, die Kinder bei der Entwicklung dieser Fähigkeiten und Fertigkeiten zu bestärken.

Wustmann betont, dass die Förderung untenstehender Bereiche von grosser Wichtigkeit ist.

¹⁸ Ausschnitt Experteninterview H; Frau Kauer

Problemlösefertigkeiten und Konfliktstrategien
Eigenaktivität und persönlicher Verantwortungsübernahme (Schaffen von Möglichkeiten der Partizipation und des kooperativen Lernens)
Selbstwirksamkeit und realistische Kontrollüberzeugungen
Positive Selbsteinschätzung des Kindes (Stärkung des Selbstwertgefühls)
Kindliche Selbstregulationsfähigkeiten
Soziale Kompetenzen, insbesondere Empathie und sozialer Perspektivenübernahme
Stressbewältigungskompetenzen (effektive Coping-Strategien)
Körperliche Gesundheitsressourcen

Abb. 5 „Resilienzförderung auf individueller Ebene“ vgl. Wustmann (2004,125)

Resilienzförderung auf der Beziehungsebene

Im folgenden Abschnitt werden wir vor allem auf den Beziehungsaspekt zwischen Minderjährigen und deren Erziehungspersonen eingehen. Im Fall von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden fallen die Eltern als Beziehungspersonen weg. Das ist der Grund, weshalb wir an dieser Stelle statt den Eltern andere Bezugspersonen der UMA, wie beispielsweise Sozialarbeitende, aufführen, denen diese Aufgabe zufällt.

Corina Wustmann (2004, 133) verweist mehrmals auf die Wichtigkeit der direkten Interaktion zwischen Kindern und Jugendlichen und deren Bezugspersonen. Ihrer Meinung nach kann eine resiliente und psychisch gesunde Entwicklung nur dadurch gefördert werden. Diese Aussage begründet sie damit, dass sich dadurch das Gefühl kindlicher oder jugendlicher Handlungs- und Bewältigungskompetenz herausbilden kann. Dieses Gefühl, selber etwas bewirken und Probleme meistern zu können, wirkt sich laut der Autorin sehr positiv auf die Entwicklung junger Menschen aus.

Wustmann erklärt, dass Personen, die zu Jugendlichen in engem Kontakt stehen, seien es Sozialpädagoginnen oder andere Fachleute, einen grossen Einfluss drauf haben, dass bei diesen Reflexions- und Veränderungsprozesse angeregt werden. Die Vermittlung des Gefühls, selber etwas wert zu sein und mit dem eigenen Handeln etwas bewirken zu können, ist demnach ein erstrebenswertes Ziel der Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden.

Wie dieser Prozess vor sich gehen kann und wichtige Kompetenzen gefördert werden können, wird in der nachfolgenden Tabelle (Abb.6) verdeutlicht:

Resiliente Verhaltensweisen können gefördert werden, indem man...	Förderung von
das Kind ermutigt, seine Gefühle zu benennen und auszudrücken.	Gefühlsregulation/Impulskontrolle
dem Kind konstruktives Feedback gibt (das Kind konstruktiv lobt und kritisiert).	positiver Selbsteinschätzung/Selbstwertgefühl
dem Kind keine vorgefertigte Lösung anbietet (vorschnelle Hilfeleistungen vermeiden).	Problemfähigkeit/Verantwortungsübernahme/Selbstwirksamkeitsüberzeugungen
das Kind bedingungslos wertschätzt und akzeptiert.	Selbstwertgefühl/Geborgenheit

dem Kind Verantwortung überträgt.	Selbstwirksamkeitsüberzeugungen/ Selbstvertrauen, Selbstmanagement
das Kind ermutigt, positiv und konstruktiv zu denken.	Optimismus und Zuversicht
dem Kind zu Erfolgserlebnissen verhilft.	Selbstwirksamkeitsüberzeugungen/ Selbstvertrauen, Kontrollüberzeugung
dem Kind dabei hilft, eigene Stärken und Schwächen zu erkennen.	positiver Selbsteinschätzung/Selbstvertrauen
dem Kind hilft, soziale Beziehungen aufzubauen.	sozialer Perspektivenübernahme/Kooperations- und Kontaktfähigkeit
dem Kind hilft, sich erreichbare Ziele zu setzen.	Kontrollüberzeugung/Zielorientierung und Durchhaltevermögen
realistische altersangemessene Erwartungen an das Kind stellt.	Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und Kontrollüberzeugung
dem Kind Zukunftsglauben vermittelt.	Optimismus und Zuversicht
das Kind in Entscheidungsprozesse einbezieht.	Kontrollüberzeugung/Selbstwirksamkeit
dem Kind eine anregungsreiche Umgebung anbietet und Situationen bereitstellt, in denen das Kind selbst aktiv werden kann.	Explorationsverhalten/Selbstwirksamkeit
Routine in den Lebensalltag des Kindes bringt.	Selbstmanagement/Selbstsicherheit
das Kind nicht vor Anforderungssituationen bewahrt.	Problemlösefähigkeit/Mobilisierung sozialer Unterstützung
dem Kind hilft, Interessen und Hobbies zu entwickeln.	Selbstwertgefühl
ein „resilientes“ Vorbild ist (dabei aber authentisch bleibt).	effektiven Bewältigungsstrategien

Abb. 6 „Erziehungsmaxime zur Förderung von Resilienz in der Erzieher-Kind-Interaktion vgl. Wustmann (2004,134 -135)

Wir haben eine der Expertinnen des Resilienzkonzepts, Frau Kauer, auch nach den Grenzen der Resilienzförderung befragt. Wir erhielten folgende Antwort:

Also man kann bei jedem die Risikofaktoren reduzieren und die Schutzfaktoren erhöhen, ein Stück weit. Aber ob das nachher reicht, je nach der Ausgangslage von dieser Waage, oder ob das danach reicht, um nicht zu knicken. Das muss man dann eben anschauen. Und so gesehen, ja, nein, ist es nicht in eurer Macht, bei jedem das zu schaffen, dass er nicht knickt.

*Man muss es einfach versuchen, weil man weiss nicht, wer knickt und wer nicht.*¹⁹

¹⁹ Ausschnitt Experteninterview H, Frau Kauer

3.9.3 Resilienzförderung in Bezug auf Flüchtlingskinder

Im „Handbuch Resilienzförderung“ stiessen wir auf einen Artikel, der uns vor Augen geführt hat, dass Resilienzförderung als mögliches Konzept bei der Arbeit mit Flüchtlingskindern herangezogen werden kann. Dorothea Irmeler (2011, 575ff) arbeitet seit Jahren im Therapiezentrum für Folteropfer (TZFO) in Deutschland. Dort werden Menschen aus den verschiedensten Krisenländern aller Welt mit traumatischen Erfahrungen behandelt. Irmeler bemängelt in ihrem Bericht allem voraus die Situation unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender in Deutschland, da diese in der Bundesrepublik nicht genügend geschützt werden und so beispielsweise schon ab dem 16. Lebensjahr als volljährig gelten. Sie schildert auch die oftmals prekäre und schlimme Wohnsituation der Flüchtlingsfamilien. Diese leben nicht selten in baufälligen Blöcken und auf engstem Raum. Zeitgleich drängen sich Sprachprobleme, traumatisierende Erinnerungen und der ständige Integrationsdruck gepaart mit einem Arbeitsverbot und damit einhergehender Geldnot in den Vordergrund.

Dies sei ihrer Meinung nach der Grund, dass angesichts dieser komplexen Problemlage, eine ganzheitliche Sicht der Dinge angebracht ist. Ausschlaggebender Punkt, für die Entscheidung, das Konzept der Resilienz zu Rate zu ziehen, war die Entdeckung, dass die im TZFO tätigen Leute die Flüchtlinge oft in den Integrationsprojekten von einer neuen, sehr lebhaften und neugierigen Seite kennen lernten. Zudem passte das Resilienzkonzept auf die vom TZFO angesteuerte systemische Arbeitsweise und wurde alsbald zum Konzept der Stunde ernannt.

Dorothea Irmeler (2011, 579f) spricht im Zusammenhang mit Flüchtlingskindern und -jugendlichen vor allem von nicht normativen Krisen, die also unvorbereitet auf die Menschen zukommen und oft traumatische Folgen mit sich bringen und noch Jahre später physische und psychische Langzeitfolgen für die betroffenen Menschen haben.

Dorothea Irmeler und ihr Team schliessen in den Resilienzbegriff auch mit ein, dass der kulturelle schmerzliche Verlust des Heimatlandes der Flüchtlinge nicht ausser Acht gelassen werden darf. Zusätzlich kommt die schwierige Aufgabe auf die Betroffenen zu, sich in einem ihnen bis anhin völlig fremden, unhinterfragten Bedeutungsgefüge zu integrieren. Im besten Fall, im Fall von resilienten Kindern und Familien, gelingt eine Adaption. „Neue“ und „alte“ Kultur können in eine „dritte“ Kultur verwandelt werden.

Dorothea Irmeler spricht häufig davon, dass der Begriff Resilienz stets sehr differenziert angesehen werden müsse. Zusätzlich kommt der ökonomische, kulturelle, menschliche und historische Kontext vor allem bezogen auf unsere Zielgruppe hinzu. Weiter muss ihrer Meinung nach mit dem Resilienzbegriff stets im Wissen um die Unmöglichkeit der Verhinderung von Krisen gearbeitet werden. Viel zentraler ist das Wissen, dass zahlreiche resilienzfördernde Fähigkeiten des Individuums oder der Familie gestärkt werden können.

Zur Modifizierung der Theorie speziell auf die Zielgruppe der Flüchtlingskinder und gegebenenfalls ihrer Familien, wurde vom TZFO ein Drei-Säulen-Konzept zur Resilienzförderung entwickelt, auf das wir im kommenden Abschnitt etwas genauer eingehen werden.

Die folgenden beiden Darlegungen gelten lediglich als Anschauungsbeispiele, wie Resilienzförderung konkret in der Praxis aussehen kann. Wir werden darauf später nicht näher eingehen.

3.9.4 Das Drei-Säulen-Modell zur Resilienzförderung²⁰

Symbolisch wird das Drei-Säulen-Modell zur Resilienzförderung wie ein Haus dargestellt. (Dorothea Irmeler, 2011, 580). Dies kann man sich grob Folgendermassen vorstellen: Als erstes findet sich das Fundament des Gebäudes, auf dem drei Pfeiler stehen. Zuoberst folgt das schützende Dach. Wir werden auf all diese Komponenten nun genauer eingehen.

Das Fundament: Das Fundament, das elementar für die Entwicklung von jedem Kind ist, zeigt sich in der Zugehörigkeit zu einer gewissen Kultur, also der ethnischen und familiären Zugehörigkeit, der Heimat im Allgemeinen und den dazugehörigen Traditionen, der Familiengeschichte etc. Wenn man sich nun die Lage der Flüchtlingskinder vergegenwärtigt, zeigt sich, dass dieses bedeutende Fundament durch Krieg, Terror, Entwurzlungen und Menschenrechtsverletzungen stark beschädigt oder erschüttert ist. (Dorothea Irmeler 2011, 580ff)

Als Intervention auf der Ebene des Fundaments kommen unter anderem strukturelle Veränderungen in der Asylpolitik in Frage, die gerechtere Bedingungen schaffen sowie Sicherheit für die betroffenen Menschen gewährleisten. Zudem sollte es Ziel von helfenden Instanzen sein, Verdrängung von Randgruppen zu minimieren oder gar aufzuheben und damit Stigmatisierung abzubauen. (Irmeler, 2012, 80)

Säule 1: Die erste Säule, so Dorothea Irmeler (2011, 581ff) steht für die psycho-sozialen Rahmenbedingungen, in die jedes Kind hineingeboren wird. Unter anderem kann dies das Dorf, das familiäre Umfeld oder die Nachbarschaft sein. Ausserdem unterscheidet sich auch der sozio-ökonomische Rahmen von Kind zu Kind wesentlich. Gerade bei Flüchtlingskindern, die oft aus armen Verhältnissen stammen und unter der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern leiden, und oft keine Zukunftsperspektiven haben, sind diese Rahmenbedingungen ungünstig. Als mögliche Interventionen bieten sich auf dieser Ebene Beratungen zu Themen wie Finanzen, Wohnungs- und Arbeitssuche und Aufenthaltsfragen an.

Säule 2: Dorothea Irmeler (2011, 581) verwendet im Zusammenhang mit der zweiten Säule den Begriff „transitorische Zwischenräume“, in denen sich jedes Kind befindet. Dies sind symbolische Räume, die zwischen dem Elternhaus und der Schule vorzufinden sind. Zum besseren Verständnis solcher Zwischenräume kann man sich einen Fussballclub vorstellen, den Heimweg von und zur Schule, Therapien, Ferienfahrten, Musikunterricht und Ähnliches.

Vor allem bei Flüchtlingskindern sind solche Räume oft nur beschränkt oder gar nicht zugänglich oder wirken sich negativ auf ihre Entwicklung aus. Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von psychischen Problemen über kulturelle Barrieren bis hin zu rechtlichen Hindernissen.

Die Interventionen, die sich hier anbieten, sind vor allem bei der Vermittlung verschiedener Freizeitangebote und schulischer Unterstützung anzusiedeln.

Säule 3: Bei dieser Säule handelt es sich um die psychische und physische Gesundheit des Kindes, auf die die Eltern und andere Bezugspersonen der Kinder und Jugendlichen im Normalfall auch achten, so Dorothea Irmeler (2011, 582). Bei Flüchtlingskindern ist jedoch vermehrt zu beobachten, dass diese unter den Folgen traumatischer Erlebnisse leiden und erschütterte Bindungsmuster aufweisen. Im TZFO werden deshalb speziell auf die individuellen Bedürfnisse angepasste Therapien für Kinder und Eltern angeboten. Unter gewissen Umständen können daran gekoppelt noch weitere Beratungsangebote in

²⁰ Das Drei-Säulen-Modell wurde in Zusammenarbeit mit Jennifer Penders und Astrid von Törne entwickelt, die beide im Kinder- und Jugendprojekt des TZFO tätig sind.

Anspruch genommen werden. Darunter fallen beispielsweise Sexualaufklärung, Ernährungsberatung, Vermittlung ärztlicher Behandlungen oder Entspannungsmethoden.

Das Dach: Das Dach verbildlicht die schützenden Personen eines Kindes aus seinem natürlichen Umfeld. Diese Personen können entweder die Eltern oder auch Ersatzeltern sein, die im Fall von den unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden im Ankunftsland nicht vorhanden sind. Neben den bereits erläuterten Hilfsangeboten könnten hier Supervisionsstunden und spezielle Schulungen für Fachpersonen, die mit Flüchtlingsfamilien und unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden arbeiten, eine mögliche Intervention darstellen.

Zusammenfassend erklärt Dorothea Irmeler (2011, 582-584), dass es bei der Umsetzung dieses Modells elementar ist, dass keiner der Komponenten mehr Gewicht zugemessen wird als einer anderen. Je nach den individuellen Bedürfnissen eines jeden Menschen zeigt sich mit der Zeit, welche Art von Unterstützung zu welchem Zeitpunkt gerade für die betroffene Person wichtig und angebracht ist. Darauf wird in der Praxis der Resilienzförderung im TZFO grossen Wert gelegt.

3.9.5 Die vier Bs der Resilienzförderung

Die vier Bs, die bei der Resilienzförderung im TZFO ebenfalls mitberücksichtigt werden, lauten:

- Bindung
- Bildung
- Bewusstsein für Selbstwirksamkeit
- Bausteine guter Erinnerungen

Die vier Bs fassen einerseits auf Erkenntnissen aus der oben beschriebenen Kauai-Studie von Emmy E. Werner, andererseits auf den langjährigen Erfahrungen mit dem Drei-Säulen-Modell im TZFO. Sie sind für Kinder und Jugendliche genauso wichtig wie für Flüchtlingskinder.

Was diese Begriffe genau bedeuten, fasst Dorothea Irmeler in ihrem Bericht zur Resilienzförderung von Flüchtlingskindern und ihren Familien (2011, 583ff) folgendermassen zusammen:

Bindung: In traumatisierten Flüchtlingsfamilien sind oftmals unsichere und belastende Bindungsmuster auszumachen, die nicht selten auf eine Traumatisierung der Eltern oder der Kinder zurückzuführen sind. Diese wirken sich umso prekärer auf die kindliche Entwicklung aus, wenn ausserhalb der Familie keine weiteren entlastenden Bezugspersonen im Umfeld der Kinder vorzufinden sind. Einerseits brauchen diese Eltern und deren Kinder Hilfe, dass diese Bindungsmuster sich entwickeln können. Andererseits zeigte sich in der Praxis deutlich, dass auch stabile Bindungen ausserhalb der Familie sehr heilsam wirken können. Bei der systemischen Familientherapie wurde diesem Fakt bisher zu wenig Bedeutung beigemessen, da es hier nicht darum ging, Personen ausserhalb des eigenen Umfelds zu aktivieren (2011, 583-584).

Bildung: Unter den Begriff Bildung fallen hier laut Dorothea Irmeler (2011, 584-585) nicht nur die schulische, sondern auch die informelle und emotionale Bildung. Unter die informelle Bildung fällt ebenso das Erlernen der kulturellen Normen und Gesetze, das Erlernen neuer Fähigkeiten wie einer gewissen Sportart oder künstlerische Entfaltung, um nur einige zu nennen. Die informelle Bildung erweist sich als elementar, um sich in einer fremden Gesellschaft beheimatet zu fühlen.

Die ist vor allem bei der Resilienzförderung einer der Punkte, dem laut Irmeler (2011, 585) deshalb gerade bei Flüchtlingskindern besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte.

Die emotionale Bildung, also die „Herzens- Bildung“, wie sie Irmeler (2011, 585) in ihrem Beitrag nennt, bezeichnet innere Wertvorstellungen und Haltungen im Kind oder Jugendlichen. Dies kann sich unter anderem in respektvollem Handeln, dem Verfolgen von Zielen, Hilfsbereitschaft oder der Fähigkeit, Missverständnisse oder Streit aushalten zu können, offenbaren. Besonders bei Jugendlichen oder Kindern, die ein traumatisches Erlebnis hinter sich haben, kann es vorkommen, dass gerade diese „Herzens- Bildung“ in der Vergangenheit zu kurz gekommen ist. Deshalb ist bei der Resilienzförderung der emotionalen Bildung besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aus der Praxis zeigten sich hierzu beispielsweise kindertherapeutische Sitzungen oder gute stabile Bindungen in unterschiedlichen Kontexten als sehr wirksam.

Bewusstsein für Selbstwirksamkeit: Dorothea Irmeler (2011, 585) spricht von der Wichtigkeit dieses Punktes, wenn es um traumatisierte Kinder und Jugendliche geht. Sie erklärt dies damit, dass bei der Vermittlung des Bewusstseins für Selbstwirksamkeit dem Ohnmachtsgefühl und der Hilflosigkeit entgegengewirkt werden kann, die während dem Trauma häufig vorherrschten. Die Erfahrung, selber in der Lage zu sein, etwas zu bewirken, ist befreiend und stärkend und vermittelt das Gefühl von Autonomie.

Dies äussert sich laut Irmeler (2011, 586) auf verschiedenen Ebenen:

- Lernen führt zu guten Noten.
- Wer seine Wünsche äussern kann, findet eher einen Weg, sie zu verwirklichen.
- Sport verbessert die Allgemeinbefindlichkeit und macht zufrieden.
- Wer auf seine Ernährung achtet, fühlt sich gesünder.

Oft ist die Förderung der Selbstwirksamkeit eine Herausforderung für alle Beteiligten, und alle möchten schnell zum Ziel gelangen. Aber auch kleinere Schritte sind wertvoll.

Bausteine guter Erinnerungen: Obwohl Therapien, Unterstützungsmassnahmen und Sitzungen nicht immer auf Anhieb Resultate zeigen, so Dorothea Irmeler (2011, 586-587), erweisen sie sich trotzdem als enorm wirksam bei der Arbeit mit Flüchtlingskindern und - jugendlichen. Oftmals zeigt sich, dass gerade sie alle guten Erfahrungen und Erinnerungen wie Schwämme in sich aufnehmen, denn sie können in schwierigeren Zeiten immer wieder herausgeholt werden. Zudem wirken sie als positiver Nährboden für weitere gute Erfahrungen, da die Hoffnung auf weitere Lichtblicke fortbesteht. Deshalb sollte fortwährend für positive Lebensereignisse gesorgt sein, auch wenn sie vielleicht auf den ersten Blick als gar nicht so wichtig und wirksam erscheinen. Dies können erfolgreiche Situationen in der Alltagsbewältigung sein oder immer wiederkehrende Situationen, die den Kindern und Jugendlichen in guter Erinnerung bleiben, wie Ausflüge oder Jugendtreffs.

3.9.6 Resilienzförderung in Heimen

Georg Kormann (2011, 482ff) führte in einem SOS- Kinderdorf eine qualitative Untersuchung durch, in der das subjektive Erleben und die Befindlichkeit der Kinder im Zentrum stand.

Im Fokus dieser Untersuchung stand die Frage, welche Faktoren dazu beitrugen, dass die im Kinderdorf wohnenden Kinder und Jugendlichen ihre Heimerfahrung im Nachhinein als positiv und wertvoll gewertet haben.

Zu diesem Zweck hat der Autor unterschiedliche resilienzbegünstigende Faktoren bei ehemals im Kinderheim wohnhaften Kinder und Jugendlichen untersucht, die vor etwa 25 Jahren das SOS-Kinderheim verlassen haben.

Er wollte dadurch verstehen, wie es die Kinder geschafft haben, mit den Problematiken und Schwierigkeiten, die sie anfangs belastet hatten, erfolgreich umzugehen, den Heimaufenthalt zu bewältigen. Zudem erforschte er, welche Faktoren es begünstigten, dass diese Kinder heute ihr Leben erfolgreich in den Griff bekommen haben.

Die Untersuchungsgruppe waren 15 Kinder und Jugendliche, die er mittels narrativen Interviews befragt hatte. Die Kinder litten allesamt unter hohen psychischen Belastungen und waren einem hohen Entwicklungsrisiko ausgesetzt.

Die Ergebnisse zeigten, dass es sich bei den als resilient eingestuften Kindern um Menschen handelt, die in der Lage waren, trotz widrigen Lebensumständen gewisse Kompetenzen zu entfalten, die eine gesunde Entwicklung förderten.

Was diese Kinder brauchen, um diese Kompetenzen zu entfalten, wurde von Georg Kormann (2011, 492ff) kurz zusammengefasst. Wir werden nun auf die wichtigsten Punkte näher eingehen.

Empathie und emotionale Wärme: Wenn Kinder nicht in einem wertschätzenden und liebevollen Umfeld aufwachsen, zeigt es sich aus kinderpsychologischer Sicht als schwierig, dass diese jungen Menschen zu widerstandsfähigen Menschen heranwachsen, sich gut entwickeln und lernen können. Kinder, denen man Respekt und Verständnis entgegenbringt, erleben sich selber als wertvoll und wichtig. Dadurch wächst eine positive Haltung gegenüber Erziehern und Erzieherinnen und sich selber. Vor allem bei Kindern und Jugendlichen, die zuvor eher selten Erfahrungen mit Achtung, Respekt und Fürsorge gemacht haben, erhöht sich die Wirkung von emotionaler Wärme und Empathie, was überwiegend auf Heimkinder zutrifft. (Kormann, 2011, 492)

Konstruktives Erziehungsklima: Georg Kormann (2011, 493) verbindet das förderliche Erziehungsklima eng mit dem Begriff der Bindung. Aus seinen Forschungsergebnissen geht die Tatsache hervor, dass resiliente Kinder und Jugendliche sich auf eine feste Bezugsperson verlassen und sich an ihr orientieren können. Kormann betont, dass sich eine solche Bezugsperson auch ausserhalb der Familie befinden kann. So kann dies die Lehrperson in der Schule, Sozialpädagogen im Heim oder die Erziehungsperson in der Kindertagesstätte sein.

Klare Struktur und feste Verhaltensregeln: Laut Hansen (1994, 259) liegt der Kern einer gelingenden Heimerziehung im Wesentlichen darin, eine gesunde Balance zwischen Autonomieförderung der Kinder und der Setzung deutlicher Grenzen zu finden.

Einbeziehung der Herkunftsfamilie: Trotz einer langen Leidensgeschichte war es für viele Heimkinder, mit denen Georg Kormann in seiner Studie zu tun hatte, von grosser Wichtigkeit, dass ihre leiblichen Eltern in das Erziehungsgeschehen mit einbezogen und von den Betreuern geachtet wurden. (Kormann, 2011, 494)

Frühe Übergabe von Verantwortung und Selbstständigkeit: Die Aufgaben von Kinderheimen reichen weit über die Versorgung ihrer Sprösslinge hinaus. Wichtiger scheint, dass Berufsleute in Kinderheimen mit den Kindern und Jugendlichen zusammen neue Lebensperspektiven erarbeiten und den jungen Menschen mögliche Lebenswege aufzeigen. Die Aneignung sozial und kulturell anerkannter Fähigkeiten

sollten von den Erziehungspersonen in den Heimen ebenfalls unterstützt werden, da dies dazu führt, dass innere Stabilität und Selbstvertrauen entstehen können. (Kormann, 2011, 494)

Freizeitaktivitäten: Viele der von Georg Kormann (2011, 496) interviewten ehemaligen Heimkinder gaben an, dass Sport und Freizeit als elementarer Teil des Alltags und als Quelle der Kraft und Zuversicht wahrgenommen wurde. Sie schöpften dadurch neuen Mut und erlebten ihren Selbstwert positiv.

Einsicht in den Sinn und die Bedeutung des Erfahrenen für das eigene Leben: Laut Antonovsky (1997, 93) streben Kinder nach Überschaubarkeit und Ordnung in ihrem Leben. Für sie ist es von grosser Bedeutung, sich in der Welt einordnen zu können. Vor allem in schwierigen Situationen und kritischen Lebensumständen konzentriert sich ein Kind darauf, Vorgänge in der Institution und in der Welt allgemein zu verstehen und zu bewältigen. Für Sozialarbeitende zeigt sich hier die Aufgabe, den Kindern und Jugendlichen gewisse Vorgänge und Umstände in der Welt zu erklären.

3.10 Kritik an der Resilienz-Theorie

Folgend werden einige resilienzkritische Ansätze und die daraus geschlossenen Schlussfolgerungen erörtert.

Gabriel Thomas (2005, 211f) kritisiert an der von Werner und Smith mitgeprägten Resilienztheorie in erster Linie die von ihnen dargestellte Linearität der Risiko- und Schutzfaktoren. Er erklärt dies insofern, dass viele Forschende, die sich mit Resilienz beschäftigen, die Risiko- und Schutzfaktoren zu fest voneinander getrennt betrachten. Er sagt im Gegenzug, dass es sich dabei vielmehr um einen dynamischen Prozess handelt, eine wechselseitige Beeinflussung positiver und negativer Faktoren.

Alternativ spricht er von der Wichtigkeit, die Lebensübergänge betroffener Menschen genauer zu untersuchen, da diese wesentlich den Verlauf der psychischen Entwicklung prägen. Die Biografiemuster eines jeden Menschen sind nämlich in seinen Augen sehr flexibel. Gabriel (2005, 212) führt ins Feld, dass nur dadurch der Komplexität des Themas gerecht werden kann.

Thomas Gabriel (2005, 213ff) ist überzeugt davon, dass Resilienz mehrheitlich auf der Mesoebene angesiedelt ist, also auf der Ebene sozialer Systeme. Für ihn ist es schlicht nicht denkbar, von Resilienz rein auf der individuellen Ebene zu sprechen. Man kann also, so Gabriel, nicht schwerpunktmässig auf Charakter, Bildung oder Erziehung setzen, um soziale Probleme zu erforschen. Ohne Interaktion mit sozialen Systemen räumt er der Entwicklung einer inneren Widerstandskraft keine Chance ein, was seiner Ansicht nach viele Forschende fälschlicherweise so implizieren.

Um zu verdeutlichen, was der Autor mit dieser Aussage meint, werden wir nun kurz ein Experiment aus dem Spiegel online beschreiben.

Rainer Traub beschreibt in einem Artikel des Spiegel (2009, online) ein grausames Experiment, das sich vor etwa 800 Jahren ereignete und dessen Initiant der Stauferkaiser Friedrich II war. Dieser wollte herausfinden, welche Sprache Neugeborene sprechen, wenn sie nicht von anderen Menschen angesprochen werden. Zu diesem Zweck ordnete er an, mehrere Säuglinge fortwährend zwar mit Nahrung zu versorgen, ihnen jedoch

keinerlei Liebe oder andere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen oder mit ihnen zu sprechen. Nach mehreren Wochen waren alle Kleinkinder gestorben.

Das beschriebene Experiment wird von Gabriel (2005, 213) als Beleg dafür gebraucht, dass sich der Mensch ohne Sozialität nicht entwickeln kann. Diese Erkenntnis bezieht er im weiteren Sinne auch auf die Entwicklung von Resilienz, die laut seiner Aussage ebenfalls ohne Sozialisation nicht möglich ist.

Weiter wird von Thomas Gabriel (2005, 213-214) kritisiert, dass es nicht passieren sollte, die Entwicklung einer inneren Widerstandskraft isoliert von der biologischen oder aber von der erziehungswissenschaftlichen Seite her zu betrachten, was ebenfalls oftmals vorkommt, wie er bemängelt. Er sieht es als zentrale Rolle der Sozialpädagogik, diese Wissenslücke zu schliessen und individuelle Verläufe mit strukturellen Vorgängen in Verbindung zu bringen. Nur auf diese Weise können Exklusionsprozesse verhindert und Inklusion gefördert werden, sagt er weiter. Eine Perspektive dürfe die andere niemals ausschliessen, um der Komplexität des Resilienzbegriffes gerecht zu werden.

Ein letzter Punkt, auf den wir eingehen möchten, und der von Thomas Gabriel (2005, 214ff) thematisiert wird, ist folgender: Der Autor beschreibt, dass es schwierig werden kann, wenn man davon ausgeht, dass sich vor allem Kinder auch in schwierigsten Lebenslagen gesund entwickeln können. Er geht davon aus, dass dieser Ansatz zu einer Pathologisierung all jener Menschen führen könnte, denen genau das nicht gelingt. Aus diesem Grunde spricht er von der Wichtigkeit einer Entmystifizierung der Resilienz. Menschen sind seiner Meinung nach nicht einfach aus sich heraus widerstandsfähig. Vielmehr besteht ein komplexes Wechselspiel zwischen zahlreichen Komponenten, die eine Entwicklung beeinflussen.

Dazu abschliessend ein Zitat des Autors, in dem er resümiert:

„...Insofern ist das Konzept der Resilienz zu entmystifizieren. Es kann weder zur moralischen Legitimation vorenthaltener sozialer Teilhabe genutzt werden, noch zur Abwertung der Versuche sozialen Ungleichheiten zu begegnen. Resiliente Individuen sind nicht aus sich selbst heraus widerstandsfähig. Resilienz ist primär als das Produkt protektiver Faktoren zu verstehen, die individuelle Entwicklung im sozialen Nahraum begleiten. Und eben die gilt es im Rahmen von Forschung genauer zu bestimmen, um sie in politischen und sozialpädagogischen Handlungskonzepten umzusetzen.“ (Gabriel, 2005, 215)

Auch unsere Expertinnen wurden von uns zu einer kritischen Stellungnahme aufgefordert. Was immer wieder durchschien war die konkrete praktische Umsetzung, die nicht immer klar auf der Hand liegt. Dazu einige Aussagen der beiden Expertinnen:

Resilienz, ich weiss nicht ob es vielleicht ein bisschen am Aussterben ist oder sich gar nie so richtig durchgesetzt hat. Weil es eben irgendwie immer wieder ein bisschen verwirrend ist. Ist es jetzt ein Persönlichkeitsmerkmal, oder eben nicht.

Resiliente Menschen wird es immer geben. Ganz egal ob die Literatur diesen Begriff noch braucht oder nicht. Und ob sich der Begriff von der Resilienz als nützlich jetzt für Bereiche wie die Sozialarbeit oder die Schule noch durchsetzen wird, bezweifle ich ein bisschen. Weil er eben, immer nur so die Resilienten fokussiert und wir sind ja alle mehr interessiert an Massnahmen für alle, nicht nur für die Resilienten. Und wenn man Massnahmen für alle, auch bei den Resilienten machen kann und die dann den Nicht-Resilienten nicht schaden, was bei allen vom Abbauen von Risikofaktoren und Aufbauen von

Schutzfaktoren der Fall ist, dann braucht es eigentlich die Resilienz nicht unbedingt. Eben ausser um zu zeigen, dass die Hoffnung eben eigentlich nicht so schnell aufgegeben werden sollte.

Und darum ist es eben nicht, es ist ermutigend aber nicht besonders wirksam für spezifische Massnahmen abzuleiten. Ja eben also so gesehen, was heisst, das habe ich mit dem gearbeitet? Das ist ja nicht ein Konzept, wo man ja so 1:1 so gerade damit arbeiten kann. Es ist ja eben mehr etwas wo einem hilft, Menschen in bestimmte Gruppen einzuteilen.

Ich glaube, es ist zu wenig wünschenswert, dass jetzt nur mit dem Resilienzansatz gearbeitet wird. Das ist jetzt spezifisch noch zu wenig umfassend. Es ist ja nicht ein Präventionsprogramm in dem Sinn. Es ist eine Erkenntnis, dass eben, dass es auch wenn die Startbedingungen schlecht sind, Hoffnung gibt. Es ist die Erkenntnis, dass es eben einen Unterschied macht, in vielem, ob jemand Ressourcen zur Verfügung hat oder nicht, wo man eben auch stärken kann, die Ressourcen eben auch die Möglichkeiten, die, die Schutzfaktoren auch zu ergreifen und das macht natürlich jede Therapeutin, jeder Therapeut, die guten Lehrpersonen, die guten Sozialarbeitenden, ganz intuitiv. Die wissen vielleicht nicht einmal was Resilienz ist, das müssen sie auch nicht unbedingt wissen.²¹

4. Forschungshypothesen

Anhand der erarbeiteten Theorie und den rechtlichen Grundlagen zu den UMA haben wir zwei Hypothesen erarbeitet. Diese wurden bereits im Kapitel 1.2 kurz dargestellt. Im Folgenden werden wir diese zudem begründen, und nun auch die dazugehörigen Variablen und jeweiligen Indikatoren erläutern und zusammenfassen.

4.1 Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Arbeit mit UMA

Die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden wird erschwert durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, Sprachbarrieren und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund der unsichereren Aufenthaltsstatus.

Diese Hypothese haben wir deshalb aufgestellt, weil wir davon ausgehen, dass es als professionelle Fachkraft eine Herausforderung ist, mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden zu arbeiten. Die verschiedenen Gründe dazu werden wir bei den Indikatoren vertiefen und erklären. Zu unserer ersten Hypothese wurden zwei Variablen gesetzt.

Variable 1: Die Sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden

Bei dieser Variablen untersuchen wir die in der Fragestellung erwähnte sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in der Praxis. Wir wollten erfahren, wie die Betreuung unserer Zielgruppe in spezifisch ausgewählten Zentren in der Schweiz momentan aussieht. Dazu stellten wir vier Indikatoren auf, zu denen wir unsere Interviewpartner konkret befragten.

Indikator 1: Betreuungsschlüssel

Anhand dieses Indikators wird festgestellt, wie eng die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in den jeweiligen Zentren betreut werden. Es kann herausgelesen werden, wie viele Personen dort arbeiten und wie viele Stellenprozente zur Verfügung

²¹ Ausschnitt Experteninterview H, Frau Kauer

stehen. Ebenfalls ersichtlich wird, wie viele Kinder und Jugendliche auf eine Betreuerin fallen.

Indikator 2: Infrastruktur

Dieser Indikator zeigt auf, wie viele Plätze die ausgewählten Zentren zur Verfügung stellen, wie die Zimmerteilung aussieht und wo sich das Zentrum befindet.

Indikator 3: Teamzusammensetzung

Dieser Indikator zeigt auf, welche Ausbildungen die in den UMA-Zentren tätigen Betreuer haben.

Indikator 4: Facts über Klientel

Mit diesem Indikator wird überprüft, woher die Kinder und Jugendlichen stammen, und wie alt diese sind. Zudem kann herausgelesen werden, wie die Aufteilung zwischen Jungen und Mädchen aussieht und welchen Aufenthaltsstatus sie haben.

Variable 2: Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Betreuung von UMA

Bei dieser Variablen werden die erschwerten Bedingungen genau definiert und erläutert. Wir haben folgende fünf Indikatoren aufgestellt, die immer wieder in den Interviews genannt wurden:

Indikator 1: Sprache als erschwerte Bedingung

Dieser Indikator zeigt auf, welche Schwierigkeiten bei einem erschwerten Sprachverständnis auftauchen. Der Indikator „Sprache“ verdeutlicht zudem, wie mit diesen Sprachbarrieren in den ausgewählten Zentren umgegangen wird.

Indikator 2: Unsicherer Aufenthaltsstatus als erschwerte Bedingung

Anhand dieses Indikators kann festgestellt werden, wie sich der Beziehungsaufbau in den ausgewählten Zentren gestaltet und verändert. Er zeigt zudem auf, wie sich die Unsicherheit aufgrund des Status der Kinder und Jugendlichen auf die Gestaltung der Beziehung auswirkt.

Indikator 3: Traumatisierung der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden als erschwerte Bedingung

Dieser Indikator zeigt auf, ob und wie schwer die Kinder und Jugendlichen in den verschiedenen Zentren traumatisiert sind und wie mit einer etwaigen Traumatisierung seitens des Betreuungspersonals umgegangen wird.

Indikator 4: Mangelnde finanzielle Ressourcen als erschwerte Bedingung

Mit diesem Indikator kann überprüft werden, ob finanzielle Engpässe in den von uns untersuchten Zentren vorliegen und wie solche die sozialpädagogische Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden beeinflussen.

4.2 Resilienz als mögliches pädagogisches Konzept

Das Resilienzkonzept gehört nicht zu den bestehenden pädagogischen Konzepten in den ausgewählten UMA-Zentren, es wird dort aber trotzdem resilienzfördernd gearbeitet.

Diese Hypothese haben wir aufgestellt, weil wir wissen wollen, wie in den befragten Zentren mit den Kindern und Jugendlichen gearbeitet wird. Zudem gingen wir von Anfang an davon aus, dass die Fachleute in den Zentren in gewisser Weise resilienzfördernd arbeiten und glauben, dass die Kinder und Jugendlichen selber ein überdurchschnittlich resilientes Verhalten an den Tag legen. Wir mutmassten aber auch, dass dies

wahrscheinlich nicht unter dem Oberbegriff „Resilienz“ läuft. Deswegen haben wir überlegt, dass wahrscheinlich in den ausgewählten Zentren unbewusst oder indirekt resilienzfördernd gearbeitet wird, ohne dass dies jedoch als „Resilienzförderung“ benannt wird. Konkret werden wir uns hierbei auf die Tabelle von Wustmann (2004, 133ff) aus dem Theorieteil unter Punkt 3.11.2 stützen, um herauszufinden, ob und inwiefern im Alltag mit UMA Resilienzförderung betrieben wird. Die verschiedenen Punkte aus der Tabelle sind gleichzeitig unsere Indikatoren. Da wir nicht zu allen Punkten aus der Tabelle brauchbare Aussagen in den Interviews fanden, werden wir auch nur solche als Indikator nehmen, über die in den Interviews gesprochen wurde.

Variable 1: Bestehende Konzepte in den Zentren
--

Bei dieser Variablen wird definiert, welche bestehenden pädagogischen Konzepte es in den untersuchten Zentren gibt, und worum es sich dabei genau handelt. Zusammenfassend soll sie einen Überblick darüber liefern, wonach in den UMA-Zentren gearbeitet wird und worauf sich die pädagogische Arbeit stützt.

Indikator 1: Ziele der pädagogischen Arbeit

Dieser Indikator zeigt auf, welche Ziele die Fachpersonen in der pädagogischen Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden verfolgen, und wie sie diese begründen und erreichen wollen.

Indikator 2: Vorhandene Konzepte

Dieser Indikator dreht sich um die konkreten pädagogischen Konzepte und zeigt auf, ob und gegebenenfalls welche Konzepte zur Anwendung kommen.

Indikator 3: Arbeitsweise

Anhand dieses Indikators wird überprüft, welche Arbeitsweisen in den UMA-Zentren verfolgt werden. Mit Arbeitsweisen meinen wir, dass diese zwar nicht dringend schriftlich und verbindlich festgehalten sind, aber trotzdem darauf zurückgegriffen wird. Dies können Abmachungen, Gespräche, Hausordnungen oder dergleichen sein.

Variable 2: Resilienzförderndes Arbeiten
--

Diese Variable zeigt auf, ob und inwiefern in den ausgewählten Zentren Resilienz als Begriff vorkommt, und ob direkt oder indirekt Resilienzförderung betrieben wird. Um dies zu überprüfen, haben wir im Folgenden neun konkrete Indikatoren gesetzt, die anhand der in Kapitel 3.8.2 dargestellten Theorie erschlossen wurden.

Indikator 1: Konstruktives Feedback

Dieser Indikator zeigt, ob die Kinder und Jugendlichen in den UMA-Zentren ein konstruktives Feedback erhalten, und wie ein solches Feedback konkret in einer Situation aussehen kann.

Indikator 2: Vorschnelle Hilfeleistungen vermeiden/In Entscheidungsprozesse einbeziehen

Anhand dieses Indikators wird ersichtlich, ob die Fachpersonen schnell eine vorgefertigte Lösung bereithalten oder die Kinder und Jugendlichen selber eine Lösung finden lassen.

Indikator 3: Verantwortung übertragen

Dieser Indikator zeigt auf, ob den Kindern und Jugendlichen Verantwortung im Alltag übertragen wird, wie diese Verantwortung aussieht und in welchem Mass Verantwortung übertragen wird.

Indikator 4: Zu Erfolgserlebnissen verhelfen

Anhand dieses Indikators wird ersichtlich, ob es ein Ziel der pädagogischen Betreuung ist, den Kindern zu Erfolgserlebnissen zu verhelfen, und wie sich das im Alltag zeigen kann.

Indikator 5: Soziale Beziehungen bereitstellen

Anhand dieses Indikators kann überprüft werden, ob den Kindern und Jugendlichen der Zugang zu sozialen Kontakten ermöglicht wird. Zudem kann ersichtlich werden, um was für Kontakte es sich dabei handelt, wie diese erschlossen werden, und gegebenenfalls ob es sich um nachhaltige und positive soziale Kontakte handelt.

Indikator 6: Altersangemessene Erwartungen

Dieser Indikator zeigt, welche Erwartungen an die jungen Leute in den ausgewählten Zentren gestellt werden, und ob diese altersangemessen sind und eventuell die Gründe dafür.

Indikator 7: Zukunftsglauben vermitteln

Aufgrund dieses Indikators wird ersichtlich, ob den Kindern und Jugendlichen in der pädagogischen Betreuung Zukunftsglauben vermittelt wird oder werden kann. Er zeigt gegebenenfalls auch auf, wo dort Grenzen sind und warum.

Indikator 8: Routine

Dieser Indikator zeigt auf, ob eine gewisse Routine im Heimleben herrscht, und wie diese aussehen kann. Zudem wird ersichtlich, ob Gründe dafür vorliegen. Unter diesen Punkt fassen wir ebenfalls die Tagesstruktur, da dies unserer Meinung nach ebenfalls mit Routine zu tun hat.

Indikator 9: Hobbies

Dieser Indikator dreht sich um Freizeitbeschäftigung und Hobbies der Kinder und Jugendlichen in den Heimen. Was sind Hobbies, welche sind möglich, werden sie genutzt, und wie werden sie bewertet, können mögliche Fragen zu diesem Indikator sein.

5. Methodik

In diesem Kapitel werden wir auf unser Forschungsvorgehen näher eingehen und die Argumentation der gewählten Forschungsmethode darlegen. Ausserdem wird die Entwicklung des Instrumentes, das Untersuchungsfeld und das Verfahren zur Gewinnung der Interviewpartner beschrieben. Abrunden werden wir dieses Kapitel mit den ethischen Aspekten der vorliegenden Arbeit.

5.1 Forschungsvorgehen

Zu Beginn dieser Arbeit suchten wir verschiedene Fachliteratur zum Thema UMA in der Schweiz allgemein. Wir stellten jedoch fest, dass Fachliteratur zu dieser Thematik rar ist. Also recherchierten wir im Internet, vertieften uns in das Asylrecht und setzten uns mit den rechtlichen Besonderheiten bezüglich den unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden auseinander. Weiter besuchten wir diverse Homepages der UMA-Zentren in der Schweiz und durchforsteten diese nach sozialpädagogischen Konzepten. Leider war auf keiner Internetseite ein spezifisches Konzept vorhanden, nach dem in der Praxis gearbeitet wird. Da wir weder in Büchern noch auf den Homepages viel über die sozialpädagogische Betreuung von UMA fanden, stellte es sich als sehr schwierig heraus, eine passende Theorie für unsere Zielgruppe zu finden. Für das BT-Projekt lasen wir uns in mehrere Theorien ein, die in unseren Augen relevant sein könnten.

Nach der Annahme des Projektes setzten wir uns nochmals intensiv mit der Frage nach der geeigneten Theorie auseinander und entschieden uns schlussendlich für das Resilienzkonzept. Wir überarbeiteten unsere Fragestellung und die Hypothesen und passten diese an unsere ausgewählte Theorie an. Anschliessend verfassten wir den rechtlich relevanten Teil über die UMA und vertieften uns in das Resilienzkonzept. Während des Verfassens des Theorieteils suchten wir bereits nach geeigneten Interviewpartnern.

5.1.1 Argumentation der gewählten Forschungsmethodik

Erika Steinert (2012, 110) beschreibt die besondere Zielstellung des qualitativen Interviews damit, dass die vielseitigen, umfassenden Gedanken und Vorstellungen von der interviewten Person dargelegt werden können. Diese werden in einem späteren Verfahren zusammen mit den Strukturen und Mustern in Zusammenhänge gebracht. Das qualitative Interview wird persönlich und mündlich durchgeführt.

Zenk Gündoğdu (2011, 39f) beschreibt das Verfahren des qualitativen Interviews dann als angebracht, wenn es darum geht, die subjektive Wirklichkeit eines Menschen zu erfassen. Die interviewte Person wird also sozusagen als Experte in seiner Erzählung und Geschichte angesehen und wird nicht zum Vornherein auf gewisse Antwort- und Reaktionsmöglichkeiten gesteuert.

Dies waren die wesentlichen Faktoren, die uns dazu bewegten, die qualitative Datenerhebungsmethode zu wählen. Es war uns ein grosses Anliegen, dass die befragten Personen frei über ihre Arbeit in den UMA-Zentren berichten konnten. Wir konnten so einen Rahmen schaffen, der es den Interviewten erlaubte, von ihrem Alltag mit den Jugendlichen, persönlichen Höhen und Tiefen, eigenen Wertvorstellungen und Zukunftswünschen zu erzählen. Das machte in unseren Augen die durchgeführten Interviews auch so spannend.

Wir wählten für die Datenerhebungsmethode einen halboffenen Leitfaden. Den Leitfaden haben wir in vier Themenbereiche unterteilt und relativ breit gefasst, damit wir die Möglichkeit hatten, bei der Fragestellung oder Reihenfolge zu variieren. In einem ersten Teil ging es um die Interviewpartner persönlich, welche Ausbildung wurde absolviert, was ist die Motivation für genau diese Arbeit, und so weiter. Der zweite Block beinhaltete Fragen zu der sozialpädagogischen Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden, war somit demnach der grösste Teil, da dies unsere Forschungsfrage bildet. In einem dritten Teil sprachen wir über Schwierigkeiten und Höhenflüge. Abgerundet wurde das Ganze mit einem kurzen Ausblick. Hier hatte es Platz für Zukunftsvisionen und persönliche und institutionelle Wünsche und Veränderungen.

Für die Experteninterviews wurde von uns ein weiterer Leitfaden konstruiert, welcher sich auf unseren theoretischen Rahmen bezog. Wir führten die Interviews mit zwei Dozentinnen durch, welche an der pädagogischen Hochschule und an der Pädagogischen Universität zum Thema Resilienz unterrichteten. Ihr fundiertes Wissen konnten wir immer wieder in unseren Theorieteil einfließen lassen und als wichtige Ergänzungen verwenden. Ausserdem konnten Unklarheiten unsererseits geklärt werden und weitere wichtige Punkte in den Theorieteil aufgenommen werden. Die beiden verschiedenen Leitfäden für die Interviews findet man im Anhang.

Die qualitative Datenerhebungsmethode brachte sowohl Vor- als auch Nachteile mit sich. Vorteilhaft an dieser Methode war, dass die befragten Personen die Möglichkeit hatten, über ihre Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden zu berichten. Bei Unklarheiten konnte nachgefragt werden und sowohl der UMA-Teil, wie auch der Theorieteil wurden so durch weitere wichtige Themen ergänzt. Ein weiterer Vorteil bestand darin, dass wir alle Interviews bis an eines in den jeweiligen Zentren durchführten. Dadurch erhielten wir einen kurzen Einblick in den Alltag dieser Kinder und Jugendlichen sowie in die Betreuungsarbeit. Ein Nachteil bestand darin, dass wenig Spielraum für Ausschweifungen seitens der Befragten vorhanden war. Weiter liess am Ende der Interviews jeweils die Konzentration etwas nach und durch Nebengeräusche waren einige Stellen auf dem Tonband nicht verständlich. Da die Zentren in der gesamten Schweiz verteilt sind, sich ausserdem eher abseits befinden, mussten wir jeweils einen ganzen Tag einplanen, um die Interviews durchzuführen.

Wir haben die Interviews immer gemeinsam durchgeführt. Eine von uns übernahm abwechselungsweise den Lead, führte also die Befragung durch. Die andere hatte Gelegenheit, sich Notizen zu machen oder etwaige Lücken zu schliessen und somit als Gedankenstütze zu fungieren. Auf diese Weise konnten wir im Nachhinein miteinander diskutieren, ganz nach dem Motto „Vier Ohren nehmen mehr auf als zwei.“

5.1.2 Das Untersuchungsfeld

Wir haben insgesamt neun Personen befragt, die direkt in der Betreuung mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden in spezifisch für diese Zielgruppe eingerichteten Zentren tätig sind. Pro Zentrum interviewten wir bewusst eine Fachperson im Bereich Soziales und die Heimleitung. In einem Zentrum führten wir nur ein Interview mit der Heimleitung durch. Dies ermöglichte es uns, neben Informationen über die direkte sozialpädagogische Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen auch Auskünfte zu organisatorischen Gegebenheiten oder soziopolitischen Themen zu erhalten. Bei zwei Befragungen kam es vor, dass zwei Fachpersonen im Sozialbereich das Interview gemeinsam durchführen wollten. Davon profitierten wir, da wir so die Meinung einer weiteren Fachperson nutzen konnten. Diese beiden Befragungen, an denen zwei Fachpersonen teilnahmen, gelten jedoch als je ein Interview.

Aufgrund des beschränkten Rahmens der Bachelorarbeit mussten wir uns auf einige Zentren in der Schweiz einigen. Wir wählten bewusst Zentren aus den verschiedensten Regionen der Schweiz aus, um einen möglichst breitgefächerten Überblick zu erhalten.

Da wir vermeiden wollen, dass irgendwelche Rückschlüsse auf die Interviewpartnerinnen geschlossen werden können, werden wir es unterlassen, ein Porträt der untersuchten Zentren zu erstellen.

5.1.3 Verfahren zur Gewinnung der Interviewpartner

Wir recherchierten im Internet nach spezifischen Zentren für unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz. Bereits durch wenige Klicks konnten wir zwei Zentren ausfindig machen, die eine eigene Homepage vorwiesen. Durch das Probeinterview im Bachelor-Thesis-Modul erfuhren wir von einem weiteren UMA-Zentrum. Wir fanden jedoch nur eine Adresse, keine aktuelle Homepage. Beim vierten Zentrum stellte sich

heraus, dass die Internetseite vor Kurzem gelöscht wurde. Auch hier fanden wir nur eine Adresse. Wir verfassten den Anfragebrief und verschickten diesen an alle vier Zentren. Bei den ersten zwei Zentren erhielten wir kurz darauf die Bestätigung, dass sich Betreuungspersonen und die jeweilige Heimleitung bereit erklärten, mit uns das Interview durchzuführen. Von den anderen zwei Zentren erhielten wir auf Anhieb keine Antwort. Wir fragten beim Interviewpartner des Probeinterviews für die genaue Adresse nach und kontaktierten das Zentrum erneut per Mail. Durch Zufall stiessen wir auf einem Stellenportal auf das vierte Zentrum mit der aktuellen Adresse. Dieses Zentrum kontaktierten wir ebenfalls per Mail. Schlussendlich erklärten sich beide Zentren bereit, unsere Fragen zu beantworten. Daraufhin entschieden wir uns, ein Interview zusätzlich durchzuführen.

Die Adressen beider Interviewpartnerinnen für die Experteninterviews erhielten wir von Studentinnen, welche von den Frauen unterrichtet wurden. Wir kontaktierten sie per Mail und erhielten glücklicherweise schnell positive Antworten.

5.2 Auswertungsverfahren

Durch die sieben durchgeführten Interviews aus der Praxis erhielten wir spannende Informationen zur sozialpädagogischen Betreuung von UMA. Diese Arbeit erhebt jedoch keinesfalls den Anspruch, repräsentativ für die gesamte Schweiz zu sein, da wir nicht alle UMA-Zentren der Schweiz befragen konnten. Die Interviews wurden auf Deutsch, auf Dialekt und auf Französisch durchgeführt und allesamt beim Transkribieren auf Schriftdeutsch übersetzt.

Bei der Auswertung der Hypothesen gingen wir folgendermassen vor:

Pro Hypothese stellten wir jeweils zwei Variablen auf, um das Untersuchungsfeld noch genauer zu definieren, und formulierten dazugehörige Indikatoren. Die verschiedenen Interviewausschnitte wurden den passenden Indikatoren zugeteilt. Im Verlauf der Auswertung wurden weitere Indikatoren hinzugefügt, um wichtige Aussagen festzuhalten. Schlussendlich wurden die Aussagen der Interviewpartner analysiert und miteinander verglichen.

5.3 Ethische Aspekte der Arbeit

Die ethischen Aspekte unserer Arbeit sind vielseitig. Einerseits war es ethisch nicht vertretbar, unsere Zielgruppe persönlich zu interviewen, wie wir es anfangs geplant hatten. Unsere damalige Begleitdozentin hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass dies ein zu hohes Risiko mit sich führen würde. Der Grund dafür ist der, dass viele der betroffenen Kinder und Jugendlichen traumatisiert sind. Wie wir in der Theorie bereits beschrieben haben, wäre somit die Gefahr einer Retraumatisierung nicht ausgeschlossen, was schlicht und einfach nicht vertretbar gewesen wäre. Es wäre generell eine hohe Belastung für die Flüchtlingskinder gewesen, mit uns über ihre teilweise sehr schwierige Lebensgeschichte zu sprechen, selbst wenn sie nicht traumatisiert gewesen wären. Zudem werden sie dazu schon genug von anderen Instanzen befragt.

Eine weitere Schwierigkeit wäre zudem natürlich die Sprache gewesen. Alles in allem erwies es sich also als unmöglich, die Kinder und Jugendlichen direkt zu befragen. Im Nachhinein sehen wir das ein und sind froh, dass es Einwände gegeben hat.

Bei den Interviews mit den Professionellen in den verschiedenen UMA-Zentren kam es mehrmals vor, dass wir heikle Fragen, die vor allem in der Politik anzusiedeln sind, angesprochen haben. Es war uns anfangs wahrscheinlich nicht genug bewusst, dass die befragten Personen als Arbeitnehmende in einer zu delikaten Lage sind, als dass sie sich kritisch über asylrechtliche Themen äussern wollten oder könnten. Zudem ist ihr Einfluss auf das politische System ohnehin minimal. Es kam in wenigen Interviews auch vor, dass die befragte Person sich einer Aussage enthielt. Im Nachhinein würden wir Fragen dieser Art wahrscheinlich gänzlich weglassen, um die interviewten Personen gar nicht erst in eine unangenehme Situation zu manövrieren, auch aus dem Grund, dass der eigentliche Fokus unserer Fragestellung ja auf der pädagogischen Betreuung der UMA liegt.

Ausserdem ist es uns unter anderem aus diesem Grund auch wichtig, einen sehr sensiblen Umgang mit den Personendaten zu hegen. Deshalb versuchen wir es zu vermeiden, dass Rückschlüsse auf die befragten Menschen gezogen werden können. Aus diesem Grund wurden von uns Namen sowie Ortschaften und Firmennamen anonymisiert. Deshalb werden wir die verschiedenen Zentren auch nicht genauer vorstellen.

Der wahrscheinlich grösste und für uns beide schwierigste ethische Aspekt ist der der Neutralität. Es fiel uns teilweise schwer, die eigene Meinung zu gewissen Themen zu verbergen und neutral an die Erarbeitung der vorliegenden Bachelorthesis zu gehen. Im Vorhinein haben wir uns bereits positioniert, und es ist wahrscheinlich, dass dieser Fakt in der einen oder anderen Zeile der Arbeit durchschimmert, obwohl wir genau dies stets zu vermeiden versuchten.

6. Ergebnisse der empirischen Untersuchung

In diesem Teil der vorliegenden Arbeit werden wir die aus den Befragungen gewonnen Erkenntnisse analysieren und zusammenfassen.

6.1 Analyse

Im folgenden Teil der Arbeit werden wir die Ergebnisse unserer Auswertung darlegen. Jedem Indikator werden dazugehörige Interviewausschnitte zugeteilt, um ihn auszuwerten. Die vollständigen Auswertungsraster können dem Anhang entnommen werden.

6.1.1 Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Arbeit mit UMA

Die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden wird erschwert durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, Sprachbarrieren und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund der unsichereren Aufenthaltsstatus.

Variable 1: Die sozialpädagogische Arbeit mit UMA

Da wir meist pro Zentrum zwei Interviews durchgeführt haben, werden wir im Folgenden bei den strukturellen Fragen nur eine Antwort notieren, da es sonst zu Wiederholungen kommen würde. In einem Zentrum wurde nur eine Person befragt (Interview A). Interviewpartner B und C arbeiten im selben Zentrum, genauso wie D und E und ebenso F und G.

Indikator 1: Betreuungsschlüssel

Der Grossteil der befragten Interviewpartnerinnen hat von sich aus den Betreuungsschlüssel angesprochen.

Im ersten Zentrum (Interview A) wohnten zum Zeitpunkt des Interviews 40 junge Menschen. Diese Information ist wichtig, um sich ein Bild von der Betreuung zu machen. Im Interview A ging folgende Information zum Betreuungsschlüssel hervor.

„Es sind ähm alles in allem etwa 1000 Stellenprozente im Zentrum (...)“

In den Interviews B und C erhielten wir die Information, dass dort die sozialpädagogische Betreuung nicht sehr eng sei. Dem Interview B konnten folgende Angaben zum Betreuungsschlüssel entnommen werden:

„(...) dass wir nicht wahnsinnig hohe Stellenprozente haben. Also wir haben jetzt etwa 29 Jugendliche und haben... in etwa 400 Stellenprozente. Also gut, das ist das Tagesteam. Dann ist eben noch die Nachtwache. Also und die 400 Stellenprozent sind auch nicht am Wochenende weil Nacht und Wochenende ist ein anderes Team (...). Die Betreuung muss man jetzt ganz ehrlich sagen, ist nicht wahnsinnig eng, das kann man überhaupt nicht vergleichen mit einem anderen... Heim oder so, äh, für Jugendliche. Wirklich nicht, also es ist (...). Ich bin Bezugsperson von zehn jugendlichen Frauen. Also. Ja. Ich arbeite 80 Prozent und unterrichte. Also... Nur zum sagen wie eng, die Betreuung ist nicht extrem eng.“

Die Personen aus den Interviews D und E beschrieben den Betreuungsschlüssel auch als eher klein. Die Person aus dem Interview E gab an, dass es darauf ankomme, mit welcher Art von Institution man das UMA-Zentrum vergleiche. Dazu folgende Aussage:

„Es kommt darauf an, aus welcher Perspektive Sie das betrachten: Aus der Perspektive eines Jugendheims äh, ist es sehr offen. Also dann ist der Schlüssel sehr klein. Wenn man es aus der Perspektive anschaut, wie andere Jugendliche in Durchgangszentren betreut werden, dann ist es sicher sehr viel also.“

Die interviewten Personen aus den Interviews F und G äusserten sich nicht direkt zum Betreuungsschlüssel. Aus Interview G konnte jedoch folgende Aussage entnommen werden:

„Und äh, so haben wir trotz allem eine kleine interne Struktur. 15 Personen ja... Das ist nicht viel, deshalb ist es hier eher familiär.“

Indikator 2: Infrastruktur

Die Grösse der UMA-Zentren variierte sehr stark. Die Aufnahmekapazität für die Jugendlichen reichte von 18 bis zu 60 Plätzen.

Das erste Zentrum (Interview A) stellt insgesamt Plätze für 50 Jugendliche zur Verfügung. Zum Zeitpunkt der Befragung befanden sich 40 Jugendliche im Zentrum. Das Zentrum verfügt über Einzelzimmer, maximal schlafen vier Jugendliche in einem Raum. Dieses Interview führten wir nicht im Zentrum durch, sondern im Verwaltungsbüro der Firma. Daher können wir keine näheren Angaben zum Standpunkt des Zentrums machen.

„Maximal vier. Aber dann ist das Zentrum, dann ist das Zentrum voll, voll, voll (...) auch dann ist es nicht so, dass alle ein Viererzimmer hätten. Wenn wir 50 Plätze haben. (...) wir haben jetzt ein Dreierzimmer. Und ein Viererzimmer. Aber mehr, weil die Konstellation auch so Sinn macht. Wir haben drei Jugendliche, die ein Einzelzimmer haben. Wo wir das Gefühl haben, das tut denen so gut.“

Zuvor wurden Jugendliche aus demselben Heimatland in ein gemeinsames Zimmer eingeteilt. Dies wurde jedoch aufgehoben, da sich sehr starke Gruppen gebildet haben und gewisse Gruppen zu viel Macht hatten. Nun ist es so, dass jede Jugendliche individuell betrachtet wird, um ihren Bedürfnissen gerecht zu werden und die gesamte Gruppe etwas zu vermischen.

Im zweiten Zentrum (Interview B/C) hat es insgesamt 27 Plätze für UMA. Bei der Zimmereinteilung wird darauf geachtet, dass Jugendliche aus demselben Herkunftsland ein Zimmer teilen. Das Zentrum befindet sich ausserhalb eines Dorfes. Die Leiterin des Jugendprogrammes (Interview C) äusserte sich dazu folgendermassen:

„Alle Plätze sind besetzt. (...) Wir sind eigentlich immer eher überbelegt. Also wir sind zwischen meistens zwischen 28 und 31 Jugendliche hier. Wir versuchen die, die aus einer Nation kommen, dass sie zusammen ein Zimmer teilen. Es gibt vier Betten pro Zimmer.“

In einem weiteren Zentrum (Interview D/E) hat es insgesamt 60 Plätze. Die Kinder und Jugendlichen werden vorwiegend in Doppelzimmern untergebracht. Vereinzelt sind auch Dreibettzimmer und Einzelzimmer vorhanden. Die Institution befindet sich in einer ländlichen Gegend ausserhalb des Dorfzentrums. Zur Belegung äusserte sich unser Interviewpartner D folgendermassen:

„Also seit einem Jahr, seit ich hier arbeite, ähm, sind wir immer sehr gut ausgelastet gewesen. Ich meine aber vor zwei Jahren hatte es im Durchschnitt zehn freie Plätze.“

Im kleinsten UMA-Zentrum (Interview F/G) hat es 18 Plätze. Dieses Zentrum ist ziemlich zentral gelegen und befindet sich in einem städtischen Gebiet. Bei der Besichtigung erhielten wir einen Einblick in die Zimmer der Kinder und Jugendlichen. Die meisten Mädchen waren in Einzel- oder Doppelzimmern untergebracht, bei den Knaben handelte es sich um grössere Zimmer. Auch dieses Zentrum ist ausgebucht, was folgende Aussage von Interview G unterstreicht.

„Wir haben 16 Jungen und 6 Mädchen.“

Jugendliche zwischen 17 und 18 Jahren haben die Möglichkeit, in ein Studio einzuziehen. Insgesamt sind dort nochmals 20 bis 25 Plätze vorhanden.

Indikator 3: Teamzusammensetzung

Im ersten Zentrum (Interview A) arbeiten Professionelle aus verschiedenen Fachrichtungen. Während der Nacht ist eine aktive Nachtwache vor Ort. Eine weitere Person schläft ebenfalls im Zentrum und hat Pikettdienst.

„Und das ist ein interdisziplinäres Team, das dort arbeitet. Also wir haben von der Kochagogin zum Sozialarbeiter zu der Ethnologin, ähm, Sozialpädagogin, Sozialarbeiterin. Wir haben eigentlich eine hohe Vermischung. Pflegefachfrau ist auch noch dort. " "

Das Team des zweiten Zentrums (Interview B/C) besteht aus unterschiedlichen Berufsgattungen. In dieser Institution arbeitet ein Quereinsteiger, der auch als Flüchtling in die Schweiz gekommen ist. Das Zentrum verfügt ebenfalls über eine Nachtwache.

„Die sind entweder aus der Sozialpädagogik oder aus der Psychiatrie oder Pflege." (Interview C)

„Der war selber glaube ich mal Flüchtling, ist als Flüchtling hierhergekommen. Der hat, der kennt das alles." (Interview B)

Im dritten UMA-Zentrum (Interview D/E) sind ebenfalls verschiedene Berufsrichtungen vertreten. Es sind immer zwei Nachtwachen anwesend, welche zu gewissen Zeiten Rundgänge durchführen und kontrollieren, ob alles in Ordnung ist.

„(...) alle sind ausgebildete Sozialpädagogen, Sozialpädagoginnen ähm wir haben jemand, eine Sozialarbeiterin die für die Anschlusslösungen zuständig ist. Sie hat aber auch die Ausbildung in Sozialarbeit gemacht. (...) Dann haben wir ähm die Lehrer, das sind einfach ausgebildete Lehrpersonen, das sind sechs insgesamt. Dann haben wir zehn Nachtwachen, die haben keinen spezifischen beruflichen Hintergrund, sie haben zum Teil auch Migrationserfahrungen gemacht und ähm oder sind noch am Studieren oder machen das als Nebenjob (...) dann haben wir noch einen Hausdienst (...) Ähm dann einen Administrator, wo im administrativen Bereich tätig ist, ausschliesslich. Dann haben wir eine Praktikantin, ein Zivi, plus neu ähm in der Küche eine Hauswirtschaftslehrerin. (...) Plus noch der Leiter. Er ist auch Sozialarbeiter, Sozialpädagoge und hat noch diverse Weiterbildungen gemacht." (Interview D)

Im letzten Zentrum (Interview F/G) arbeiten vor allem Professionelle der Sozialen Arbeit und ebenfalls einige Quereinsteiger.

„Viele haben eine Ausbildung nun. Beispielsweise sozialpädagogische Ausbildung in ***²². (...) Und ähm, drei die... eine, die eine universitäre Ausbildung hat, also den Master. (...) ***, ja. Die hat den Master. Zwei *** Ausbildungen. Und dann ein, ähm. Eine Sozialpädagogin. Und ähm, die restlichen Leute sind hier aufgrund ihrer Motivation. Dann haben wir eine Praktikantin aus der Sozialen Arbeit, die begonnen hat. Und wovon wir ebenfalls profitieren: Wir haben einige Kollegen, die selber Migrationserfahrung haben und sich interessierten, in diesem Bereich zu arbeiten." (Interview F)

²² Die *** stehen für anonymisierte Namen, Orte und Firmen.

Indikator 4: Facts über Klientel

Dieses Zentrum (Interview A) ist zuständig für die Aufnahme von Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren. Die Kinder kommen von unterschiedlichen Herkunftsländern, eine grössere Gruppe kommt aus Afghanistan.

„Und die meisten Jugendlichen, die hier sind, also so der grösste Teil ist so um die 17.“

Die Kinder, welche unter 14 Jahre alt sind, werden in Pflegefamilien untergebracht, was jedoch nicht unter den Aufgabenbereich des Zentrums fällt. Im Zentrum befinden sich mehr Knaben als Mädchen, und die meisten haben einen N-Status.

Das Durchschnittsalter der Jugendlichen im zweiten Zentrum (Interview B/C) beträgt zwischen 16 und 17 Jahre, und die meisten haben einen N- oder F-Status. Alle Kinder unter 14 Jahren werden ebenfalls in Pflegefamilien untergebracht. Im Zentrum sind viele verschiedene Nationalitäten vertreten.

„Es sind 14 Nationalitäten. Die meisten kommen aus Eritrea. Dann haben wir eine grosse Gruppe aus Afghanistan. Die ist wachsend. Ja und das sind fast ausschliesslich Junge. Also Jungs. Dann haben wir Sri-Lanka. Das sind...die Hauptländer.... Ja aber immer mehr Jungs. $\frac{3}{4}$ sind Jungs.“ (Interview C)

Die Gründe dafür, dass der Anteil der Jungs viel höher ist, liegt nach Aussage der Interviewpartnerin C wahrscheinlich in den Herkunftsländern. Die Jungs würden von den Eltern eher geschickt, um Geld zu verdienen.

Das dritte Zentrum (Interview D/E) betreut Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen Herkunftsländern.

"50 Prozent Afrika. Dort ein Grossteil Somalier, Eritreer, dann hat es einige Westafrikaner. Eine weitere grosse Gruppe sind die Afghanen. Ähm... Im Moment so wachsend, aber dennoch recht zurückhaltend Syrer. Da hat man eigentlich mehr erwartet. Und was wir in diesem Haus auch noch haben, ist recht eine grosse Gruppe Sri Lanki. Oder, das sind meistens so Langjährige. Da hatten wir im letzten Jahr einige Eintritte, aber das sind Kinder, die schon länger hier sind. Und dann vor allem die Tibeter. Von überall." (Interview E)

Das Durchschnittsalter beträgt 16 Jahre und die Jugendlichen müssen bereits mit 17 Jahren das UMA-Zentrum verlassen und werden in Erwachsenenstrukturen untergebracht. Aufgenommen werden diese Kinder bereits mit 12 Jahren. Zum Aufenthaltsstatus wurde vom Interviewpartner E folgende Aussage gemacht:

„Wobei, also der grösste Teil hat N. Ich glaube, um die 80/90 Prozent. Die haben N, es sind einige wenige, die einen Entscheid haben.“

Im letzten Zentrum (Interview F/G) sind ebenfalls mehr Knaben vertreten als Mädchen.

„Fast äh, sicher mehr als zwei Drittel Jungs, sicher ein Viertel/drei Viertel.“ (Interview F)

Das Durchschnittsalter fällt in diesem Zentrum mit 14 Jahren etwas niedriger aus. Sie betreuten bereits sehr junge Kinder zwischen vier und sechs Jahren. Hierbei handelt es sich laut dem Interviewpartner (F) jedoch um Ausnahmefälle. Afghanistan und Eritrea sind

die Länder, aus denen am meisten Jugendliche vertreten sind. Im Zentrum haben fast alle Jugendlichen einen N-Status, einige sind im Besitz des F-Status.

Variable 2: Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Betreuung von UMA

Bei dieser Variablen wird auf die Bedingungen eingegangen, die eine sozialpädagogische Betreuung mit dieser Zielgruppe erschweren. Hierbei werden wir auf alle Aussagen der Interviewpartner eingehen.

Indikator 1: Sprache als erschwerte Bedingung

Alle interviewten Personen gaben an, dass die Sprache im Alltag eine grosse Herausforderung darstellt. Folgendes Zitat aus Interview E bestätigt dies:

„Man kann davon ausgehen, dass die wenigsten Jugendlichen mehr als zwei Worte Deutsch sprechen, wenn sie hier her kommen.“

Wir werden im Folgenden nicht alle Aussagen zitieren. Um Regeln und Strukturen innerhalb der Institution zu erklären, werden in allen Zentren Jugendliche, welche dieselbe Sprache wie die neu angekommene Person sprechen und schon länger in der Schweiz sind, hinzugezogen, um zu übersetzen. Hierzu folgendes Zitat von Interviewpartnerin C:

„Und wenn's gar nicht geht, dann holen wir uns jemand, ein Jugendlichen vielleicht dazu. Aber nur wenn es um Fakten geht, nicht wenn es um personelle, persönliche Sachen geht. Wenn es darum geht, das Programm zu erklären, dann kann man gut jemanden dazu holen.“

Wenn es um persönliche Themen gehe, betont die Interviewpartnerin B, dass sie nicht einen anderen Jugendlichen hinzuziehe. Sie greife zu anderen Hilfsmitteln.

„Ich möchte auch nicht, dass andere Jugendliche übersetzen weil äh, das habe ich auch schon erlebt, dass dann in so einem Gespräch, in dem es eigentlich nur so zum Erklären gegangen ist, dann plötzlich so Geschichten herausgekommen sind, in denen sie vergewaltigt worden sind oder so.“

„...also ich male sehr viel und ähm, zeigen und so mit Bildern.“

Auch der Interviewpartner G verweist darauf, dass neutrale Personen bei wichtigen Themen hinzugezogen würden.

„Also, für wichtige Dinge fragen wir in den die Gemeinden an, damit Landsleute übersetzen kommen. Die erklären ein bisschen die ganz wichtigen Sachen. Im weiteren Verlauf kommunizieren wir oft über Gestik ja.“

In allen Zentren müssen die Kinder und Jugendlichen kurz nach Ankunft in die Schule, wo sie intensiv Deutsch oder Französisch lernen (Interview G/F). Aus dem Interview D ging folgende Aussage hervor:

„Meistens sind es wirklich sehr einfache Sätze und du musst es zehn Mal wiederholen und dann bist du dann auch nicht genau sicher, hat er es jetzt wirklich verstanden, gerade wenn es um so Sachen, so ganz komplizierte wie das Asylverfahren oder Transaktionen und die Schweiz ist mega kompliziert.“

Interviewpartner A wies darauf hin, dass die Sprachbarriere zu aggressivem Verhalten führen könne. Er begründete dies damit, dass gewisse Jugendliche in ihrer Muttersprache Jugendliche aus anderen Herkunftsländern gelegentlich beschimpften, diese sich dann zwar angegriffen fühlten, den genauen Wortlaut aber nicht verstünden, was oft zu Aggressivität führen könne. Dazu folgendes Zitat:

„Ich merke: Der vis à vis sagt mir immer wieder alle Schande, aber ich verstehe nichts.“

Indikator 2: Unsicherer Aufenthaltsstatus als erschwerte Bedingung

Alle unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden sind im Besitz von einem unsicheren Aufenthaltsstatus N oder F, was die Betreuung und Arbeitsweise laut allen Interviewpartnern erheblich erschwert. Zum Asylverfahren der UMA äusserte sich der Interviewpartner A wie folgt:

„Weil heute ist so, es ist eigentlich eher so das Undankbare in der Migration, zu warten, bis der Entscheid da ist, weil man weiss, man kann ja dann trotzdem nicht intervenieren. Und dann hängen sie, also ein Jugendlicher mit 14, der hängt, vielleicht zwei, drei Jahre, bis ein Entscheid kommt, von dem her. Und das hat auch damit zu tun, dass man den gar nicht vollziehen darf. Und dann steht da vielleicht: Zur Bearbeitung oder irgend sowas.“

Der Asylentscheid wird meistens bis zum 18. Lebensjahr hinausgezögert. Die Interviewpartnerin C kann daraus positive wie negative Aspekte gewinnen.

„Und das wiederum hat damit zu tun, dass das Bundesamt für Migration ähm oft wartet bis Volljährigkeit. Mit dem Asylentscheid. Das kann man positiv als auch negativ sehen. Positiv auf der einen Seite, weil diese Jugendlichen, dann bleiben können bis Volljährigkeit. Das heisst, sie haben hier ein paar Jahre, wo sie irgendetwas aufbauen können, ressourcenmässig. Aber negativ in dem Sinne, dass, wenn sie volljährig sind, dann haben sie ihre Rechte nicht mehr als Minderjährige, und dann kriegen sie fast immer einen negativen Asylentscheid.“

Für die Betreuung im Alltag stellt diese Unsicherheit eine grosse Belastung für die Kinder und Jugendlichen wie auch für die Betreuer dar. Laut der Interviewpartnerin E kommen viele Kinder und Jugendlichen mit der Hoffnung, dass sie in der Schweiz bleiben können. Nach einiger Zeit folgt dann die Ernüchterung, dass die Chancen für eine Aufnahme sehr klein sind. Dazu Interviewpartnerin E:

„Das Schwierigste ich glaube ist wirklich die, äh, die unsichere Zukunft. Die fehlenden Anschlusslösungen, wenn sie hier gehen. Dass man Jugendliche häufig einfach ohne äh, Perspektive entlassen muss.“

Viele der Kinder machen die Betreuer der UMA-Zentren für ihren Asylentscheid verantwortlich. Sie haben das Gefühl, dass die Betreuer einen Einfluss auf ihren Asylentscheid haben, was dazu führt, dass es sehr lange dauert, bis die Jugendlichen Vertrauen aufbauen können.

"Danach ist es ziemlich schwierig, dass die, äh wie sagt man, dass sie Vertrauen haben."
(Interview F)

„Ja. Es geht einen Moment, bis sie kapieren, ah okay das ist der ***, die Betreuer hier sind nicht für das Asylverfahren zuständig, die sind nicht mit Bern irgendwie in Kontakt.“ (Interview D)

Indikator 3: Traumatisierung der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden als erschwerte Bedingung

In allen Zentren wurde die Traumatisierung der Flüchtlingskinder thematisiert. Die Traumata rühren von Vergewaltigungen, psychischer und physischer Gewalt und der ständigen Angst auf der Flucht. Nicht alle Professionellen sprachen jedoch vom selben Ausmass an Traumatisierung. In einem Zentrum fiel die Aussage, dass die Mehrheit der Jugendlichen traumatisiert sei. Aus anderen Aussagen ging hervor, dass nicht alle jungen Leute traumatisiert seien, da sich die Fluchtgeschichten wesentlich unterscheiden würden. Im Zentrum aus den Interviews D und E erklärte man uns beispielsweise, dass es nicht in gleicher Weise traumatisierend wirke, ob jemand nach mehreren Stunden Flugreise oder nach mehreren Jahren gefährlicher Flucht über verschiedene Länder in der Schweiz ankomme.

Die Person Interview B spricht die vielen Vergewaltigungen junger Mädchen in der Befragung direkt an.

„(...) die meisten Mädchen haben ein Problem oder Unterleibsprobleme und viele sind vergewaltigt worden. (...)“

Auch im Interview C wird Traumatisierung angesprochen:

"Die meisten sind traumatisiert."

Um zu verdeutlichen, wie schwer gewisse Jugendliche traumatisiert sind, wurde uns im Interview A ein Beispiel vor Augen geführt:

„(...) es sind Kinder mit ihren Geschichten, die sehr belastend sind, und durch das, klar, sie haben eine hohe Selbstverantwortung, sie sind sehr belastend. Ich kann euch ein Beispiel bringen von einem 16-jährigen syrischen Jungen, der ist alleine da, und der ist wirklich alleine hier. Der hat äh, einen Bruder, einen älteren, in Zürich noch, wo man noch am schauen ist, ob das wirklich ein Bruder ist, aber er ist hier, und er ist eigentlich, der schaut jeden Abend auf seinem Handy die Erschiessungsvideos von seinen Familienangehörigen, die man da sieht. Und der ist einfach alleine hier (...)

Die Art und Weise, wie mit der Fluchtgeschichte und der Traumatisierung umgegangen wird, unterscheidet sich von Zentrum zu Zentrum etwas. Aus Interview B war zu entnehmen, dass die Kinder über ihre Fluchtgeschichte teilweise befragt werden. Interviewpartnerin C macht auf folgendes Angebot im Erstgespräch aufmerksam:

„Die Regeln aufklären und gleich machen wir aber auch ähm das Angebot auf 'ne Rückkehrberatung.“

Im Zentrum, in dem die Personen aus Interview G und F tätig sind, arbeitet man nicht direkt mit der Fluchtgeschichte, nimmt die Kinder und Jugendlichen jedoch in den Arm, tröstet sie und spricht über das Erlebte, ohne jedoch zu „bohren“.

"Aber wir bohren nicht direkt nach, um herauszufinden... was sie erlebt haben ect. Es sind die Jungen, die von sich aus erzählen sollen, dass sie Hilfe benötigen."

In den anderen Zentren überlasse man dies Fachpersonen, sagt beispielsweise die befragte Person aus Interview A.

"Das heisst, wir wissen ein Teil ihrer Geschichte, das wissen wir, was sie erzählen, dieser Teil weiss man und auf das versuchen wir zu reagieren und ihnen adäquate Unterstützung zu geben, das heisst, es kann sein, dass wir eine Therapie einfädeln oder ein Sonderprogramm machen."

Auch die Person aus dem Interview D will sich nicht aufs Glatteis wagen.

"Wir sind keine Traumaspezialisten oder Psychologen, Psychiater."

Im Interview G wurde bemängelt, dass es schwierig sei, Fachpersonen aus dem Bereich Psychiatrie zu finden, die mit migrationsspezifischen Themen vertraut sind. Eine weitere Schwierigkeit zeige sich darin, dass die betroffenen jungen Menschen häufig nicht dazu zu bewegen seien, psychiatrische Hilfe in Anspruch zu nehmen, da Scham eine Rolle spiele oder sie sich nicht „krank“ fühlten. Oft kommt es aber vor, dass die psychischen Leiden sich in Form von physischen Beschwerden bemerkbar machen. Die Interviewpartnerin aus dem Interview C äussert sich dazu folgendermassen:

"Äm wir bieten Therapie an wir haben eine sehr gute Zusammenarbeit mit der KJPD, Kinder- Jugendpsychiatrie in ***. Aber das schwierige ist, den Jugendlichen da hin zu kriegen. (...) psychische Leiden werden physisch interpretiert. Das heisst, das zeigt sich in Kopfschmerzen. Bauchschmerzen. Vielleicht viele haben Magenschleimhautentzündung also ganz ganz viele."

Indikator 4: Mangelnde finanzielle Ressourcen als erschwerte Bedingung

In allen Zentren sind die finanziellen Ressourcen sehr knapp. Die Betreuung dieser Kinder und Jugendlichen kann überhaupt nicht mit anderen schweizerischen Jugendheimen verglichen werden. Die diversen, oben beschriebenen Probleme sind grösstenteils auf fehlendes Geld zurückzuführen. Schwierigkeiten, die mit mangelnden finanziellen Ressourcen zu tun haben, sind folgende: zu wenig Fachpersonal auf zu viele Jugendliche, begrenzte Möglichkeiten, die Freizeit zu gestalten und Ähnliches.

"Also wir haben ein Ressourcenproblem, dass wir selbstverständlich gern mehr machen möchten, es hätte teilweise auch wirklich mehr Bedarf, aber es sind begrenzte Ressourcen finanzieller Art und wir arbeiten effizient, dass wir das Kindeswohl und den Kinderschutz gewähren können." (Interview A)

Auf die Frage hin, wie denn beispielsweise den Jugendlichen ein Mitgliederbeitrag in einem Fussballverein ermöglicht werden könne, erhielten wir folgende Antwort von der Person aus dem Interview A:

"Ähm, Stiftungen anfragen solange sie im N-Status sind, ist äh, schwierig. Dafür ist niemand wirklich zuständig."

Ein weiteres Problem, mit dem die Betreuungspersonen der UMA täglich konfrontiert werden, und das ebenfalls unter anderem mit fehlendem Geld zu tun hat, wird im Interview D angesprochen.

"Also mit dem finde ich, stösst man dann schon auch mal ähm an die Grenzen. Weil ich weiss nicht, bei einem Schweizer Jugendlichen könnte man irgendwie sagen, ich weiss nicht, wir platzieren Kinder in ein Heim oder so, wo du dann sehr eng betreut bist, das kann man hier jetzt zum Beispiel nicht, weil es einfach finanziell nicht möglich ist. "

Trotzdem versuchen die Betreuerinnen des Zentrums aus Interview D und E nicht ständig mit diesem Mangel zu hadern und sich zu fragen, was weiter möglich wäre, wenn mehr Geld zur Verfügung stünde. Dies bremse die Motivation und führe zu gar nichts, so die befragte Person aus Interview E abschliessend. Trotzdem glaubt die Person, dass mit mehr Geld auch mehr Möglichkeiten da wären.

"Ich glaube, da wäre schon noch mehr möglich, aber es ist auch immer eine Ressourcenfrage."

6.1.2 Resilienz als mögliches pädagogisches Konzept

Das Resilienzkonzept gehört nicht zu den bestehenden pädagogischen Konzepten in den ausgewählten UMA-Zentren, es wird dort aber trotzdem resilienzfördernd gearbeitet.

Variable 1: Bestehende Konzepte in den Zentren
--

Indikator 1: Ziele der pädagogischen Arbeit

Die Person aus dem Interview A sprach mehrmals davon, dass es für sie enorm wichtig sei, volle Energie in die Betreuung hineinzugeben. Für sie stand im Zentrum, dass die jungen Menschen in den Zentren von dem Aufenthalt in der Schweiz profitieren können, egal, ob sie hier bleiben oder wieder gehen müssen. Folgendes Zitat belegt diese Aussage:

„Also, wir wollen maximal Energie rein geben, damit die Jugendlichen profitieren. Im Wissen, ob es links oder rechts geht (ob sie in der Schweiz bleiben können oder nicht), ist irrelevant.“

Der Interviewpartnerin B ist es ein grosses Anliegen, ihren Schützlingen ganz alltagspraktische, vielleicht manchmal selbstverständlich erscheinende Dinge beizubringen. Sie unterrichtet die jungen Leute in Allgemeinunterricht über Umwelt, Verkehrsmittel, Gesundheitsthemen oder Ernährung. Für sie steht fest, dass die Kinder und Jugendlichen von diesem Wissen in der Heimat und auch in der Schweiz profitieren können. Sie sprach auch einige Aspekte bezogen auf junge Frauen an:

„Und das andere ist. Äh, dass sie äh, lernen, zu sich zu stehen. Dass sie auch lernen zum Beispiel herausfinden, was sie wollen, oder. Gerade bei Frauen, denke ich, ist das

wichtig. Und auch mit, oder was es heisst, wenn sie sich auf, äh, irgendjemanden einlassen, nur mit, dass sie irgendwelche Geschenke erhalten oder so. Oder. Dass sie wirklich sich selber entscheiden. Also sicher das äh, viel über Gesundheit und Prävention von Krankheiten. Und dann halt wirklich ganz einfache Dinge wie man, eben, dass äh, ein Jahr 365 Tage hat. Und dass äh, (lacht)... die Erde um die Sonne dreht. Und halt auch ähm, das mit dem Wasser. Also was ich immer wieder durchnehme ist Energie, und Wasserkreislauf, dass sie auch wissen, woher das Wasser kommt, und dass es eine Ressource ist, auf die man achten soll und Sorge tragen. Dann... Das ganze Zeugs mit dem Abfall, und.. Also ich mache dann eben auch viel so Ausflüge. Bezogen auf Thematiken."

Die Person aus dem Interview C äusserte sich nicht direkt zu den pädagogischen Zielen. Sie stimmte jedoch mit ihrer Teamkollegin darin überein, dass es nicht entscheidend sein dürfe, ob eine Person bleiben dürfe oder zurückgeschickt werde. Wichtig ist ihrer Meinung nach, dass sie vom (wenn auch kurzen) Moment hier in der Schweiz so viel wie möglich profitieren können:

„Es kann keine verschwendete Zeit gewesen sein. Das darf's nicht sein. Wir müssen versuchen, diesen Jugendlichen so viel wie möglich wirklich überhaupt mitzugeben. Ob es dann für die Rückkehr ist oder für die Bleibe in der Schweiz. Weiss ich natürlich nie. Aber ich glaub immer dran, dass sie etwas gelernt haben, was für sie nützlich sein kann."

Die beiden Fachpersonen aus dem Zentrum des Interviews D sprechen von einer Wertevermittlung als persönliches Ziel. Sie wollen den jungen Leuten auch zeigen, wie das Leben, das Zusammenleben in der Schweiz und allgemein funktioniert, weil sie davon ausgehen, dass die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden diese Erfahrungen überall hin mitnehmen können. Zudem sprechen sie die Förderung von Selbstvertrauen der Jungen an:

"Also mein Ziel ist eigentlich so ein bisschen, dass ich ähm die Jugendlichen äh, dass ich ihnen Werte vermitteln kann, ähm vom Zusammenleben, das sie äh kennenlernen wie es bei uns in der Schweiz läuft, wie es funktioniert und so, dass sie auch ihren Alltag selbständig meistern können und dass sie ein Selbstvertrauen bekommen, wenn sie das noch nicht haben. Und wenn sie zu grosses haben, das ein bisschen abbrechen. (Lacht). (...)

Die befragte Person aus Interview E antwortet uns auf die Frage hin, was seine persönlichen Ziele bei der pädagogischen Arbeit mit Flüchtlingskindern seien, zukunftsorientiert:

"Mit ihnen wirklich Anschlusslösungen zu finden. Weil die müssen wirklich eine Tagesstruktur finden und in einem System drin sein. Dann kann man sagen: Wir machen Rückkehr... versuchen die Rückkehrfähigkeit zu erhalten bei ihnen, dann ist das sicher ein Teil dabei.

Er spricht auch den kulturellen Aspekt an. Allgemein wurde in dem Zentrum, in dem die Personen aus den Interviews D und E arbeiten, mit der Herkunftsidentität gearbeitet. Es ist sogar als Ziel festgehalten, die Herkunftsidentität der jungen Leute zu wahren. Zu

diesem Zweck werden auch regelmässig sogenannte „Nationenabende“ und dergleichen veranstaltet, in denen die Kinder und Jugendlichen Musik aus ihrer Heimat hören, dazu Tänze aufführen und typische Mahlzeiten aus ihrem Herkunftsland zubereiten und mit den anderen teilen.

Auch kulturell, wo man ihrer Kultur Platz gibt..."

Aus dem Interview G konnten eine Vielzahl von verschiedenen Zielen herausgenommen werden:

„Also man kann nicht arbeiten, wenn man sich immer wieder sagt, dass die Mehrheit wieder zurück muss. Also wir, wir haben das immer im Hinterkopf. Aber wir können uns das nicht immer sagen. Wir versuchen, ähm... das Kind zu unterstützen, sich so gut wie möglich zu integrieren. So viel wie möglich zu... lernen, sei es die Sprache, eine Lehre, ähm, ja. Und dann, ähm, versuchen wir, ihnen zu helfen, so viel wie möglich zu mobilisieren, die Ressourcen. Die Moral zu heben, Aktivitäten durchzuführen, die das ihnen ermöglichen. Es ist nie verlorene Zeit, eine Sprache zu erlernen.“

Indikator 2: Vorhandene Konzepte

Wir haben erkannt, dass fast alle Interviewpartnerinnen sagten, dass kein spezifisches pädagogisches Konzept im Zentrum vorläge. Die Gründe waren sehr oft auf mangelnde finanzielle Ressourcen oder strukturelle Umwälzungen zurückzuführen.

Unser Interviewpartner aus dem Interview A durfte aus rechtlichen Gründen die neuen Konzepte für das UMA-Zentrum noch nicht preisgeben. Da der Kanton die Konzepte, die sich noch in Bearbeitung befinden, vorerst noch absegnen muss, durften wir davon noch nichts erfahren. Es müssten noch Abklärungen in verschiedenen Bereichen getätigt werden. Konzepte im sozialpädagogischen Sinne lägen jedoch nicht vor.

„Wir haben, Grobkonzepte sind da, Rahmenkonzepte sind da, in der Arbeit von uns, wo der Kanton in interdepartementaler Arbeit noch klären muss, was sind die Rechtsgrundlagen.(...) Und seitdem haben wir ein Rahmenkonzept erarbeitet, das da ist, das auch Minimalbetreuungen beinhalten kann. Aber es ist nicht ein sozialpädagogisches Konzept da.“

Dies hatte den Grund, dass das Zentrum zuvor von einer Instanz geführt wurde, der das Recht aberkannt wurde, das Zentrum weiterhin zu führen. Herr S. führte den Sachverhalt folgendermassen weiter aus:

„Und das hat damit zu tun, dass man eigentlich die Konzepte, die man zuvor hatte, die sind eigentlich, die hat man als unbrauchbar deklarieren müssen. Weil es falsch war, es war die falsche Zielgruppe. Und es war, es war, dass man den Versuch damals gemacht hat, dass sie, oder ich würde so sagen, dass man viel zu sehr versucht hat, die Struktur eines Erwachsenenzentrums auf einfach Jugendliche.“ (...) Aber die Konzepte sind noch in Bearbeitung und dementsprechend kann ich die auch noch nicht herausgeben.“

Auf die Frage hin, ob ressourcenorientiert gearbeitet würde, reagierte er etwas genervt:

„Aber ich bin, ich bin sehr sensibel auf so ähm, Fachkonzeptaussagen, Ressourcenorientierung, Lösungsorientierung, Systemisch... Das sind so die Sachen, wo die Institutionen und die Szenen sich auf die Flagge schreiben. Ich kenne wenige Institutionen, die dann wirklich so arbeiten.“

Aus dem Gespräch mit der Person aus dem Interview B ging hervor, dass es nicht ein festgelegtes pädagogisches Konzept im Zentrum gibt, aber durchaus gewisse Arbeitsweisen, die in der Praxis angewendet werden. Im Zentrum, in dem Interview B und C durchgeführt wurde, gibt es quasi ein Zweiphasenmodell. Dies beruht auf der Grundlage steigender Selbstverantwortung. In der ersten Phase werden die Jugendlichen enger betreut, es wird ihnen gekocht, und sie übernehmen weniger Verantwortung als in der zweiten Phase. Nach und nach werden sie in die Selbstständigkeit geschickt und müssen immer mehr Selbstverantwortung übernehmen.

„(...) unser pädagogisches Konzept ist, dass sie nach gerade nach der ersten Phase so nach einem halben Jahr erhalten sie das Essensgeld für das Mittagessen bekommen sie, dann dürfen sie hier essen und müssen quasi selber kochen (...)“

Die Person aus dem Interview C gibt einen kurzen Einblick zum besseren Verständnis des Zweiphasenmodells, das in dieser Institution angewendet wird:

„(...) also strukturell gesehen gibt es ja hier zwei verschiedene Phasen im Jugendprogramm. Wir haben die Aufnahmephase und das heisst, das ist eine sehr intensive Phase, wo auch die Bezugspersonenarbeit am intensivsten ist. (...) Und nach diesen sechs Monaten ähm sollten die Jugendlichen in die zweite Phase. Äh das ist eine Phase, wo sie sind hier angekommen, sie müssen sich realistisch mit ihrer Zukunft auseinandergesetzt haben. Sie haben sich bestimmt äh, Ressourcen hier angeeignet und werden dann eher in die Selbstständigkeit geschickt.“

Aus dem Interview D ging hervor, dass das Bezugspersonensystem in dem UMA-Zentrum, in dem die Person tätig ist, angewendet wird. Die befragte Person erklärte ebenfalls das Verfahren in Anbetracht der Männer-Frauen-Thematik, und wie viele Jugendliche oder Kinder auf eine Betreuungsperson fallen.

„Ähm also das ist so, dass wir alle Jugendlichen aufgeteilt haben auf unser Team, also jedes Teammitglied hat circa acht bis zwölf Bezugsjugendliche. Wir haben es so gemacht, dass die Frauen im Team nur Mädchen, nicht nur Mädchen, aber dass die Mädchen nur bei Frauen sind und die Buben sind bei Frauen oder Männern. Das ist eigentlich gemischt. Und wir schauen so ein bisschen, dass es gut durchmischt ist, dass jeder von jeder Nationalität jemand hat und ein bisschen die Jüngern und die Älteren gemischt sind und so.“ (...)“

Die Person führte als weiteres Konzept einen sogenannten „Sanktionenkatalog“ auf, der im betreffenden UMA-Zentrum angewendet wird.

„Also ich weiss nicht, ob es ein Konzept ist, aber wir haben einen Sanktionenkatalog. Da ist einfach ganz klar aufgeführt, welches Fehlverhalten zu welcher Konsequenz führt, zu welcher Sanktion.“

Zusammenfassend wird die Frage zu den bestehenden pädagogischen Konzepten von den beiden befragten Personen wie folgt beantwortet: (Interview D).

„(...) wir haben sonst einfach viele kleine Sachen, so ähm irgendwie die WG-Verantwortlichkeiten, also wie wir auf der WG arbeiten, gibt es ein Konzept, dann so Sprechstunden, gibt es ein Konzept, also es gibt es eigentlich schon, also wir haben diverse kleine Konzepte...ähh Ticketverleih oder Nachtpräsenz, Wochenende, ist alles schon irgendwie geregelt aber ähm so spezifische Arbeitsweisen, eigentlich nicht nein.“

Auf die Frage hin, ob sie nach einem pädagogischen Konzept arbeiten würden, musste die Person aus dem Interview E vorerst ein wenig schmunzeln. Sie hat uns dann präzisiert, weshalb es im Zentrum, in dem sie tätig ist, schlicht nicht möglich sei, nach einem spezifischen Konzept zu arbeiten. Es schien, als sei sie verwundert gewesen, so eine Frage überhaupt zu hören.

„ (...) wir arbeiten nicht nach einem speziellen pädagogischen Ansatz. (lacht). Man muss auch sagen, wir haben die Heimbewilligung erst seit einem guten Jahr unbefristet, zuvor ist das, ab dem Geburtstag jedes Jahr erneuert worden, es einen neuen Vertrag. Weil vor zwei Jahren wurde die Finanzierung neu geregelt. Und so kamen noch mal neue Ressourcen hinzu. Also im Moment ist auch mehr möglich was mit der Betreuung ist. Also im Haus sind, wenn es voll ist, wohnen rund 60 Jugendliche hier. Und es ist nicht selten, dass drei Leute sie betreuen. Frühdienst, Zwischendienst und Spätdienst. (...) Und wenn Sie hier mit 60 Jugendlichen putzen, schauen, dass sie Essensgeld erhalten, Gesundheitssachen machen, dann machen Sie nicht mehr viel pädagogische Arbeit.“

Interviewpartner aus Interview F antwortete wie folgt:

„(...) andererseits haben wir nicht wirklich ein Konzept, nach dem wir arbeiten... zur Verfügung.“

Interviewpartner aus Interview G antwortete auf die Konzeptfrage folgendermassen:

„Es gibt nicht wirklich. Also wir haben nicht wirklich eine Referenztheorie oder ein Konzept (...)“

Indikator 3: Arbeitsweise

Wir haben in den verschiedenen Zentren teilweise sehr interessante Arbeitsweisen kennengelernt. Es fiel uns jedoch nicht immer leicht, zu unterscheiden, ob es sich dabei nun um ein pädagogisches Konzept handelt oder nicht. Wir werden einfach von dem ausgehen, was die befragten Personen dazu sagten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass alle Sozialarbeitenden mit einem Bezugspersonensystem arbeiten, in dem darauf geachtet wird, dass weibliche Betreuerinnen für die Mädchen zuständig sind und die Männer nach Möglichkeit eher für die Jungs. Dieses Konzept wird jedoch nicht überall mit derselben Konsequenz verfolgt.

Interviewpartner A sprach oft vor allem strukturelle Veränderungen und rechtliche Sachverhalte an. Da in diesem Zentrum zum Zeitpunkt des Interviews viel wechselte und neu definiert wurde, wurde ein Case-Management von seiner Firma entwickelt.

„(...) Die Bezugspersonen sind, von diesen Jugendlichen. Und wir haben diesbezüglich ein Case-Management installiert, wo jemand von unserer Firma drin ist, damit man Prozesse, die bei den Jugendlichen laufen, möglichst rasch reagieren kann, und das Case-Management arbeitet dann mit den Rechtsbeiständen und mit den Vertretungsbeiständen.“

Er erklärte uns ebenfalls, wie sie den Umgang mit dem gemeinsamen Wohnen und den Finanzen mit den jungen Leuten in ihrem Zentrum regelten. Wir werden auf den „Ämtliplan“ und dergleichen beim zweiten Indikator noch näher eingehen.

„Von dem her haben wir sie umformuliert, und gesagt, ein Jugendlicher, der im Zentrum lebt, der hat äh, der hat ein Ämtli zu erledigen, hat einen Beitrag zu leisten, wie man es in allen anderen Lebensgemeinschaften auch hat. Der Beitrag wird geleistet, das machen sie dann auf der Gruppe quasi, zusammen einen Ämtliplan „uschäse“.. Das ist die eine Geschichte. Und parallel haben wir gesagt, dass die Jugendlichen Sackgeld zu Gute haben, fünf Franken pro Tag. So sind wir in dieser Asylverordnung geblieben. Aber haben es eigentlich getrennt. In zwei Geschichten. Es ist dann nicht, wenn ich es nicht gemacht habe, gibt es nichts.“

Die Befragte aus dem Interview B sprach unter anderem das Sanktionieren an, und wie sie dies als Team in ihrem Zentrum angehen:

„Und ähm, äh, also wenn wir merken, dass jetzt zum Beispiel so eine Dynamik oder äh, eine Gruppe also wir haben jetzt relativ viele Jugendliche aus Afghanistan. Und die sind "...äh, wenn die zu viel Macht bekommen, dann sprechen wir mit denen und ähm, auch dann mit den einzelnen, dann sanktionieren wir halt auch.“

Wir haben die Interviewpartnerin aus dem Interview C gefragt, ob es bei ihnen im Zentrum gewisse regelmässige Gespräche mit den Kindern und Jugendlichen gebe und wie diese gehandhabt würden, falls es welche gebe. Allgemein interessierte uns die Frage, wie die pädagogische Arbeit beginnt. Sie sprach davon, dass es wichtig sei, dass die jungen Leute zuerst einmal ankommen und zur Ruhe kommen könnten, da die meisten von ihnen eine lange anstrengende Reise hinter sich hätten. Es sei aber wichtig, die jungen Menschen baldmöglichst in feste Tagesstrukturen einzubinden und sie auf die Selbstständigkeit vorzubereiten.

Was wir auch interessant fanden war, dass die Betreuer stets darum bemüht waren, andere Jugendliche in den Prozess mit einzubinden.

„(...) wenn jemand neu kommt, dann heissen wir, wenn wir können als Gruppe, also das ganze Team, heisst diese Person erst mal willkommen. Ähm wir zeigen diesen Jugendlichen das Zimmer äh...wir versorgen diesen Jugendlichen gleich äh mit Essen und Trinken. Vielleicht waren sie schon Stunden unterwegs. Sind auch etwas verunsichert, wo kommen wir überhaupt hin. Dann dürfen sie sich erstmals erholen, ein

paar Stunden und danach machen wir ein sogenanntes Eintrittsgespräch. Das ist ein ziemlich langes, das Eintrittsgespräch kann auch erst am nächsten Tag (...) geschehen. Weil es ist ziemlich ausführlich. Es geht über eine Stunde. Ähm wenn es erst am nächsten Tag stattfindet, dann am Ankunftsstag gucken wir, wo kommt dieser Jugendliche her, haben wir andere aus dieser Nation und versuchen dann auch gleich andere Jugendliche mit einzubinden. Also wir sagen dann: Guck mal, hier haben wir eine neue Bewohnerin, könntest du dich mal um sie kümmern. Zeigst du ihr, wo die Essensausgabe ist, zeigst du ihr den Aufenthaltsraum und erklär ihr bisschen was hier. Und dann lassen sie erst mal.“

„(...) wir bieten den Jugendlichen feste Strukturen an. Also ein Tagesablauf. Ein ganz strukturierter Tagesablauf. Wirklich von morgens bis abends haben sie einen strukturierten Tagesablauf. Und äh das zweite ist, wir versuchen sie auf 'ne Selbstständigkeit hin vorzubereiten.“

Im Interview D stiessen wir ebenfalls auf wiederkehrende Gespräche, die stattfinden. Die beiden Professionellen erklärten uns detailliert, wann welche Gespräche auf dem Plan stehen:

„Also wir haben Gespräche, wo festgegeben sind mit einem zeitlichen Ablauf. Das ist zuerst, also sie kommen am ersten Tag, dann ist es meistens noch nicht die Bezugsperson, die das Gespräch führt. (...) Das ist das Eintrittsgespräch, dann zwei Wochen später gibt es wieder ein Gespräch, wo man so ein bisschen versucht, herauszufinden, wie geht es ihnen...in diesen zwei Wochen, gibt es irgendetwas, dass gar nicht geht, einfach so ein bisschen kennenlernen, also das ist eigentlich das erste Mal, die Bezugsperson so ein Gespräch hat. Und dann (...) Drei Monaten das Fördergespräch, wo man Zielvereinbarungen macht.“

„Also wir machen dann manchmal Fallbesprechungen und so und dann schauen wir schon, dass wir das ressourcenorientiert, lösungsorientiert anschauen können. Aber es ist nicht irgendwie fest in unserem Konzept verankert oder so. “

Zudem erfuhren wir von den jungen Betreuerinnen aus dem Interview D noch, dass im Zentrum mit dem Boroboy-System gearbeitet wird. Das fanden wir hochinteressant. Wir werden auf dieses Boroboy-System ebenfalls noch detaillierter zu sprechen kommen.

„Ähm wir arbeiten auch so, dass es so einen "Boroboy" gibt, das ist so ein bisschen das „Göttisystem“.

Der Interviewpartner E erklärte uns zudem, dass in seinem Team in der pädagogischen Betreuung nicht mit der Fluchtgeschichte gearbeitet werde. Grund dafür sei neben dem Risiko einer Retraumatisierung noch der, dass die Jungen ohnehin schon mit diversen anderen Leuten über ihre Geschichte sprechen müssten. Das wird nicht in allen Zentren so gehandhabt.

„(...) Wir fragen von uns aus nicht gross äh, was hast du erlebt, so. (...) Ähm, natürlich merkt man es teils den Jugendlichen an, dass Geschichten dahinter sind und wenn das so.. in einem gravierenden Ausmass ist, dann machen wir es mit Psychologen.“

Der Person aus dem Interview F war es wichtig, die Kinder und Jugendlichen relativ schnell in feste Strukturen zu schicken, da sie rasch lernen müssen, sich in der Schweiz zurechtzufinden. Trotzdem erklärte sie uns, dass sie im Zentrum Wert darauf legen würden, den jungen Leuten ihre Zeit zu lassen, sie nicht zu stressen, da nicht jede Jugendliche gleich schnell im Alltag zurechtkomme. Was sie einfach verlange, sei Kooperation und das Einhalten der Tagesstruktur.

„(...) natürlich haben sie einen schwierigen Weg durchlaufen, aber wir müssen ihnen so schnell wie möglich klar machen, dass sie jetzt in der Schweiz sind, und sie vom Moment profitieren müssen. (...) für uns zählt, dass wir keine Zeit verlieren dürfen. Das heisst, ihr seid jetzt hier, ihr müsst vorwärtskommen, in einen Prozess eintreten, wir warten nicht zu lange, weil wenn wir zu lange warten, wird alles noch komplizierter.“

In diesem Zentrum wurde zwar auch nicht direkt nach der Fluchtgeschichte gefragt, aber es wurde damit gearbeitet, wenn es auf den Tisch kam. Das unterschied dieses Zentrum im Wesentlichen von den anderen.

„Dann sprechen wir oft über eine Situation, wenn auch nicht über die Details. Also versuchen wir herauszufinden, was er zuvor erlebt hat. Sie haben oft schwierige Dinge erlebt, mit denen er es geschafft hat, hierher zu kommen. Und wir arbeiten so ein bisschen damit.“

Es lief dort auch alles viel familiärer im Vergleich zu den anderen von uns besuchten Zentren. Der Interviewpartner F und die beiden anderen befragten Betreuerinnen haben mehrmals darauf hingewiesen, dass sie teilweise eine Art Familienersatz seien. Dies wollten die meisten Betreuer in den anderen Zentren unserer Ansicht nach eher vermeiden, da sie verneinten, einen Familienersatz darzustellen.

„Dass sie einfach wieder ein, ein Vertrauen finden, dass sie, dass sie.. die, die Jungen, die haben keine Eltern mehr, oder momentan keine Eltern, wir sind nicht die Eltern, aber wir wollen auch einfach, dass sie einfach so einen familiären Ort finden.“

Die Interviewpartner G und F sprachen gleichermassen davon, dass sie als Professionelle von der Wahrnehmung der jungen Leute ausgehen würden, ohne diese zu hinterfragen oder Misstrauen zu hegen. Interviewpartner F sprach auch davon, dass die Kinder und Jugendlichen ja teilweise von ihren Eltern oder anderen Leuten aus den Heimatländern angewiesen worden seien, gewisse Dinge zu erzählen, andere wiederum zu verschweigen.

„Und dann mit der Zeit kommt einfach, kommen sie schon mit Fragen oder äh, kommen sie mit äh, einem Teil ihrer Geschichte. Darum dann, ob die wahr ist oder nicht wahr, das ist für uns egal. Wir arbeiten einfach mit dem, was sie uns sagen. Wir gehen damit... und das ist für uns nicht, nicht, nicht wichtig, ob das richtig ist, nicht richtig. Wir suchen da gar nichts.“

Auch im Zentrum, in dem Interviewpartner F tätig ist, wird mit einem gewissen „Göttisystem“ gearbeitet. Hier jedoch kommen junge Leute, die mittlerweile eine B oder C Aufenthaltsbewilligung haben vorbei, um die Neuankömmlinge zu unterstützen. Das habe

den Vorteil, wie uns die Person erklärte, dass das Vertrauen der UMA zu ehemaligen UMA schlicht grösser sei als zum Betreuungspersonal, das leider oft mit dem Asylentscheid in Bern in Verbindung gebracht werde.

Allgemein sei es so, dass einige der ehemals im Zentrum wohnhaften jungen Menschen ab und zu auf einen Besuch vorbeikämen. Das freute natürlich das ganze Team immer sehr, wie uns die Interviewpartner F und G versicherten. Es komme auch oft vor, dass die Leute von irgendwoher anrufen würden, um von ihrer Geschichte zu erzählen, wie es ihnen ergangen sei, wo sie seien oder was sie gerade planen würden.

„(...) jetzt haben wir andere Junge, die immer mit uns sind, die jetzt vielleicht 24/25 Jahre alt sind, die ein Permis B haben (...) Und die sind oft hier mit uns im ***. Und kommen einfach hierher, um als „grosser Bruder“ zu agieren. (...) Dann kommen die hierher, und und sagen denen, ja, wenn du etwas hast, denen hier kannst du es ruhig sagen, und schau, ich habe auch dies erlebt und jetzt habe ich, jetzt ist das deine Situation... Und die können jetzt übersetzen.“

Aus dem Interview G ging hervor, dass oft mit ressourcenorientierten Ansätzen gearbeitet wird und dass die Interviewpartner daran glauben, dass die jungen Menschen mit sehr viel Eigenverantwortung und „Rucksäcken“ ankommen.

„(...) Wir haben alle ein wenig die Vision des jungen Menschen, der alleine ankommt, der seinen eigenen Rucksack mitbringt, und wir... wir sind da, um ihn zu begleiten und zu fördern... Jetzt. Und... für eine Zukunft in der Schweiz.“

Was wir ebenfalls erwähnenswert finden ist, dass die Jungen und Mädchen in diesem Zentrum teilweise mitentscheiden können, zu welchen Betreuern sie eine stärkere Verbindung haben. Dies wird nach Möglichkeit in die Entscheidung der Wahl der Bezugsperson mit einbezogen.

„(...) Da wir wirklich ein grosses Team sind, arbeiten wir wirklich alle mit allen Kindern. Trotzdem haben wir jedoch ein Bezugspersonensystem, (...) Aber es wechselt oft. Ähm... Es ist wichtig, dass die Jugendlichen wissen, an wen sie sich wenden können. Und es kristallisiert sich teilweise heraus, welche Jugendlichen den Draht zu welchen Betreuern haben.“

In diesem Zentrum, so erklärten uns die befragten Personen, werde weniger auf eine geschlechterspezifische Betreuung geachtet. Trotzdem versuche man nach Möglichkeit, dass die Mädchen vor allem von Frauen betreut würden.

„(...) wir betreuen sowohl Mädchen wie auch Jungen. Wir haben mehr Jungs. Also, ähm, wir unterscheiden nicht. Wir Frauen im Team betreuen beide Geschlechter. Aber es ist wahr, dass die männlichen Kollegen im Team eher weniger die Mädchen betreuen. Weil die Männer zum Beispiel nicht in den Mädchenstock gehen.“

Variable 2: Resilienzförderndes Arbeiten

Wir haben in den meisten Zentren festgestellt, dass resilienzfördernde Massnahmen aus der entsprechenden Tabelle von Wustmann zum Einsatz kommen. Nur zwei von neun

Personen sprachen jedoch von sich aus das Wort „Resilienz“ aus (Interview E und G). Wir fanden jedoch nicht zu jedem Indikator passende Interviewausschnitte aus allen Befragungen. Es kann vorkommen, dass wir in gewissen Interviews keine Angaben zu einem gewählten Indikator haben oder dass nur indirekt darauf geschlossen werden kann. Dies hat auch den Grund, dass die verschiedenen Zentren ihre Schwerpunkte anders setzen.

Indikator 1: Konstruktives Feedback

Die Person aus dem Interview B erzählte uns, dass sie im Betreuungsteam die Kinder und Jugendlichen oft darin bestärken würden, in dem was sie geleistet hätten. Als Beispiel führte sie nach dem Interview noch das Essen auf. Sie erklärte, dass die jungen Menschen das Essen in dem Zentrum meist selber kochen würden, vor allem, sobald sie sich in der zweiten Phase befänden, in der von ihnen mehr Selbstständigkeit erwartet werde. Wenn jetzt also ein Junge oder ein Mädchen oder eine Gruppe gemeinsam etwas koche, kämen diese oft zum Betreuungspersonal und wollten, dass ihr Essen gekostet werde. Dies sei ganz spezifisch ein Beispiel, wie sie ihnen Feedbacks gäben.

„Und sie ähm, also man hat manchmal so das Gefühl, sie blühen auf, wenn sie länger hier sind. Am Anfang sind sie meistens extrem verschüchtert. Oder, und dann, ähm, blühen sie wie auf. Ist es, ich sage ihnen auch immer, hey, du hast es bis hierher geschafft. Äh, äh, ja, halt sie so bestärken in dem was sie schon alles gemacht haben.“

Im Interview D erzählte man uns vom Alltag mit den Kindern und Jugendlichen im Zentrum. Auf dem Plan stehen Dinge wie Einkaufen, Putzen und Ähnliches. Das werde dann auch stets von einer Betreuungsperson kontrolliert. Falls etwas nicht sauber sei, würden die jungen Leute darauf hingewiesen, damit sie das nächste Mal wüssten, was besser zu beachten sei.

„(...) um halb sechs Uhr ist jeden Tag putzen. Ist einer von der WG eingeteilt zum Putzen. Das wird auch betreut von einem Sozialpädagogen und dann bekommen alle eine Putzkiste und dann müssen sie in der WG putzen und das wird kontrolliert.“

Indikator 2: Vorschnelle Hilfeleistungen vermeiden/ In Entscheidungsprozesse einbeziehen.

Im Interview A erzählte die Person von einem unserer Ansicht nach interessanten Ansatz. Die Betreuerinnen des Zentrums handeln mit den Jugendlichen gemeinsam aus, wie viel Geld sie ausgeben und wie viel sie sparen wollen. Sie wollen mit dieser Methode den Jugendlichen den Umgang mit Geld näher bringen, indem sie mit den Schützlingen zusammen verhandeln, ohne ihnen Entscheidungen abzunehmen.

„Und dann unterschreiben sie und sagen, ja es ist so viel. Und dann sagt er, wie viel Geld er davon will, für seine Tasche haben will, und so viel lege ich in mein Sparcouvert. Wir haben die Möglichkeit von einem Sparcouvert.“

Im Zentrum, das im Interview B besucht wurde, wurden auch Grenzen der Mitbestimmung seitens der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden thematisiert. Die befragte

Betreuerin sprach davon, dass die Handlungsspielräume im Zentrum nicht unendlich seien und die Jugendlichen und Kinder oft nicht viel Entscheidungsspielraum hätten.

„Also ähh, das eine ist, also entscheiden jetzt ist zum Beispiel in den äh, sie haben einfach dieses Programm hier oder. Also normalerweise äh ähh, zwischen einem halben Jahr und einem Jahr gehen sie zu uns in den Unterricht nachher können sie so in die, in die Programme Und ähm, ähm, ein Teil kann nach *** zur Schule und ist dort in einem Programm. Und von dem her finde ich, haben sie nicht relativ viel zum selber mitbestimmen...“

Aus dem Interview C ging hervor, dass es dem Team im Zentrum am Herzen liegt, mit den Jugendlichen und den Kindern zusammen nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Die interviewte Fachperson erklärte uns, dass die Jungen bald einmal auf eigenen Füssen ständen und deshalb relativ früh lernen müssten, eigene Entscheidungen zu treffen.

„Und dann versuchen wir lösungsorientiert mit dem Jugendlichen zu arbeiten. Wir haben nicht die Lösung parat für einen Jugendlichen, der morgens einmal nicht aufstehen kann, der ständig krank wird, der sich nicht mehr in der Gruppe einfügen kann und dann versuchen wir schon, mit ihm oder mit ihr Lösungsvorschläge zu be... ja herauszuarbeiten. Schrittweise.“

Es werden in diesem Zentrum auch immer wieder Diskussionen ausgetragen, verschiedene Meinungen angehört und abgeklärt, wo die Bedürfnisse sind. Es ist also nicht so, dass es eine vorgefertigte Lösung gibt, die man allen servieren kann. Die Fachperson spricht deshalb die vielen individuellen Lösungen an, die im Zentrum häufig vorkommen.

„(...) Und dann müssen wir immer von Fall zu Fall gucken wo ist so viel Selbstständigkeit und Eigenverantwortung vorhanden, dass dieser Jugendliche den Kurs nicht besuchen muss aber vielleicht zwei Stunden da frei hat, um sich mit anderen Sachen zu beschäftigen. So dass wir manchmal verschiedene Individuallösungen haben.“

Zusammenfassend lässt sich das von dieser Person folgendermassen beschreiben:

„Also Entscheidung wird ganz selten getroffen, ohne den Jugendlichen zuerst abgeholt zu haben.“

Die Person aus dem Interview D sprach mehrmals die Zielvereinbarungen an. In ihren Augen sei es zentral, dass die Jugendlichen für sich selber realistische Ziele setzten, die sich mit der Zeit und steigender Erfahrung auch stetig verändern würden. Sie wollten in dem Zentrum den jungen Leuten nicht irgendwelche Lösungen servieren, sondern diese mit ihnen zusammen aushandeln.

„Es ist schon so, dass man am Anfang Ziele macht, die ganz, ganz einfach sind. Wie räum dein Zimmer auf oder ich lüfte oder ähm ich gehe immer pünktlich in die Schule...so. Je länger, dass sie da sind, kann man dann diese Ziele auch mehr gewichten.“

Die beiden Betreuerinnen erzählten uns, dass sie die Bewohnerinnen so oft wie möglich in Entscheidungsprozesse einbezögen, sprachen aber auch die Grenzen der Partizipation an.

"Also das tönt für mich jetzt mehr so nach Partizipation also dass sie mitentscheiden können und so. Und das machen wir hier schon, das leben wir hier schon. Also dort wo es geht.""

„Gewisse Sachen sind einfach vorgegeben und da gibt es auch nicht so Handlungsspielräume. Gerade im Freizeitbereich dürfen sie viel mitentscheiden oder die (...) die Nationentage, das machen sie alles selber. Da geben wir ihnen nur einen Rahmen vor, also Zeit und ein Raum und ein Budget und dann können sie mit dem machen, was sie wollen.“

Indikator 3: Verantwortung übertragen

Dieses Stichwort wird in den allermeisten befragten Zentren grossgeschrieben. Wir haben festgestellt, dass die jungen Leute relativ früh, manchmal schon direkt nach ihrer Ankunft ein sehr hohes Mass an Selbstverantwortung zeigen. Dies wird vom Betreuungspersonal fast aller untersuchten Zentren noch gefördert.

Die Fachperson aus dem Interview A beschreibt dies wie folgt:

„(...) ich denke, dass die verglichen mit Schweizer Jugendlichen in dem Alter ich denke, sie haben ganz andere Fähigkeiten. Sie sind in einer extrem hohen Selbstverantwortung unterwegs.“

Meist hat das zwei Gründe: Zum einen sind die Kapazitäten der UMA-Zentren nicht ausreichend, die pädagogische Betreuung enger zu gestalten. Zum anderen müssen die jungen Menschen sehr früh lernen, auf eigenen Beinen zu stehen, da es keine Eltern gibt, die für sie sorgen, und sie auf sich alleine gestellt sind oder gar zurückreisen müssen.

Im Interview B spricht die befragte Betreuerin diese begrenzten Kapazitäten einige Male an. Auch wenn sie wollte, könne sie die Kinder und Jugendlichen beispielsweise aus ressourcentechnischen Gründen nicht immer zu Arzt- oder Behördenterminen begleiten.

„Also ähm zum Beispiel zur Gynäkologin, begleite ich sie immer das erste Mal. Und dann vorher zeige ich (...) ich habe so eine Mappe, wo alles gemalt ist. Mit diesem Stuhl und was genau passiert. Und dann müssen sie halt dann alleine gehen.“

Sie spricht oft mit den Mädchen und Knaben, um sie auf die bevorstehende Selbstständigkeit ein wenig vorzubereiten. Aus bestimmten Situationen hält sie sich aber bewusst raus.

„(...) oft fragen sie mich auch so, so moralische Sachen, ob ich das gut finde oder dann halte ich mich raus, dann sage ich: Das musst du für dich wissen, und du musst in den Spiegel schauen können.“

Zum Thema Verantwortung äussert sie sich folgendermassen:

„Ja, also (hustet). Verantwortung; Sie müssen äh, quasi alles, das mit dem Haushalt zu tun hat: Zimmer putzen, wir, äh, leiten sie quasi an, wie man putzt. Das wissen ja viele auch nicht, wie man bei uns putzt. Dann wie man sonst ähm, äh, Pünktlichkeit, immer kochen, all so Zeugs halt.“

Wir haben bereits das Boroboy-System angesprochen, das ein einem Zentrum angewendet wird. Im Interview D erklärten sie uns, wie dies genau funktioniert. Ein Jugendlicher, der schon länger im Zentrum sei, könne eine „Ausbildung“ zum Boroboy machen. Bei absolviertem Kurs oder Ausbildung erhalte man sogar eine Art „Diplom“. Der Boroboy sei dann zuständig für UMAs, die neu im Zentrum ankämen, zeige die Räumlichkeiten, erkläre wie der Tagesablauf aussehe, was es für Regeln gebe und Ähnliches. Dadurch sollen die jungen Leute lernen, Verantwortung zu übernehmen, und ihr Selbstwert soll gestärkt werden.

„Ähm wir arbeiten auch so, dass es so einen „Boroboy“ gibt, das ist so ein bisschen das „Göttisystem“. (...) Also einer, der schon länger da ist und ein bisschen besser Deutsch kann, ist der Übersetzer und soll ihn auch in dieser Anfangszeit unterstützen und ihm eigentlich alles zeigen.“

Die Jugendlichen und Kinder in diesem Heim lernen sehr schnell, für sich selber Verantwortung zu übernehmen und zu sorgen.

„(...) wir haben einfach zu wenig Kapazität. (...) Ja und auch für später. Wenn sie hier raus sind, müssen sie auch selber kochen. Und darum müssen sie das auch irgendwie lernen ja.“

Auch im Interview E aus dem gleichen Zentrum wird dieser Fakt angesprochen.

„Ja. Sie erhalten äh, ihr Essensgeld, das Sackgeld, und das Kleidergeld. Und damit müssen sie selber „kutschieren.“

Im Interview F wird deutlich, dass die jungen Leute mit einer hohen Selbstverantwortung unterwegs sind. Die befragte Person geht davon aus, dass die Mädchen und Jungs diejenigen sind, die an ihrer Situation etwas verändern können. Die Fachperson sieht sich eher in einer Unterstützungsrolle und versucht, sich stets darüber im Klaren zu sein, dass die Flüchtlingskinder so schnell wie möglich für sich selber sorgen können. Dies, obwohl viele von ihnen teilweise sehr schwierige Dinge durchlebt haben. Sie dürfen seiner Ansicht nach nicht allzu lange in einer Opferrolle „verweilen“.

„(...) Wir schieben die Jugendlichen nicht in eine Opferrolle... (...) Sicher haben Gewisse einen schwierigen Weg hinter sich, aber leider können wir hier diesen Aspekt nicht umwandeln oder ändern. Das ist das Erlebte von ihnen, und wir können zuhören, wir hören sehr viel zu, aber wir haben nicht die Macht, es zu ändern. Und wer etwas ändern kann, ist der junge Mensch selber. Wir können damit arbeiten, mit seinem Erlebten, externe Hilfe zur Verfügung stellen, es gibt, es hat gewisse Dinge, die Professionalität beanspruchen, um ihnen beim Weiterkommen zu helfen.“

Indikator 4: Zu Erfolgserlebnissen verhelfen

Wir finden, dass das Boroboy-System mit der Erlangung eines Diploms unter diese Kategorie fällt. Die Jugendlichen lernen etwas und erhalten dafür Anerkennung und ein Diplom. Im Interview D erfuhren wir, dass die jungen Leute teilweise sehr stolz darauf sind, wenn sie ausgebildete Boroboys sind.

„Also eigentlich schon. Es findet auch so ein Kurs statt, eine Schulung, wo sie dann alle ein Diplom bekommen, dass sie in Führungszeichen ein ausgebildeter „Boroboy“ sind. Und auf das sind sie meistens ziemlich stolz.“

Im Interview E erfuhren wir ein wenig über die Zusammenarbeit mit anderen Schulklassen in der Region. Die interviewte Person hat das Beispiel eines Theaterstücks ins Feld geführt, das die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden mit einer Klasse der Oberstufe zusammen geprobt haben. Dies war laut der Aussagen des befragten Betreuers ebenfalls ein kleines Erfolgserlebnis.

„So zwei Wochen haben die Jugendlichen ein Theaterstück geprobt, das dann unten auf dem Dorfplatz aufgeführt worden ist. Ähm, man hat... im Oktober einen Tag der offenen Tür gemacht, und dort in der Vorbereitung mit einer Gymnasialklasse Vorbereitungsarbeiten gemacht.“

Indikator 5: Soziale Beziehungen bereitstellen

Zu diesem Indikator fanden wir in fast allen Interviews Belege dafür, dass die Betreuungspersonen sich Mühe geben, den UMA auch ausserhalb der verschiedenen Zentren ein gewisses Mass an sozialen Kontakten bereitzustellen. Alle befragten Personen sprachen die Wichtigkeit dieses Punktes meist von sich selber aus an.

In dem Zentrum, in dem die Interviewpartnerinnen B und C tätig sind, werden regelmässig Ausflüge geplant und durchgeführt. Aufgrund der beschränkten finanziellen Ressourcen kommt es nach ihren Aussagen auch oft vor, dass „nur“ ein Spaziergang unternommen werde. Hauptsache, die jungen Menschen kämen mal raus aus dem Zentrum, nicht zuletzt auch, um Menschen ausserhalb kennen zu lernen und im besten Fall Kontakte zu knüpfen. Interviewpartnerin C hat folgende Beispiele erzählt:

„(...) wir machen jede Woche Exkursionen in der Umgebung, damit sie nicht nur hier im *** sind, sondern auch ja sehen, wie sieht's ausserhalb aus und ein bisschen Kontakte knüpfen. Wir besuchen Museen, machen Spaziergang, ähm und Sport ist auch festes Programm, jede Woche.“

„(...) wir versuchen dann immer so ´ne Begegnung, nennen wir das. Also wo wo die Klasse ´ne Begegnung hat mit unseren Jugendlichen durch meistens machen wir das durch Animation, Spiele oder durch Sport in der Turnhalle.“

Im Interview E wurde von dem Theaterstück gesprochen, das bereits erwähnt wurde. Er hat dieses Ereignis in guter Erinnerung behalten und sprach später von einer „lässigen“ Zusammenarbeit, auch wenn der Kontakt nicht sehr nachhaltig sei, wie er hinzufügte.

Es wird auch oft mit Vereinen aus der Region gearbeitet. Die Fachperson aus dem Interview F erklärte, dass er und sein Team sehr viel Wert darauf legen würden, dass die Jungen und Mädchen in Vereinen oder Clubs oder auch, wenn möglich, in der öffentlichen Schule Freundschaften knüpften und Leute kennen lernen könnten. Er sieht dies als grosse Chance für eine gelingende Integration.

„Mehr zum Beispiel mit dem, hier mit der Jugend in *** arbeiten wir ein bisschen. Dass die Jungen dort den Leuten begegnen können. Mit so allerlei, allerlei, wie sagt man, mit Vereinen.“

Aus demselben Zentrum bestätigen diese Bemühungen die Betreuerinnen aus dem Interview F. Sie führen noch als Beispiele Sommerjobs oder Freiwilligenarbeit auf. Einige der Jungen und Mädchen hätten die Chance, beispielsweise in einem Festival zu jobben. Dafür würden sie auch bezahlt. Dies stelle eine wichtige Ablenkung zum Leben im Zentrum dar und werde von den Jugendlichen rege genutzt, wie uns versichert wird.

„Wir arbeiten mit, ich weiss auch nicht, zum Beispiel mit anderen Schulen auch manchmal, Ausstellungen, die wir mit den Jungen machen. Oder zum Beispiel im Sommer. Manche Kollegen bieten uns Jobs, kleine Sommerjobs, wie Gartenarbeiten in der Gemeinde an. Ähh... oder während den Festivals, etwa in *** wo sie arbeiten gehen, aufräumen... Dinge, die eher extern sind. Wir versuchen das Maximum, um sie zu integrieren. Wir versuchen sie auch dazu zu bewegen, Freiwilligenarbeit zu leisten. Und daneben, ist es wahr, dass die, die in den Klassen integriert sind, äh, wie sagt man... in der obligatorischen Schule, dort haben sie bereits Kontakte.“

Indikator 6: Altersangemessene Erwartungen

Im Interview A sprach die Fachperson mehrmals von sich aus diese Problematik an. Er erzählte in der Befragung, dass das Zentrum früher geführt worden sei wie ein Durchgangszentrum für erwachsene Asylsuchende. Das habe auch bedeutet, dass die Minderjährigen unter anderem selber waschen, kochen und dergleichen tun mussten. Er hielt dies für nicht tragbar. Das sei mit ein Grund, weshalb die Leitung des Zentrums nun wechsele. Er sprach mehrmals davon, dass es stets darauf ankomme, ob ein UMA als ein „UM“ (unbegleiteter Minderjähriger) oder einfach als ein „A“ (Asylsuchender) angesehen werde. Für ihn seien es in erster Linie Minderjährige, und diese sollten auch so behandelt werden.

"Und ich habe ganz klar die Meinung, dass man Aufgaben an die Jugendlichen delegieren kann, aber das Essen ist wichtig, dass wir das einfach kochen. (...) Und das kann man nicht delegieren. Man kann nicht einfach sagen, die Jugendlichen sollen selber schauen. Und dann haben sie halt nichts gegessen. Das geht nicht."

Mit dem Zweiphasenmodell will man die Jugendlichen auch schrittweise in die Selbstständigkeit entlassen. Es sei jedoch wichtig, so die Betreuerin aus dem Interview B, dass sie eine gewisse Gewöhnungsphase durchlaufen könnten und nicht ins kalte Wasser geworfen würden.

„(...) und dann nach einem halben Jahr erhalten sie ein wenig mehr Geld, und dann können sie selber kochen. (...)“

Die Person aus dem Interview E liess uns wissen, dass viele der Kinder und Jugendlichen morgens nichts essen. Im Zentrum, das die Person leitet, hat das Betreuungspersonal deshalb vereinbart, dass den jungen Leuten ein Snack für die Pause bereitgestellt wird, damit sie nicht mit leerem Magen in der Schule sitzen.

„Sie müssen also um viertel nach Acht geputzt und gekämmt sein. Die wenigsten essen zum Voraus etwas. (...) Man hat dem so entgegengewirkt, dass wir ihnen in der Zünipause einen kleinen Znüni zur Verfügung stellen. Dass sie überhaupt bis am Mittag ein Brot bekommen.“

Zudem wird auch je nach Alter bestimmt, wann die Kinder und Jugendlichen zurück im Zentrum und im Bett sein sollen, damit sie am nächsten Tag fit für die Schule sind. Dazu würden auch Kontrollen durchgeführt, so die Person aus dem Interview E.

„(...) die unter 15-Jährigen müssen um neun Uhr hier sein. (...) Dann müssen sie zuhause sein. Und die über 15-Jährigen um elf Uhr. Dort gibt es dann auch Kontrollen, wo die Nachtwache oder der Spätdienst noch mal durch die Zimmer geht und schaut, ob alle da sind.“

Indikator 7: Zukunftsglauben vermitteln

Wir haben gemerkt, dass dies ein sehr schwieriger Punkt in den UMA-Zentren ist und teilweise eine Gradwanderung darstellen kann. Man soll die Jugendlichen ermutigen, will ihnen aber gleichzeitig keine falschen Hoffnungen machen. Im Folgenden wird dies anhand einiger Beispiele aus der Praxis gut deutlich.

Eine Betreuerin spricht beispielsweise diese Gradwanderung an (Interview C):

„Und wir wollen denen nicht ähm, ähm falsche Hoffnungen machen, dass sie jetzt hier, sie sind jetzt zwar hier sicher angekommen, aber das ist auch nur eine Übergangszeit. (...) Und dann kommt so eine Phase, wo man dann beginnen kann, über die Zukunftsperspektiven zu sprechen. Und die sind ja die meisten nicht in deren Sinne. Also wir müssen denen auch sagen, du kommst aus einem Land, wo es gewöhnlicherweise, wo kein Asyl gegeben wird. Und wir müssen uns zuerst drüber unterhalten, was machst du in den Jahren, in denen du hier bist, wir wissen natürlich nicht, ob du bleiben kannst oder nicht, das ist nicht unsere Entscheidung, aber erfahrungsgemäss können äh UMA aus Guinea oder Gambia oder Senegal nicht in der Schweiz bleiben. Und dann sind sie erst mal ziemlich verloren. Tauchen in eine Depression ein.“

Wir haben während des Gesprächs gemerkt, dass es der befragten Betreuerin schwer fiel, „richtig“ oder angemessen auf Zukunftsfragen seitens der UMA zu reagieren. Sie sprach auch davon, dass viele depressiv würden, sobald sie merkten, dass sie bald zurückgeschickt werden könnten.

"Es äh und. Ganz schwierig ist es, den Jugendlichen darauf vorzubereiten. Dem Jugendlichen auch äh ein realistisches Bild zu geben. Welche Möglichkeiten haben sie hier. Ähm wir müssen's tun, das ist unsere Aufgabe und gleichzeitig muss man aufpassen, dass sie dann nicht in eine tiefe Depression geraten, so dass sie ihren Alltag gar nicht mehr bewältigen können."

Die Person aus Interview E spricht davon, dass es ein Ziel sei, mit den Jugendlichen zusammen Anschlusslösungen zu finden, damit sie vielleicht sogar eine Ausbildung machen könnten. Falls das nicht möglich sei, werde nach neuen Möglichkeiten gesucht.

„Ja, also wir versuchen mit ihnen Vorbereitungen auf irgendeine Ausbildung zu schaffen. (...) Ähm, mit ihnen dann so versuchen, einen Weg zu finden, wenn sie dann auch einfach keine Lösungen sehen."

Indikator 8: Routine

Die meisten befragten Personen haben von einer strikten Tagesstruktur gesprochen, auf die im Zentrum Wert gelegt wird, um den jungen Menschen eine Stütze zu bieten und Sicherheit zu vermitteln, aber auch, um sie auf ein Leben in der strukturierten Schweiz vorzubereiten.

Im Interview A legte die Fachperson beispielsweise grossen Wert darauf, dass bei einem UMA so schnell wie möglich eine Tagesstruktur vorhanden sei.

"Also wenn jetzt ein Jugendlicher am Mittwoch kommt, ist er am Donnerstag bereits in der internen Schule. Weil die Tagesstruktur ist uns extrem wichtig, der Tag-Nachtrhythmus muss gewährt werden, dass so ein Zentrum überhaupt betrieben werden kann, so. Und die interne Schule ist eine Methodik dazu." (...)

Die Betreuerin aus dem Interview B hat ebenfalls die Tagesstruktur angesprochen:

"Also wir... Also sie haben eine obligatorische Tagesstruktur, wo sie verschiedenste Sachen lernen. (...)"

Die beiden Betreuerinnen aus dem Interview D liessen uns wissen, dass sie es sehr schwierig fänden, wenn eine Jugendliche nicht kooperiere und sich beispielsweise dem Tagesablauf verweigere, da einem in einer solchen Situation die Hände gebunden seien. Dies unterstreicht unserer Ansicht nach die Wichtigkeit einer solchen Tagesstruktur.

"(...) mit einem Jugendlichen, der sich jetzt hier entzieht, der kann sonst nirgends hin, oder? Der ist dann einfach da und hat keine Tagesstruktur, weil er sich einfach verweigert. Aber irgendwie, ja ist dann das etwas, was ich auch schwierig zum Aushalten finde."

Zuletzt haben uns die beiden Personen aus dem Interview G einen typischen Tagesablauf in ihrem Zentrum erklärt, damit man sich besser vorstellen kann, was den ganzen Tag über läuft. Ein wichtiger Faktor für die tägliche Routine stellt die interne und externe Schule dar.

"Also wir haben im Prinzip zwei Arbeitsteams neben der Nachtwache. Eine Equipe beginnt um äh, sieben Uhr morgens, bis ähm, vier Uhr nachmittags (...) sind wir da, um die Leute zu wecken, sie auch ein bisschen zu begleiten, bis sie zur Schule gehen, und dann machen wir eher administrative Arbeiten. (...)"

„(...) Danach haben wir Mittagszeit, wo die Jungen von der Schule zurückkommen. Dann essen wir mit ihnen und organisieren das Studium. (...) Bis sie wieder zur Schule gehen. (...) Und gegen vier Uhr sind die Jugendlichen hier. Wir ähm, begleiten sie bei schulischen Sachen, oder wenn es ausser schulische Dinge gibt, helfen wir auch. Und ja... Auch das Studium, und während dem Abend einige machen Hausaufgaben, oder haben Ämtchen. Das überwachen wir auch ein bisschen. (...) Während den Wochenenden auch, wir sind auch am Wochenende hier. Wir schlagen Aktivitäten vor. Ja... Schlittschuhlaufen oder so kleine Dinge..."

In den restlichen Zentren haben wir während unserer Rundgänge erfahren, dass dort ebenfalls gewisse wiederkehrende Abläufe und eine geregelte Tagesstruktur vorhanden sind, auf denen sehr grossen Wert gelegt wird.

Indikator 9: Hobbies

In den meisten Zentren wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Minderjährigen eine Freizeitbeschäftigung zu ermöglichen. Zum Teil wurde auch darauf geachtet, dass dieses Hobby ausserhalb des Zentrums ausgeübt werden kann. Punkto Finanzierung ist es jedoch teilweise schwierig, beispielsweise den Mitgliederbeitrag eines Sportvereins zu bezahlen.

Im Zentrum von Interview A wird sehr darauf geachtet, dass es den Jugendlichen ermöglicht wird, ein Hobby auszuführen. Die befragte Person führt als Beispiel einen jungen Mann ins Feld, der viel Bewegung braucht:

"Mit einem Jugendlichen haben wir gesagt, der braucht eigentlich Beschäftigung, Ablenkung, Bewegung, das ist es, was er braucht, so auf Grund seiner Geschichte und dort haben wir organisieren können mit umliegenden Sport also Fussballclubs, dass er in einem Fussballclub zwei Trainings hat, im anderen Fussballclub zwei Trainings hat und am Samstag noch an einen Match gehen kann. So hat er ein fünftägiges Sportprogramm. Wo wir aus der Region heraus installiert haben."

Es werden in diesem Zentrum auch intern Sport und andere Freizeitangebote zur Verfügung gestellt, die die jungen Leute selber auswählen dürfen.

"(...) entweder kommt es vor, dass wir in die Turnhalle gehen oder irgendwie haben wir eine Person, die Kampfkunstunterricht gibt, oder andere, die machen dann Zeichenunterricht oder wir bieten Hausaufgabenunterstützung an. (...)"

In diesem Zentrum wurde Sport auch mit Identitätsbildung verbunden, was wir einen hoch interessanten Link finden.

"Wie kann man das Übersetzen ins Leben, was heisst beim Klettern, sich auf jemanden zu verlassen? Was heisst das im Leben? So einfach, eher so alltagsmässig auf die Jugendlichen transferiert. Und das sind eigentlich so Sachen, wo man sagen kann, da arbeiten wir mit dem Kindwohl, im Sinn, es geht um eine Identitätsbildung, eine nachhaltige. Wer bin ich, was kann ich, woher komme ich."

In anderen Zentren werden regelmässig Theateraufführungen geprobt, mit Jugendvereinen zusammengearbeitet oder Sportveranstaltungen durchgeführt. Diese Möglichkeiten wurden in vorangegangenen Zitaten bereits erläutert.

6.2 Synthese

In der folgenden Synthese werden wir die gewonnen Daten analysieren und die Erkenntnisse der einzelnen Zentren miteinander vergleichen. Zudem werden wir hier vor allem bei der Auswertung der zweiten Hypothese Rückschlüsse auf die Theorie ziehen.

6.2.1 Diskussion der ersten Hypothese

Die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden wird erschwert durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, Sprachbarrieren und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund unsicheren Aufenthaltsstatus.

Je nach Kanton ist das Aufnahmealter der Kinder und Jugendlichen anderes geregelt. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass frühestens Kinder ab dem zwölften Lebensjahr in den Zentren aufgenommen werden. Ein Zentrum (F) berichtete davon, dass sie auch schon sehr kleine Kinder im Zentrum gehabt hätten, es sich dabei aber um Ausnahmefälle gehandelt habe. Sind die Kinder unter 12 Jahre alt, werden sie meistens in Pflegefamilien platziert. Die Altersspannbreite in den UMA-Zentren befindet sich zwischen dem 14. und dem 17. Lebensjahr. Nach dem 18. Lebensjahr müssen alle Jugendlichen das UMA-Zentrum verlassen.

Der Beziehungsaufbau gestaltet sich in allen Zentren, in denen eine Befragung durchgeführt wurde, ähnlich. Es gibt zuerst eine Art Erstgespräch, in dem vor allem über strukturelle Gegebenheiten informiert, der junge Mensch willkommen geheissen und mit dem Nötigsten versorgt wird. Zur Übersetzung werden in allen Zentren Jugendliche beigezogen, die dieselbe Sprache sprechen wie der Neuankömmling. Einige der Fachpersonen sprachen jedoch diesbezüglich die Schwierigkeit an, dass in einem Erstgespräch auch häufig heikle und sehr persönliche Themen, beispielsweise eine Vergewaltigung (B) zur Sprache kommen könnten. Dies sei eine unangenehme Situation für die Jugendliche, die angekommen sei und auch für die Übersetzerin. Deswegen wird überall versucht, dass die übersetzende Person nur strukturelle und rein informative Gespräche übersetzt. Bei weiterführenden persönlicheren Themen wird teilweise eine externe Übersetzungsperson organisiert, beispielsweise eine Person aus der Gemeinde. Einige befragte Personen greifen auch auf andere, nicht sprachbedingte Kommunikationsmittel wie Gestik, Mimik oder Gestaltung zurück (Interviews B und G).

Mit der Zeit könne man auch immer tiefgründigere Gespräche mit den jungen Leuten führen, so die Aussage von mehreren Betreuerinnen, da die UMA meist schnell und gerne eine Landessprache erlernen.

In allen Zentren, ausser im letzten (Interviews G und F), wurde die pädagogische Betreuung als wenig eng beschrieben. Nur die Personen aus dem Interview G und F bezeichneten ihr Verhältnis zu den Kindern und Jugendlichen als familiär. In einem Interview (B) kam einmal von der befragten Person noch die Aussage, dass sie sich in einer Elternrolle empfinde. Die restlichen Interviews können so zusammengefasst werden, dass sich die Betreuerinnen eher von einem „familiären“ Verhältnis distanzieren wollen und sich nicht in der Rolle der Ersatzeltern sehen.

In mehreren Interviews (B und E) wurde der Vergleich zu einem Jugendheim mit Schweizer Jugendlichen hergestellt, als der Betreuungsschlüssel im UMA-Zentrum thematisiert wurde. Als dementsprechend weniger konstant beschreiben diese Personen auch die Beziehung zu den Minderjährigen. Uns wurde bewusst, als wie wenig eng sich die UMA-Betreuung eigentlich äussert. Das empfanden wir als interessanten Vergleich.

Wir haben in allen befragten Zentren von allen Professionellen erfahren, dass es in der pädagogischen Betreuung von UMA immer wieder schwierige Situationen gibt.

Die asylrechtlichen Rahmenbedingungen wurden vom Grossteil der interviewten Personen als schwierig beschrieben. Nicht alle Personen wollten sich dazu jedoch näher äussern. Was jedoch klar ist, ist der Fakt, dass die Jugendlichen in allen Zentren meist einen N-Status haben, in seltenen Fällen einen F-Status. Dies erschwert vor allem schulische und berufliche Perspektiven, aber teilweise auch den Beziehungsaufbau. In mehreren Interviews (C/D/F) wurde uns bestätigt, dass mit dem Asylentscheid bis zum 18. Lebensjahr gewartet werde und die meisten anschliessend einen negativen Entscheid erhielten.

Viele der in den Zentren tätigen Betreuerinnen erklärten uns, dass sie Mühe damit hätten, die Jugendlichen nach einer gewissen Zeit nicht weiter unterstützen zu können. (E/C) Nicht zu wissen, wie der Asylentscheid ausgehe und wohin die Jugendlichen nach Vollendung des 18. Lebensjahres hinkämen, wurde von allen Betreuern, die dies thematisiert haben, als belastend beschrieben. Ausserdem sprachen sie die Thematik der fehlenden Anschlussmöglichkeiten/Zukunftsperspektiven an.

Der schwierige Beziehungsaufbau hat jedoch noch einen weiteren Grund, der mit Vertrauen zu tun hat, und den wir vor Beginn der Auseinandersetzung mit der vorliegenden Thematik nicht berücksichtigt hatten: Viele der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden bringen die Betreuungspersonen mit ihrem Asylentscheid und mit Bern generell in Verbindung, was sie teilweise sehr skeptisch werden lässt. Etwa die Hälfte der befragten Personen hat dies als pädagogische Herausforderung beschrieben (F/D/B/G).

In allen Zentren wurde auf die Thematik der Traumatisierung eingegangen. Die Interviewpartnerinnen (B/C) gaben an, dass die meisten Jugendlichen traumatisiert seien. In diesem Zentrum werden die Jugendlichen teilweise zu ihrer Fluchtgeschichte befragt, und es findet eine enge Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie statt. Laut der Interviewpartnerin (C) würden viele Jugendliche diese Unterstützung verweigern, was auf die fehlende Einsicht zurückzuführen sei. Die Interviewpartnerin B liess verlauten, dass fast alle Mädchen vergewaltigt worden seien. Dies ist laut unserer Theorie ein sehr traumatisches Erlebnis. Das hat unter anderem folgenden Grund: Hepp (2008, 145) führt ins Feld, dass traumatisierende Erlebnisse, die direkt von Personen

verursacht werden, wie personelle Gewalt oder sexuelle Übergriffe für Opfer schwerer zu ertragen sind, als Naturkatastrophen oder Unfälle.

In den drei weiteren Zentren wird die Vergangenheit der UMA nicht direkt in den Betreuungsalltag mit einbezogen. Erzählen die Kinder und Jugendlichen von ihren schweren Schicksalen, hören die Betreuungspersonen zu und bei Bedarf werden weitere Fachpersonen ins Boot geholt. Der Interviewpartner (F) bestätigt, dass es schwierig sei, geeignete Fachpersonen zu finden, die sich mit der Migrationsthematik auskennen würden. In der Betreuungsarbeit wird nach vorne geschaut (D/F) mit der Begründung, dass die Kinder und Jugendlichen bereits anderen Instanzen ihre ganze Geschichte preisgeben mussten.

Alle Interviewpartner geben an, dass die finanziellen Ressourcen in den UMA-Zentren sehr knapp ausfallen. Dies wirkt sich vor allem auf den kleinen Betreuungsschlüssel, auf die individuellen Spezialangebote und die Freizeitbeschäftigung aus.

Somit wurde unsere Hypothese bestätigt, dass die sozialpädagogische Betreuung durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, die Sprachbarriere und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund unsicheren Aufenthaltsstatus erschwert wird. Jedoch kommen weitere wichtige Komponenten, nämlich die fehlenden finanziellen Ressourcen, das oftmals fehlende Vertrauen sowie Traumatisierung gewisser Jugendlicher hinzu, welchen wir am Anfang unserer Arbeit keine Aufmerksamkeit geschenkt haben. Des Weiteren kristallisierte sich eine weitere Schwierigkeit, nämlich das Misstrauen seitens der UMA, heraus. Viele Jugendliche bringen die Betreuungspersonen mit ihrem Asylentscheid in Verbindung, was die Beziehung negativ beeinflussen kann.

6.2.2 Diskussion der zweiten Hypothese

Das Resilienzkonzept gehört nicht zu den bestehenden pädagogischen Konzepten in den ausgewählten UMA-Zentren, es wird dort aber trotzdem resilienzfördernd gearbeitet.

Von den befragten Personen haben zwei (E und G) von neun Personen das Wort „Resilienz“ oder „resilient“ von sich aus in den Mund genommen, ohne von uns dazu befragt worden zu sein.

Erstaunlicherweise haben jedoch einige Befragte verlauten lassen, dass sie die Kinder und Jugendlichen als überdurchschnittlich selbstständig und robust bezeichnen würden im Vergleich zu Schweizer Jugendlichen im selben Alter (A, B und D).

Als wir die restlichen Personen darauf angesprochen haben, konnten alle erklären, um was es sich bei dem Konzept grob handelt. Auf die Frage hin, ob die Professionellen mit diesem oder einem ähnlichen Konzept im Zentrum konkret arbeiten würden, antworteten alle befragten Personen mit einem Nein. Die Gründe dafür sind unter anderem bei den mangelnden Ressourcen zu finden. Zudem wurde einmal erwähnt, dass die Konzepte noch in Bearbeitung seien, und deshalb nicht herausgegeben werden dürften (A).

In einigen Zentren wurden Arbeitsweisen beschrieben. Dies sind Vorgehensweisen, die die Professionellen bei der Arbeit mit UMA anwenden. Als Beispiele können das Zweiphasenmodell, das Bezugspersonensystem, das Boroboy-System, die

Sanktionenkataloge oder gewisse regelmässig stattfindende Gespräche und Zielvereinbarungen erwähnt werden.

Zu den aus der Tabelle von Wustmann entnommen resilienzfördernden Massnahmen konnten wir in allen Zentren einiges entnehmen. Es stellte sich heraus, dass viele der von Wustmann beschriebenen Massnahmen direkt oder indirekt angewendet werden.

In restlos allen Zentren wird den Jugendlichen relativ viel Verantwortung übergeben. Sie müssen meist selber kochen, einkaufen und mit einem gewissen Geldbetrag selbstständig haushalten. Das hat verschiedene Gründe. Zum einen reichen die personellen Ressourcen nicht aus, um die minderjährigen Flüchtlinge in einem allzu hohen Mass in der Alltagsbewältigung zu unterstützen. Zum anderen ist es von den Professionellen ein grosses Ziel, die jungen Leute möglichst bald in die Selbstständigkeit zu entlassen, da diese sehr schnell für sich alleine sorgen müssen, wenn sie in die Gemeinden verteilt werden oder volljährig sind. Der Grossteil der Jugendlichen in den befragten Zentren ist 15 Jahre alt oder älter, was bedeutet, dass sie meist kurz vor der Volljährigkeit stehen und bald in die noch weniger betreuten Erwachsenenstrukturen übergehen müssen.

Das Zubereiten der Mahlzeiten, um hier ein konkretes Beispiel zu nennen, wird von den verschiedenen Zentren unterschiedlich gehandhabt. Im Interview A erklärte uns die Person, dass nach dem neuen Konzept für die jungen Leute gekocht werde, da sichergestellt werden müsse, dass sie etwas zu sich nähmen, und dass es sich sonst um eine nichtaltersadäquate Betreuung handeln würde. Die frühere Leitung des Zentrums habe dies vernachlässigt und die Minderjährigen wie Erwachsene behandelt.

Im Interview B und C stellte sich heraus, dass das Kochen mit den zwei Phasen zusammenhängt. Sobald die UMA älter sind, steht ihnen mehr Geld zur Verfügung, mit dem sie dann auch einkaufen und kochen müssen. Am Anfang können die Jungen und Mädchen jedoch noch von der Gemeinschaftsküche profitieren.

Im Zentrum aus Interview D und E wird generell nicht gekocht. Das wird den jungen Leuten selber überlassen aus den oben genannten Gründen.

Aufgrund dieser Aussagen zur Verantwortung können auch zu altersadäquaten Erwartungen Rückschlüsse gezogen werden.

Im Interview E fanden wir dazu ein schönes Beispiel. Die Person erzählte uns, dass sie manchmal auch Kinder um die elf Jahre bei ihnen hätten. Für diese Kinder wäre es seiner Ansicht nach beispielsweise noch schön, wenn man sie ins Bett bringen und eventuell noch eine Geschichte vorlesen würde. Auf solche und ähnliche Bedürfnisse könne aber leider nicht eingegangen werden.

Oft können die Jugendlichen nicht in sehr viele Entscheidungsprozesse eingebunden werden, da es interne Strukturen zu befolgen gibt. Alle Professionellen versuchen aber, dass die jungen Menschen so oft wie möglich mitentscheiden können, sei es, wenn es um eine berufliche Anschlusslösung, Freizeitbeschäftigung oder Ähnliches geht.

Viele der jungen Leute werden vom Betreuerteam ihres Zentrums darin unterstützt, einer Freizeitbeschäftigung nachzugehen. Nach Möglichkeit sollte diese ausserhalb des jeweiligen Zentrums stattfinden, damit die Jugendlichen auch einmal mit anderen jungen Menschen in Kontakt kommen können, so einige der Betreuungspersonen.

Die Hobbies sind meist im Sportbereich anzusiedeln und reichen von Kampfsport über Fussball oder andere Mannschaftssportarten.

Wie aus der Theorie zu entnehmen ist und von unseren beiden Resilienzexpertinnen so bestätigt worden ist, bilden soziale Kontakte einen wesentlichen Bestandteil für die Entwicklung einer resilienten Lebensweise. In allen befragten Interviews konnten wir erkennen, dass dies auch so wahrgenommen wird. In allen Zentren wurden Projekte gestartet oder auf andere Weise versucht, mit jungen Leuten aus dem Quartier eine Zusammenarbeit zu lancieren. In zwei Zentren (Interview D/E und F/G) wurde der ortsansässige Jugendverein angesprochen, mit dem zusammen Sportevents oder Theater durchgeführt wurden. Im Zentrum aus Interview F/G haben die Minderjährigen sogar die Chance, Freiwilligendienst oder bezahlte Jobs anzunehmen und in anderen Gemeinden arbeiten zu gehen, wenn sie das wollen.

Die Gradwanderung zwischen dem Versuch, den jungen Leuten Zukunftsglauben zu vermitteln, sie nicht zu desillusionieren, aber sie dennoch mit der Realität zu konfrontieren, wurde in allen Zentren thematisiert und als Hürde wahrgenommen.

Die Ziele der Resilienzförderung sind laut Corina Wustmann (2004, 133ff) eine Stärkung des Selbstvertrauens, eine positive Selbsteinschätzung, Förderung der Problemfähigkeit, Vermittlung von Optimismus und Kontaktfähigkeit, um einige zu nennen. Es ist nun gut vorstellbar, dass die Flüchtlingskinder diese Eigenschaften für beide Szenarien gebrauchen können, die ihnen widerfahren können. Egal, ob sie in der Schweiz bleiben dürfen oder nach Hause reisen müssen, die aufgezählten Attribute werden sicherlich dazu beitragen, dass sie ihrer Zukunft gestärkt und selbstbewusster gegenüber treten können. Fraglich jedoch bleibt, in welchem Ausmass diese Ziele in Wirklichkeit in der Praxis angegangen werden können.

Somit kann die zweite Hypothese hiermit bestätigt werden. In den Zentren wird nicht von Resilienzförderung gesprochen. Trotzdem fanden wir in den Aussagen zahlreiche Belege dafür, dass die innere Widerstandskraft der jungen Flüchtlinge im Alltag der Zentren gestärkt wird.

7. Schlussfolgerungen

Nun kommen wir zu der Zusammenfassung der Ergebnisse aus der empirischen Untersuchung in einer schlussfolgernden Erläuterung.

7.1 Stellungnahme zur Forschungsfrage

Wie sieht die sozialpädagogische Betreuung unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender (UMA) in spezifisch ausgewählten Zentren der Schweiz aus, und ist das Resilienzkonzept eine Möglichkeit, um mit dieser Zielgruppe zu arbeiten?

Anhand der empirischen Untersuchung konnten wir darlegen, wie die sozialpädagogische Betreuung von UMA in der Schweiz in bestimmten Zentren aussieht. Wir hatten zu Beginn der Erarbeitung unserer Bachelor-Thesis eine, wenn auch ungenaue, Vorstellung davon, wie diese Minderjährigen betreut werden. Diese Vorstellungen wurden teilweise über den Haufen geworfen und mussten revidiert werden. Wir gingen mit der Sichtweise aus einem

Jugendheim an das Thema heran. Die Betreuung stellte sich jedoch bei Weitem als weniger eng heraus. Obwohl wir einige Punkte in unseren Hypothesen im Vorfeld als Schwierigkeit aufgeführt haben, war diese Aufzählung von Schwierigkeiten oder Problemen nicht vollständig. Es kamen finanzielle Engpässe hinzu, das teilweise vorherrschende Misstrauen seitens der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden und nicht zuletzt die Traumatisierung, die das Arbeiten mit der Zielgruppe erschweren können. Diese Punkte wurden in den allermeisten Interviews erwähnt und als Hürden wahrgenommen.

Grob lässt sich zusammenfassen, dass die meisten der besuchten Zentren mit einer ähnlichen Arbeitsweise an die Thematik herangehen. Einige Punkte unterscheiden sich jedoch frappant. Beispielsweise die Übertragung der Verantwortung an die jungen Leute, das Thema familiärer oder weniger familiärer Rahmen oder der Einbezug der Fluchtgeschichte in die pädagogische Betreuung unterscheiden sich teilweise wesentlich. Auffallend war, mit welcher Freude und mit wie viel Herzblut die Betreuerinnen und Betreuer an die pädagogische Arbeit mit den Flüchtlingskindern herangehen. Alle liessen verlauten, dass es sie glücklich macht, in einem UMA-Zentrum zu arbeiten, und sie dieses Arbeitsfeld als enorm interessant und abwechslungsreich empfinden. Jedes Zentrum machte auf uns einen sehr professionellen Eindruck, und wir verliessen die Befragungen stets mit dem Gefühl, dass hier das im Rahmen der vorhandenen Ressourcen Mögliche aus den jungen Leuten herausgeholt und für ihr Wohlergehen gesorgt wird.

Der zweite Teil der Forschungsfrage dreht sich um das Resilienzkonzept. Wir können diesen Teil der Frage mit einem mehr oder weniger deutlichen Nein beantworten. Es ist, so unsere Schlussfolgerung am Ende der vorliegenden Arbeit, schlicht nicht möglich, in einem UMA-Zentrum mit einem pädagogischen Konzept zu arbeiten. Es fehlen finanzielle und dementsprechende auch personelle Ressourcen, was sich an allen Ecken und Enden bemerkbar macht. Auch wenn einige der befragten Personen von sich aus preisgaben, dass „sicher mehr drin liegen“ würde in der pädagogischen Betreuung. Wir stellten überdies fest, dass es in den Zentren auch vielfach darum geht, den jungen Menschen existenzielle Dinge wie ein Dach über dem Kopf, warme Mahlzeiten und gegebenenfalls ein Mindestmass an Bildung zur Verfügung zu stellen. Viel Zeit für pädagogische Arbeit bleibt da nicht. Dies wurde auch in einigen Interviews durchaus deutlich so kommuniziert. Zudem ist es stets ein Ziel, die jungen Leute auf ein Leben auf eigenen Füßen vorzubereiten und fit für die Volljährigkeit zu machen. Dies muss schnell geschehen, da viele der Kinder und Jugendlichen kurz vor dem Erwachsenenalter stehen und somit vor dem Gesetz als ganz „normale“ Asylsuchende gelten.

Die Antwort auf unsere Forschungsfrage lautet nun folgendermassen:

Die Betreuung der UMA in den ausgewählten Zentren stellte sich als weniger eng heraus, als wir uns das vorgestellt hatten. Aufgrund finanzieller Engpässe sind kaum pädagogische Konzepte vorhanden.

Unseres Erachtens wäre die Stärkung der inneren Widerstandskraft durchaus ein erstrebenswertes Ziel für die Praxis, in der Umsetzung jedoch nicht einfach anzuwenden, da einerseits das Geld fehlt, und sich andererseits das Resilienzkonzept als schwer definierbar herausgestellt hat.

Abschliessend möchten wir einen kurzen Ausschnitt des Experteninterviews mit Frau Kauer aufführen, der unserer Meinung nach gut verdeutlicht, wobei es sich bei dem Begriff Resilienz in unserem jetzigen Verständnis handelt:

Einfach so eine humanistische, menschenfreundliche Weltanschauung beinhaltet dieses Konzept, an das Gute zu glauben gewissermassen als Haltung. Das glaube ich schon, dass es das irgendwie ist. Und das glaube ich auch, dass solch eine Haltung einem entgegenkommt. Also vielleicht ist man dann auch ein bisschen anfällig auf Enttäuschungen, weil die es halt dann von 2/3 der Fälle trotzdem gibt. Wenn man ein Kind oder einen Jugendlichen so lange begleitet, aber wenn so auch das Gegenüber merkt, was man für eine Grundhaltung hat ihm gegenüber. Das kann man, glaube ich, schlecht überspielen. Ob man die Menschen gern hat und an sie glaubt oder nicht.²³

7.2 Handlungsvorschläge

Wir haben unsere Handlungsvorschläge auf drei verschiedene Ebenen gegliedert. Auf der übergeordneten Ebene werden wir thematisieren, was sich auf politischer Ebene unserer Meinung nach ändern muss. Auf einer zweiten Ebene werden wir gesellschaftliche Rahmenbedingungen thematisieren. Auf der dritten, eher praktischen Ebene werden wir versuchen, konkrete Handlungsvorschläge für die Betreuung der UMA herauszuarbeiten.

7.2.1 Handlungsvorschläge auf politischer Ebene

Wir stiessen durch ständige Diskussionen untereinander immer wieder auf Gegebenheiten im asylrechtlichen System, die unserer Meinung nach nicht tragbar sind. Wir sind der Ansicht, dass Asylentscheide für unbegleitete minderjährige Asylsuchende in erster Linie viel zu lange dauern. In unseren Augen müssten die Gesuche der Minderjährigen prioritär behandelt werden, da hier mehr als sonst noch jeder Tag zählt. Es darf nicht sein, dass mit einem Asylentscheid bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres gewartet wird, wie dies momentan gängige Praxis in der Schweiz ist und auch von einigen Interviewpartnerinnen bemängelt wurde. Wenn die Asylentscheide schneller vorliegen würden, hätten die Sozialarbeitenden, die in der Betreuung mit UMA tätig sind, besser die Möglichkeit, die jungen Menschen auf die Zukunft vorzubereiten und ihnen das zu vermitteln, was sie in Zukunft am besten brauchen können. Es würde dort investiert, was in Zukunft vonnöten ist.

Was wir ebenfalls bemängeln ist der Fakt, dass alle Jugendlichen ab 18 Jahren als volljährig gelten. Bei der Auseinandersetzung mit der vorliegenden Thematik wurde uns jedoch bewusst, dass gerade bei jugendlichen Flüchtlingen die psychische Reife sehr stark variieren kann. Jeder Kinderflüchtling hat seine eigene, teilweise schlimme Geschichte durchgemacht. Wenn man sich kurz das Bild eines 18-jährigen Schweizer Jungen oder Mädchens vor Augen führt, alleine, und während mehrerer Jahre auf der Durchreise in verschiedensten Ländern in der ganzen Welt, ruft dies unserer Ansicht nach nicht ein beruhigendes Gefühl hervor. Es müsste vor allem psychologisch abgeklärt werden, ob und wann eine Rückreise oder der Übertritt in Erwachsenenstrukturen wirklich zumutbar ist, ohne sich dermassen auf eine Altersbegrenzung festzulegen.

²³ Ausschnitt Experteninterview H, Frau Kauer

Weiter empfanden wir das föderalistische System der Schweiz als erschwerend. Bei der Handhabung verschiedener Abmachungen, beispielsweise der Frage nach Beiständin und/ oder Vertrauensperson herrschen in den verschiedenen Kantonen unterschiedliche Handhabungen. Gerade jedoch bei einer dermassen verletzlichen Personengruppe bräuchte es dringendst einheitliche Lösungen, und zwar solche, die dem Kindwohl am ehesten gerecht werden, so unser Schluss.

7.2.2 Handlungsvorschläge auf gesellschaftlicher Ebene

Etliche Leute, vor allem Studentinnen und Studenten Sozialer Arbeit, fragten uns immer wieder nach dem Thema unserer Bachelorarbeit. Nicht sehr oft kam es vor, dass das Thema

den fragenden Leuten ein Begriff war. Oft war das Erstaunen den Menschen ins Gesicht geschrieben: „Was, sowas gibt es?“ Dies war durchaus keine seltene Reaktion. Auch wir beide stiessen nur durch Zufall auf das vorliegende Thema, auch uns war neu, dass Kinder und Jugendliche ganz alleine in der Schweiz ankommen. Es handelt sich natürlich bei dieser Personengruppe auch um einen vergleichsweise kleinen Teil des Asylwesens, quasi um eine Randgruppe innerhalb einer Randgruppe. Dementsprechend klein sind auch der Bekanntheitsgrad und vielleicht auch das Interesse. Trotzdem oder gerade deshalb wäre es uns ein Anliegen, diesen Sachverhalt zu ändern, die Leute über diese dermassen verletzliche Minderheit aufzuklären und zu sensibilisieren. Aufzuzeigen, dass es enorm wichtig ist, diesen jungen und meist sehr motivierten Leuten hier eine Zukunft zu bieten.

7.2.3 Handlungsvorschläge auf Betreuungsebene

An dieser Stelle soll noch einmal erwähnt werden, dass wir von der Arbeitsweise der betreuenden Fachpersonen in den UMA- Zentren enorm beeindruckt sind. Wir wissen, dass alles in ihrer Macht stehende getan wird, um die UMA zu fördern und zu unterstützen. Wir haben immer wieder festgestellt, dass es zudem ein Vorteil sein könnte, dass die einzelnen Zentren in der Schweiz sich von Zeit zu Zeit austauschen könnten. In jedem Zentrum stiessen wir auf extrem interessante und anscheinend auch gut funktionierende Vorgehensweisen in der Betreuungsarbeit. Eventuell könnte man voneinander profitieren, indem man Fachtagungen oder Besuche im jeweils anderen Zentrum organisieren würde.

Dies ist ein Handlungsvorschlag, von dem unserer Meinung nach alle Betroffenen im Endeffekt profitieren könnten.

Zudem finden wir es einen tollen Ansatz, dass immer wieder die Zusammenarbeit mit Vereinen oder Schulen gesucht wird. Dies wirkt sich unserer Ansicht nach positiv einerseits auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen aus, andererseits tragen derlei Aktivitäten zu einem höheren Mass an Toleranz und Kenntnis in der Gesellschaft bei.

7.3 Weiterführende Fragestellungen

Aus der vorliegenden Arbeit lassen sich einige weiterführende Fragestellungen ableiten.

- Welche Anschlussmöglichkeiten stellt die Schweiz für unbegleitete minderjährige Asylsuchende bereit, welche aufgrund ihres Alters die obligatorische Schulzeit nicht mehr besuchen können?
- Werden die Besonderheiten für UMA, welche im Asylgesetz verankert sind, in der Praxis berücksichtigt?
- Welche Lösungsansätze gibt es, um den erschwerten Bedingungen (Sprachbarriere, fehlende finanzielle Ressourcen, Traumatisierung, unsicherer Aufenthaltsstatus...) in der sozialpädagogischen Betreuung entgegenzuwirken?
- Wie sieht eine Rückkehrhilfe bei unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden aus?
- Wie sieht die Betreuung von UMA in Pflegefamilien aus, und nach welchen Kriterien werden die Pflegeeltern ausgesucht?
- Werden die UN-Kinderrechte im Bezug auf die Unterbringung, die Bildung und Betreuung in der Schweiz gewährleistet?

7.4 Persönliche Bilanz

In diesem Kapitel werden wir unsere Ziele auswerten und anschliessend eine persönliche Stellungnahme abgeben.

7.4.1 Persönliche Stellungnahme zu den Zielen

Die Auseinandersetzung mit dem Asylwesen war mit ungeahnt viel Zeitaufwand verbunden. Dieser hat sich jedoch unseres Erachtens voll ausgezahlt. Wir haben nun beispielsweise eine differenzierte Vorstellung davon, wie ein Asylverfahren vonstattengeht, wie UMA im Asylwesen behandelt werden, und weshalb das so ist, oder welcher Status es in der Schweiz gibt. Dies war auch grundlegende Voraussetzung für das Verfassen der vorliegenden Arbeit. Um auf diesem Status Quo zu bleiben, müsste man sich weiterhin mit der Thematik befassen, da es laufend Änderungen gibt, die mehr oder weniger grossen Einfluss auf unsere Zielgruppe haben.

Das Resilienzkonzept war ein durchaus spannendes, wenn auch kompliziertes Konzept. Es lagen diverse Schwierigkeiten vor uns, die es zu bewältigen galt. Einerseits gab es die Definitionsfrage, die nicht restlos geklärt werden konnte, dann stiessen wir auf Schwierigkeiten bei der Anwendung in der Praxis, was ebenfalls teilweise offen blieb. Im Grossen und Ganzen war es jedoch spannend, sich mit diesem Konzept auseinanderzusetzen und es nicht zuletzt auch kritisch zu hinterfragen.

Jedes Interview gingen wir mit einer grossen Portion Vorfreude an. Wir haben uns sehr darum bemüht, uns auf die bevorstehende Befragung vorzubereiten. Unter dem Strich erhielten wir ein sehr genaues Bild von der pädagogischen Betreuung in den vier Zentren, was enorm spannend war. Wir führten ausserdem statt der vorgegebenen sechs Interviews schlussendlich sieben durch.

Faszinierend war zudem, den Alltag der dort arbeitenden Personen zu entdecken, zu

erfahren, welche Schwierigkeiten vorliegen, wie gearbeitet wird und so weiter. Durch die Offenheit der befragten Personen erhielten wir einen interessanten Einblick in dieses Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit.

Gerade die Tatsache, dass alle Befragungen bis auf eine in den Zentren stattfanden, bereicherte unsere Recherche wesentlich. Wir wurden unter anderem zu Tee eingeladen oder erhielten eine Hausrunde durch Kinder und Jugendliche unterschiedlichster Nationalitäten, was wir sehr schätzten und genossen. Wir durften die Zimmer besichtigen, die internen Schulen und andere Räumlichkeiten und wurden überaus herzlich empfangen. Auf diese Weise konnten wir uns vom Alltag unserer beschriebenen Personengruppe vor Ort ein Bild machen.

Zusammenfassend steht fest, dass wir sowohl unsere praktischen wie auch theoretischen Ziele erreicht haben.

7.4.2 Persönliches Fazit Sibylle

Mich stellte das Verfassen dieser Arbeit immer wieder vor Schwierigkeiten. Zu Beginn stellte sich heraus, dass bezogen auf die Schweiz fast keine Fachliteratur zum Thema unbegleitete minderjährige Asylsuchende vorhanden ist. Daher mussten wir vor allem auf das Internet zurückgreifen. Zum Thema sozialpädagogische Betreuung mit dieser Zielgruppe fanden wir noch weniger Literatur. Deswegen stellte es sich als schwierig heraus, eine passende Theorie zu unserer Zielgruppe zu finden. Abschliessend kann ich sagen, dass die gesamte Resilienzthematik sehr schwammig ist, und in meinen Augen ziemlich wenig konkrete Vorgehensweisen für die Praxis bietet. Die Kernaussage des Resilienzkonzeptes besteht für mich darin, dass sich auch Kinder und Jugendliche aus äusserst schwierigen Verhältnissen psychisch gesund entwickeln können. Das finde ich einen sehr schönen Ansatz, welchen ich als Wertehaltung für meine zukünftige Arbeit verinnerlicht habe.

Des Weiteren war ich sehr erstaunt über den kleinen Betreuungsschlüssel in den verschiedenen UMA-Zentren. Mein Abschlusspraktikum absolvierte ich in einem Jugendheim in Bern. Daher ging ich von dem naiven Bild aus, dass sich die Betreuung von UMA ähnlich gestaltet.

Durch die Interviews und die Besuche der verschiedenen UMA-Zentren in der Schweiz lernte ich ein neues, sehr spannendes Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit kennen und begegnete sehr bemerkenswerten Personen. Ich bin überzeugt davon, dass alle Betreuungspersonen ihr Bestes geben, um die Kinder und Jugendlichen auf ihren weiteren Lebensweg vorzubereiten.

Ich hoffe sehr, dass sich die Rechtslage der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden verbessert und diese Kinder und Jugendlichen mehr in das Interesse der Öffentlichkeit rücken.

7.4.3 Persönliches Fazit Lara

Ich persönlich kann aus den gewonnenen Erkenntnissen diverse Schlüsse ziehen. Generell kann ich sagen, dass ich das vorliegende Thema grundlegend unterschätzt

habe. Ich hatte von Anfang an ein genaues Bild von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden, das ich teilweise revidieren musste. Zuerst war es sogar so, dass ich von der blossen Existenz von allein ankommenden Flüchtlingskindern schlichtweg nicht wusste.

Zudem habe ich mir dann vorgestellt, dass es für diese Zielgruppe bestehende Konzepte gibt, auf die bei der Arbeit mit ihnen zurückgegriffen wird. Das führt wahrscheinlich daher, dass ich zuvor in pädagogischen Einrichtungen gearbeitet habe, die mehr finanzielle Mittel zur Verfügung haben, und ich ein gewisses Bild von einem Schweizer Jugendheim im Kopf hatte. Es erstaunte mich deshalb enorm, dass die Betreuung dermassen locker aussieht.

Das Resilienzkonzept als solches war und ist für mich nach wie vor nicht fassbar. Ich hatte mich im Vorfeld in vorangegangenen Arbeiten zwar schon ein wenig damit befasst, war jedoch überzeugt davon, dass ich mit der Zeit und genauerer Auseinandersetzung damit schliesslich konkret etwas damit anfangen kann. Dem war nicht so, leider. Es beruhigte mich, dass auch Frau Kauer und Frau Brodbeck, unsere Expertinnen, sich ähnlich über diesen Sachverhalt äusserten. Auch für sie war nicht restlos klar, wie und ob das Resilienzkonzept so in der Praxis angewendet werden kann und wie Resilienzförderung im pädagogischen Rahmen aussehen könnte. Beispielsweise war es unmöglich für mich, Resilienzförderung von gewissen anderen Konzepten oder Theorien abzugrenzen, die bei der Sozialen Arbeit angewendet werden.

Dies führte dazu, dass es uns wahrscheinlich nicht restlos gelungen ist, die beiden theoretischen Blöcke der vorliegenden Arbeit miteinander zu verbinden. Bis zum bitteren Ende haderten wir damit, die ausgewählte Theorie nicht so mit der Zielgruppe in Verbindung bringen zu können, wie wir uns das anfangs vorgestellt hatten. Das Fazit für mich persönlich ist, dass Resilienz eher als Werteinstellung angesehen werden kann. Eine Werteinstellung jedoch, die durchaus nötig und grundlegend in der Arbeit mit Menschen ist. Niemand ist „verloren“! Ein weiterer schöner Ansatz des Konzeptes ist sicherlich der Fokus auf die lebensbejahenden Eigenschaften des Menschen und seine Ressourcen.

Ein weiteres Fazit, das ich ziehe, ist, dass es diese grundlegende Werteinstellung gerade bei der Arbeit mit Flüchtlingskindern braucht. Es spielt keine Rolle, wo die jungen Menschen hingehen, jeder Tag sollte genutzt werden, um ihnen so viel wie möglich mit auf ihren Weg zu geben. Von dem her waren wir vielleicht schon teilweise auf der richtigen Fährte, denn ich bin nach wie vor von der vergleichsweise hohen Selbstständigkeit und Stärke dieser Kids überzeugt. Ich weiss jedoch nicht, ob man dem mit dem Begriff Resilienz gerecht wird.

8. Literaturverzeichnis

Adam, Hubertus. Asshauer, Martin. „Flüchtlingskinder – Individuelles Trauma, Versöhnungsprozess und soziale Rekonstruktion“. In: Fooker Insa, Zinnecker Jürgen (Hrsg.). *Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten*. 2.Aufl. Weinheim und München: Juventa, 2009. S. 155-168.

Amnesty International Schweiz. *Kindersoldaten*. [online]. 2006. URL: <http://www.amnesty.ch/de/themen/weitere/kindersoldaten/?searchterm=kindersoldaten> (22.10.2013).

Antonovsky, Aron. *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: Forum 36- Verlag 1997.

AOZ. *Betreuung unbegleiteter Minderjähriger*. [online]. 2013. URL: <http://www.stadt-zuerich.ch/content/aoz/de/index/sozialhilfe/mna.html> (23.09.2013).

Banz, Esther. „Minderjährige Asylsuchende. Mit achtzehn fliegen sie raus.“ In: *Die Wochenzeitung* [online]. 17. 12. 2009, 52. URL: <http://www.woz.ch/0951/minderjaehrige-asylsuchende/mit-achtzehn-fliegen-sie-raus>

Bibliographisches Institut GmbH. „Resilienz“. In: Duden .[online]. 2013. URL: <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/Resilienz> (18.10.2013).

Duff, Daniela. *Abenteuer Europa. Die Suche nach dem besseren Leben. Minderjährige allein unterwegs*. Norderstedt: Books on Demand GmbH, 2008.

Eckhart, Jo. *Kinder und Trauma. Was Kinder brauchen, die einen Unfall, einen Todesfall, eine Katastrophe, Trennung, Missbrauch oder Mobbing erlebt haben*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2005

Tiber, Egle Ulrich. Hoffmann, Sven Olaf. Steffens, Markus. „Schutzfaktoren in Kindheit und Jugend als Prädisposition für psychische Störungen im Erwachsenenalter“. In: *Der Nervenarzt*. 1997, 68, 683-695.

Fröhlich-Gildhoff, Klaus. Rönau-Böse, Maike. *Resilienz*. 2. Aufl. München: Reinhardt, 2011.

Gabriel, Thomas. „Resilienz- Kritik und Perspektiven.“ In: *Zeitschrift für Pädagogik*. 51, 2005. Frankfurt am Main: Verlagsgruppe Beltz, 2005.

Grotberg, Edith Hendrson. „Anleitung zur Förderung der Resilienz von Kindern- Stärkung des Charakters“. In: Zander Margherita (Hrsg.). *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS- Verlag, 2011. S. 51- 101.

Hansen, Gerd. *Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen: Ein empirischer Beitrag zur Sozialisation durch Institutionen der öffentlichen Erziehungshilfe*. Wien: Deutscher Studienverlag, 1994.

Hepp, Urs. „Trauma und Resilienz. Nicht jedes Trauma traumatisiert.“. In: Welter Enderlin, Rosmarie. Hildenbrand, Bruno. (Hrsg.) *Resilienz- Gedeihen trotz widriger Umstände*. 2. Aufl. Heidelberg: Karl Auer, 2008. S.139-155.

Irmer, Dorothea. „Leben mit Trauma- Resilienzförderung von Flüchtlingskindern und ihren Familien.“ In: Zander, Margherita (Hrsg.). *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag, 2011. S. 575- 589.

Iltel, Angela. Scheithauer, Herbert. „Geschlecht als „Stärke“ oder „Risiko“?“ In: Opp Günther, Fingerle Michael (Hrsg.) *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. 2.Auflg. München: Reinhardt, 2007. S. 110-111.

Jaede, Wolfgang. *Kinder für Krise stärken. Selbstvertrauen und Resilienz fördern*. Breisgau: Herder, 2007.

Kormann, Gerorg. „Dialogische Erziehung im Heim – das Beispiel SOS- Kinderdorf“. In: Zander, Margherita (Hrsg.). *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag, 2011. S.482-512.

Koseleck, R. „Krise. *Historisches Wörterbuch der Philosophie*“. In: SIGRUND-HEIDE Filipp, Aymanns, Peter. *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. Stuttgart: Kohlhammer, 2010. S.13-15.

Lanfranchi, Andrea. „Resilienzförderung von Kindern bei Migration und Flucht“. In: Welter Enderlin, Rosmarie. Hildenbrand, Bruno. (Hrsg.) *Resilienz- Gedeihen trotz widriger Umstände*. 2. Aufl. Heidelberg: Karl Auer, 2008. 124-135.

Laucht, Manfred. Esser, Günter Schmidt, Martin H. „Längsschnittforschung zur Entwicklungsepidemiologie psychischer Störungen: Zielsetzung, Konzeption und zentrale Befunde der Mannheimer Risikokinderstudie“. In: *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*. Vol. 29. 2000. S. 246- 262.

Liebel, Manfred. „Kinder der Dritten Welt- Handlungspotentiale und Überlebensstrategien.“ In: WOG e.V. Institut für Soziale Arbeit (Hrsg.) *Handbuch der Sozialen Arbeit mit Kinderflüchtlings*. Münster: Votum, 1999. S. 36-45.

Lücker-Babel, Marie-Françoise. „Die sozialen Auswirkungen der Konvention“. In: Gerber Jenni, Regula. Hausammann Christina (Hrsg.) *Die Rechte des Kindes. Das UNO-Übereinkommen und seine Auswirkungen auf die Schweiz*. Basel: Helbig und Lichtenhahn, 2001. S.18-22.

Marko, Katharina. *Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Ein blinder Fleck der Pädagogik? Traumatisierung von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen als Herausforderung an das pädagogische Handeln*. Saarbrücken: Dr. Müller, 2008.

Meier, Christof. Perren-Klinger Gisela. *Ressourcenarbeit. Ein Handbuch für die Betreuung von und mit Flüchtlingen, die Begleitung traumatisierter Menschen, die Praxis und der Alltag*. Zürich: Die Asyl-Organisation für den Kanton Zürich, 1998.

Scheithauer, Herbert. Niebank, Kay. Petermann, Franz. „Biopsychosoziale Risiken in der frühkindlichen Entwicklung: Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept aus entwicklungspsychopathologischer Sicht“. In: *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre*. Göttingen: Hogrefe, 2000. S.66-89.

Scheithauer, Herbert. Petermann, Franz. „Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In: Petermann Ulrike et al. *Kindheit und Entwicklung*, Jg. 1999, Nr. 8. 1999 S.3 -14.

Schweizerische Flüchtlingshilfe. (Hrsg.). *Handbuch zum Asyl- und Wegweisungsverfahren*. Bern: Haupt, 2009.

Schweizerische Flüchtlingshilfe. „Asylverfahren“. In: *Schweizerische Flüchtlingshilfe SFH* [online]. URL: <http://www.fluechtlingshilfe.ch/asylrecht/asylverfahren> (28.10.2013).

Tiber, Egle Ulrich. Hoffmann, Sven Olaf. Steffens, Markus. „Schutzfaktoren in Kindheit und Jugend als Prädisposition für psychische Störungen im Erwachsenenalter“. In: *Der Nervenarzt*.1997, 68, 683-695.

Traub, Rainer. „Denken und Fühlen: Rätselhafte Herdentiere.“ In: *Spiegel* [online]. 23. 4. 2009. URL: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/denken-und-fuehlen-raetselhafte-herdentiere-a-620709-2.html> (28. 10.2013).

UNHCR. „Flüchtlingskinder- Richtlinien zu ihrem Schutz und ihrer Betreuung“. In: *UNHCR The UN Refugee Agency* [online] S.142 URL: http://www.unhcr.ch/fileadmin/rechtsinfos/fluechtlingsrecht/1_international/1_4_recht_evonfluechtlingen/FR_int_rechte-Flkinder.pdf (20.09.2013).

Welter-Enderlin, Rosmarie. „Definitionen von Resilienz“. In: Welter-Enderlin Rosmarie, Hildenbrand Bruno (Hrsg.). *Resilienz- Gedeihen trotz widriger Umstände*. 2. Aufl. Heidelberg: Karl Auer, 2008. S. 9-13.

Werner, Emmy E. „Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz“. In: Opp Günther, Fingerle Micheal (Hrsg.). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. 2.Aufl..München: Reinhardt, 2007a. S. 20-30.

Werner, Emmy E. „Resilienz: ein Überblick über internationale Längsschnittstudien“. In: Opp Günther, Fingerle Micheal (Hrsg.). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. 2.Aufl..München: Reinhardt, 2007b. S. 311-324.

Werner, Emmy E. „Risk, resilience and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study“ In: Cambridge University Press. *Development and Psychopathology*. California : 1993. S.503-515.

Wünsche, Petra. „Psychotherapie“. In: Woge e.V./ Institut für soziale Arbeit (Hrsg.) *Handbuch der Sozialen Arbeit mit Kinderflüchtlingen*. Münster: Votum, 1999. S.606-612.

Wustmann, Corina. *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz, 2004.

Zander, Margherita (Hrsg.). *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag, 2011.

8.1 Gesetzesgrundlagen

Bundesamt für Migration. *Problematik unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA)*. [online] 01. Januar 2008 URL: http://www.ejpd.admin.ch/content/dam/data/migration/asyl_schutz_vor_verfolgung/asylverfahren/handbuch_asylverfahren/handbuch_deutsch/kap_j_1-0108.pdf (09.04.2013).

Bundesamt für Migration. Staatssekretariat für Wirtschaft (Hrsg.) *Information über den Zugang der vorläufig Aufgenommenen (Ausweis F) zum schweizerischen Arbeitsmarkt*. [online]. Bern: 2012. URL: <http://www.ejpd.admin.ch/content/dam/data/migration/integration/berichte/info-ausweis-f-arbeitsmarkt-d.pdf> (17.01.2014).

Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft. *Asylgesetz (AsylG)*. [online]. 26. Juni 1998 URL: <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19995092/index.html> (22.10.2013).

Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft. *Bundesgesetz über das internationale Privatrecht. (IPRG)* [online]. 18. Dezember 1987. URL: <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19870312/201307010000/291.pdf> (22.10.2013).

Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft. *Schweizerisches Zivilgesetzbuch (ZGB)* .[online]. URL: <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19070042/index.html> (4.8.2013).

Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft. *Übereinkommen über die Rechte des Kindes*. [online] 20.November 1989 URL:<http://www.admin.ch/ch/d/sr/i/1/0.107.de.pdf> (22.10.2013).

8.2 Interviews

Fussen, Sibylle. Experteninterview mit Kauer Marianne, Psychologin, Lehrerin und Dozentin unter anderem zur Resilienzthematik an der PH Bern. Resilienz.PH Gebäude, Bern. (27.11.2013)

Lochmatter, Lara. Experteninterview mit Brodbeck Jeanette, Fachpsychologin für Psychotherapie, Forschungsassistentin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin an der Uni Bern. Resilienz. PH Gebäude, Bern. (12.12.2013)

9. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: „Alles Ankerkinder?“ Bild .[online] In: FM4-ORF.at URL:
<http://fm4.orf.at/stories/1693079/> (27.03.2014)

Abb. 2: Wustmann, Corina. „Personale und soziale Ressourcen“ In: *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz, 2004. S.115-116

Abb. 3 Wustmann, Corina. „Vulnerabilitäten und Risikofaktoren“. In: *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz, 2004. S.38-39.

Abb. 4: Lanfranchi, Andrea. „Heuristisches Modell“. In: Welter Enderlin, Rosmarie. Hildenbrand, Bruno. (Hrsg.) *Resilienz- Gedeihen trotz widriger Umstände*. 2. Aufl. Heidelberg: Karl Auer, 2008. S.125.

Abb. 5: Wustmann, Corina. „Resilienzförderung auf individueller Ebene“. In: *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz, 2004. S.125

Abb. 6: Wustmann, Corina. „Erziehungsmaxime zur Förderung von Resilienz in der Erzieher-Kind-Interaktion. In: *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz, 2004. S.134-135.

10. Anhang

- Statistik: UMA von 2004 bis 2012
- Anfragebrief an die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner
- Leitfaden: Experteninterviews
- Leitfaden: Leitfaden Pädagogische Betreuung der UMA
- Auswertungsraster der Interviews (1 und 2)
- Transkripte Expertinneninterviews



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD

Bundesamt für Migration
Direktionsbereich Asylverfahren

Tng / 25.01.07/29.06.10

Unbegleitete minderjährige Asylbewerber in der Schweiz (UMA)

Vergleichstabelle für die Jahre 2004 2005 et 2006

	2004	2005	2006
Total Asylbewerber	15'061	10'795	11'173
Anzahl und % der UMA	824 (5,4 %)	415 (3,8 %)	257 (2,3 %)
% der UMA zwischen 15-18 Jahren	97,4 %	94 %	90,3 %
männlich	86 %	81,4 %	80,9 %
weiblich	14 %	18,6 %	19,1 %
Wichtigste Herkunftsländer	Herkunft unbekannt : 120 (14,5 %) Guinea : 106 (12,9 %) Somalia : 96 (11,6 %) Nigeria : 50 (6 %) Georgien : 42 (5,1 %) Algerien : 36 (4,3 %) Elfenbeinküste : 27 (3,3 %) Liberia : 24 (2,9 %) Irak : 22 (2,6 %) Moldavien : 22 (2,6 %) DRC : 19 (2,3 %) Äthiopien, Russland, Sudan, Kamerun, Afghanistan, Eritrea, Pakistan, Serbien/Montenegro, Albanien, Angola, Guinea Bissau, Mali, Sierra Leone : 10-16	Guinea: 47 (11,3 %) Elfenbeinküste : 43 (10,4 %) Somalia : 40 (9,6 %) Afghanistan : 31 (7,5 %) DRC : 21 (5 %) Nigeria : 19 (4,6 %) Irak : 18 (4,3 %) Serbien/Montenegro: 15 (3,6 %) Georgien: 12 (2,9 %) Mali : 10 Herkunft unbekannt : 9 Sudan: 9 Weissrussland: 8 Eritrea: 8 Äthiopien: 8	Irak : 24 (9,3 %) Elfenbeinküste : 19 (7,4 %) Afghanistan : 15 (5,8 %) Eritrea: 15 (5,8 %) Somalia : 12 (4,6 %) DRC : 10 (3,9 %) Guinea: 9 (3,5) Guinea-Bissau : 9 (3,5) Georgien, Mali: 8 Kamerun, China, Nigeria, Serbien, Sri Lanka : 7 Weissrussland, Mongolei, Sudan: 6 Angola, Senegal, Türkei: 5



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD

Bundesamt für Migration
Direktionsbereich Asylverfahren

Tng / 07.01.10/29.06.10

Unbegleitete minderjährige Asylbewerber in der Schweiz (UMA)

Vergleichstabelle für die Jahre 2007 2008 und 2009

	2007	2008	2009
Total Asylbewerber	10'844	16'606	16'005
Anzahl und % der UMA	219 (2 %)	631 (3,7 %)	427 (2,6 %)
% der UMA zwischen 15-18 Jahren	90,8 %	95,5 %	90,8 %
männlich	83,6 %	82,4 %	86,6 %
weiblich	16,4 %	17,6 %	13,4 %
Wichtigste Herkunftsländer	Eritrea : 24 (10,9 %) Afghanistan : 23 (10,5 %) Irak : 20 (9,1 %) Guinea: 15 (6,8 %) Elfenbeinküste: 14 (6,4 %) Nigeria : 12 (5,5 %) Somalia : 11 (5 %) Sri Lanka: 11 (5 %) Äthiopien, Georgien : 8 Angola, Serbien: 6 Belarus : 5 China, Guinea-Bissau, Moldawien, Mongolei, DRK, Sierra Leone : 4 Albanien, Algerien: 3	Somalia : 98 (15,5 %) Nigeria : 74 (11,7 %) Guinea : 73 (11,5 %) Gambia: 44 (6,9 %) Irak: 36 (5,7 %) Elfenbeinküste : 32 (5 %) Eritrea : 29 (4,6 %) Sri Lanka: 25 (3,9 %) Afghanistan : 23 (3,6 %) Guinea-Bissau: 18 DRK : 16 Mongolei: 12 Algerien: 10 Belarus, Georgien: 9 Äthiopien, Sudan: 8 Kamerun, Serbien: 7 China, Senegal: 6	Nigeria : 52 (12,1 %) Afghanistan : 43 (10,1 %) Somalia : 41 (9,6 %) Sri Lanka: 38 (8,9 %) Guinea : 37 (8,6 %) Guinea-Bissau: 27 (6,3 %) Elfenbeinküste : 21 (4,9 %) Gambia: 21 (4,9 %) Irak: 20 (4,7 %) Eritrea : 15 (3,5 %) Mongolei: 10 Kosovo: 9 Algerien: 7 Georgien, Iran, Senegal: 6 Belarus, China, Äthiopien, Serbien: 5 DRK, Sierra Leone: 4



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD

Bundesamt für Migration BFM
Direktionsbereich Asyl und Rückkehr

Bgd / 22.05.2013

Unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz (UMA)

Vergleichstabelle für die Jahre 2010, 2011, 2012

	2010	2011	2012
Total Asylsuchende	15'567	22'551	28'631
Anzahl und % der UMA	235 (1,5 %)	327 (1,45 %)	485 (1,69 %)
% der UMA zwischen 15-18 Jahren	82,8 %	84,3 %	86 %
Männlich	74,4 %	75,2 %	76,1 %
Weiblich	25,6 %	24,8 %	23,9 %
Wichtigste Herkunftsländer	Afghanistan : 52 Sri Lanka : 25 Eritrea : 24 Guinea-Conakry : 19 Irak : 10 Somalia, Syrien : 9 Gambia : 8 Guinea-Bissau : 7 Angola : 6 Mongolei : 5	Afghanistan : 53 Eritrea : 40 Tunesien : 34 Belarus : 19 Guinea-Conakry : 18 Gambia : 16 Somalia : 16 Sri Lanka : 14 Guinea-Bissau, Marokko, Syrien : 11 Algerien : 9 Äthiopien : 8 Elfenbeinküste : 7 Nigeria : 6	Eritrea : 115 Afghanistan : 62 Tunesien : 30 Guinea-Conakry : 28 Somalia, Gambia, Syrien : 24 Guinea-Bissau : 18 Sénégal : 12 DRK : 10 Albanien, Algerien, Belarus, Sri Lanka : 9 Marokko : 8 Mali : 7 Äthiopien, Nigeria : 6

Lochmatter Lara
Haus Pumuckl
3925 Grächen
Tel.: 077 431 27 37
Mail: lochmatterlara@yahoo.de

Zentrum für Asylsuchende ***

Fussen Sibylle
Haslerleise 2
3951 Agarn
Tel.: 079 471 54 42
Mail: sibylle.fussen@bluewin.ch

Grächen, 26.09.2013

Interviewanfrage für unsere Bachelorarbeit über unbegleitete minderjährige Asylsuchende in der Schweiz

Sehr geehrte Damen und Herren

Wir sind zwei Studentinnen der Fachhochschule für Soziale Arbeit in Siders. Momentan befinden wir uns im letzten Semester und verfassen gerade unsere Bachelorarbeit zum Thema:

"Betreuung unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender in der Schweiz".

Für den Forschungsteil unserer Arbeit suchen wir potentielle Interviewpartner und –partnerinnen da wir auf Expertinnen und Experten auf diesem Gebiet angewiesen sind, um unsere Arbeit im Dezember abzuschliessen.

Es wäre für uns eine riesige Hilfe, wenn wir einige Sozialarbeitende, die bei Ihnen mit UMAs zusammenarbeiten, zu der pädagogischen Arbeitsweise mit dieser Zielgruppe befragen dürften. Wären Sie bereit, diese Zeit aufzubringen? (Es handelt sich in etwa um eine Zeitspanne von einer Stunde pro Interview).

Unser Hauptinteresse liegt in der Frage, wie man als Sozialarbeitende mit UMAs mit dem Spannungsfeld einer möglichen Abschiebung und der bestmöglichen Betreuung umgehen kann. Ausserdem interessieren uns die pädagogischen Konzepte, die in der Praxis angewendet werden.

Wir haben gemerkt, dass dies ein Thema ist, welchem in der Öffentlichkeit nicht allzu grosse Aufmerksamkeit geschenkt wird, so unser Empfinden. Deshalb möchten wir mit unserer Arbeit einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass diese Thematik vielleicht etwas mehr in das öffentliche Interesse gerückt wird.

Wir danken Ihnen im Voraus und wünschen Ihnen eine gute Zeit.

Lochmatter Lara und
Fussen Sibylle

Interviewleitfaden Expertinneninterview

Teil A: (Persönlicher Teil, vorstellen der Person und der Ausbildung)

- Erklärung: Wir werden uns nur auf Kinder und Jugendliche beziehen.
- Person: Name, Ausbildung,
- Inspiration: Weshalb gerade Resilienz?
- Wie lange damit beschäftigt?
- Ahnung von Trauma und Migration?
- Kurze Einleitung über UMA (Unbegleitete minderjährige Asylsuchende)

Resilienz in der Theorie

- Resilienz ein Konzept oder Theorie? Begründung.
- Persönliche Definition von Resilienz?
- Angeboren oder Resultat guter Förderung? Persönliche Meinung.
- Resilienzmerkmale?
- Merkmale / Hauptpunkte der Theorie?
- Schutz- und Risikofaktoren? Welche sind für Sie relevant?
- Uneinigkeit herrscht bei folgendem Thema: Geschlechterspezifische Unterschiede. Vorhanden? Wenn ja, welche?
- Resilienz und Migration? Kann es per se als Schutz oder Risikofaktor angesehen werden?
- Intelligenz und Temperament als Schutzfaktoren? Wie kann das gemessen werden?
- Forschungsstand? Kennen Sie laufende interessante Studien mit Kindern und Jugendlichen? Welche?
- Wie gewichten Sie das Zusammenspiel zwischen Risiko- und Schutzfaktoren?

Resilienz in der Praxis

- In der Schweiz direkt angewendet? Wenn ja wo und mit welcher Zielgruppe?
- Können Sie sich vorstellen, mit traumatisierten Flüchtlingskindern damit zu arbeiten? Warum?
- Traumaarbeit und Resilienz?
- Resilienz als fixer Bestandteil der päd. Arbeit?
- Gewinnt oder verliert es ihrer Meinung nach an Bedeutung? Warum?

Resilienzförderung

- Ziele der Resilienzförderung?
- Wer kann Resilienz fördern? (Fachpersonen, Familie, Bezugspersonen)

- Bedeutung von Eltern? Können Sozialarbeitende diese Lücke im Fall von UMA's schliessen?
- Kann man mit jedem Kind oder Jugendlichen resilienzfördernd arbeiten?
- Grenzen der Resilienzförderung?
- In welchem Alter ist Resilienzförderung am wirksamsten, falls etwas darüber bekannt ist?
- Konkrete Beispiele zur Förderung von folgenden Resilienzfaktoren:
 - Selbstwirksamkeit
 - Selbstwahrnehmung,
 - Selbststeuerung
 - Umgang mit Stress
- Kennen Sie ein Modell zur Umsetzung von Resilienzförderung in der Praxis?

Kritische Würdigung

(Eigene Meinung)

- Stärken und Schwächen der Theorie
- Ist die Resilienztheorie neu oder eine Zusammenfassung bisher dagewesener Theorien?
- Hat das Konzept Zukunft? Warum ja / nein

Interviewleitfaden Pädagogische Betreuung UMA

Teil A: (Persönlicher Teil, vorstellen der Person und der Institution).

- a) Person: Name, evt. Familie, Herkunft, Ausbildung, persönliche Motivation, Inspiration, weshalb gerade mit UMA? Dauer?
- b)
- c) Team: Wie setzt sich das Team zusammen und eventuell Grund für die Zusammensetzung? Ausbildungen?
- d) Institution: Wie und wann gegründet, und warum? Geschichte der Institution, Finanzierung, Art der Institution, wie viele Plätze für UMA, weitere Asylsuchende?

Teil B: (Pädagogische Begleitung der UMA, Beziehungsaufbau, Konzepte, Leitbild)

Hauptteil

- a) Fragen zu UMA: Woher kommen die UMA's? Kulturelle, religiöse Wertvorstellungen, Normen? Wie viele Nationalitäten sind vertreten? Knaben, Mädchen vermehrt? Wie lange bleiben sie hier? Alter der Jugendlichen? Was passiert danach, wenn sie die Institution verlassen? Was passiert bei Volljährigkeit?
- b) Aufnahme der Begleitung: Wie gehen Sie genau vor wenn ein Kind/Jugendlicher neu bei Ihnen ankommt? Rituale? Wie wird der Beziehungsaufbau gestartet?
- c) Bestehende Konzepte: Wie wird gearbeitet? (Bezugspersonensystem, evt. Männer mit Knaben und Frauen mit Mädchen?) Leitbild, und warum gerade dieses? Welche Ziele verfolgen Sie mit ihrer Arbeit? Welches sind ihre Hauptaufgaben bei der Betreuung von UMA? Tagesablauf?
Strukturen/Regeln in der Institution? Beschäftigung? Schule/Bildung? Wie sieht die Situation für 15-Jährige und ältere aus? Finanzielles, Gespräche?

Zitat: „Und ich wehre mich auch dagegen, dass die Jugendlichen immer in diesen Opfertopf geschmissen werden, weil das sind sie nicht, weil das sind durchaus zum Teil halt junge Menschen oder auch Kinder, die schon wesentlich mehr im Leben durchgemacht haben und eine grössere Kompetenz haben, so eine Lebenskompetenz, als manch anderer in dem gleichen Alter. Also wer zum Teufel sind denn die Opfer. Von ihrer Geschichte können wir zwar sagen, ja, schlimm, aber jemand, der sich in seinem Heimatland selber versorgen musste, empfindet das als eine Selbstverständlichkeit und wird dann hier erst zum Opfer gemacht.“ (Sabine Teweleit, Leiterin des Garibaldihauses)

Was sagen Sie dazu?

- d) Resilienzkonzept als Möglichkeit? Kennen Sie es? Wird evt. schon damit gearbeitet? Direkt oder indirekt. Könnten Sie sich vorstellen, dieses Konzept anzuwenden? Realistisch oder nicht? Persönliche Meinung dazu?

Zum Beispiel Förderung der Selbstwirksamkeit, Einbinden in Entscheidungsprozesse

Teil C: (Schwierigkeiten, Spannungen, Stolpersteine)

a)- Persönlich: Womit bekunden Sie im Alltag immer wieder Mühe, was geht besonders nah? Wie abschalten? (Resilienz Mitarbeiter/innen.)

Wie wird die sprachliche Barriere überwunden?

Wie wirkt sich die Asyldebatte auf die Institution/ihre Arbeit aus? (evt. Rechtfertigungen vor anderen Leuten, Asylreformen, ...)

Wie beurteilen Sie das Asylverfahren mit den UMA's? (Vertrauensperson, evt. Haft, Altersbestimmung? Was sollte/ müsste sich verändern in Ihren Augen?

Schule? --> Möglich, schwierig?

Trauma?

b) Institutionell: Finanzen geregelt? Wie reagiert Institution auf Veränderungen, Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Behörden, evt. Pflegefamilien? Ggf. Schule...

Loyalität?

Konflikte unter Mitarbeitenden oder UMA's oder allgemein UMA's mit Mitarbeitenden?

Teil D: „Höhenflüge“

Erzählen Sie von persönlichen Höhenflügen, was lief besonders gut? Was hat Freude gemacht?

Kulturelle Vielfalt als Chance, was fällt ein?

Besondere Fortschritte? Bemerkbare positive Veränderungen? Gelungene „Integration/ Inklusion?“

Bsp. Schule, Pflegefamilien, Gruppenzusammenhalt, persönliche Bereicherung?

Teil E: Ausblick (institutionell und persönlich)

a) Persönlich: Dort weiterarbeiten? Andere Erfahrungen suchen?

b) Institution: Was kommt, was wird stetig verändert? Was sollte sich verändern, was sollte so bleiben?

Die sozialpädagogische Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden wird erschwert durch die asylrechtlichen Rahmenbedingungen, Sprachbarrieren und den schwierigen Beziehungsaufbau aufgrund der unsichereren Aufenthaltsstatus.		
Variable 1 : Die sozialpädagogische Arbeit mit UMA		
Indikatoren: Betreuungsschlüssel, Infrastruktur, Teamzusammensetzung, Facts über Klientel (Herkunftsländer, Alter, Gender, Aufenthaltsstatus, Verhalten)	Code / Seitenzahl / Zeilennummer von bis	Interviewausschnitte
	A/2/49-54	"Es sind ähm alles in allem etwa 1000 Stellenprozente im Zentrum. Und das ist ein interdisziplinäres Team, das dort arbeitet. Also wir haben von der Kochagogin zum Sozialarbeiter zu der Ethnologin, ähm, Sozialpädagogin, Sozialarbeiterin. Wir haben eigentlich eine hohe Vermischung. Pflegefachfrau ist auch noch dort. "
	A/2/64	"und ähm, zur Zeit sind es in der Betreuung 14 Mitarbeiter. "
	A/2/67-78	"zirka 50. Also im Moment 40." (Anzahl Jugendliche) "Also das Zentrum *** ist zuständig für die Aufnahme von Jugendlichen zwischen 14 und 18 . Das ist die, ähm Spannweite darin. Und die meisten Jugendlichen, die hier sind, also so der grösste Teil ist so um die 17. Gerade 17 worden oder wird dann gerade 17. "
	A/3/90-91	"Ähm, ganz unterschiedlich. Man kann so sagen, es ist eine grössere Gruppe da, die ist von Afghanistan. "
	A/5/205-210	"Im Zentrum selber ist es nicht möglich ein 1:1 anzubieten oder ein 1:2 das ist wie nicht möglich aber wo es notwendig ist versuchen wir das zu installieren. Und wo wir so den Eindruck haben das Kind ist gefährdet oder es sind irgendwelche Geschichten hinten dran, haben wir einen sehr engen Austausch mit dem Beistand und versuchen... Ja er wird dann entweder um platziert in eine Sonderunterbringung mit anderen schweizer Jugendlichen in ein Kinderheim. "
	A/5/221	"Das ist unterschiedlich. Das kann ich, also bis zu 10 steht im Pflichtenheft." (Anzahl Jugendliche von einer Bezugsperson)
	A/9/455-458	"Also sie (Bevölkerung) kommen zu recht Sachen melden, wenn unsere Jugendlichen irgendeinen „Seich“ machen. Da kommen sie zu Recht, das ist auch gut so, das sollen sie. Aber äh, grundsätzlich ähm, ist eine hohe Toleranz da. Aber das hat auch mit unseren Jugendlichen zu tun, die sich sehr

		korrekt benehmen."
	A/9/482-483	"Und in den FCs ist es halt so, dass unsere Jugendlichen gern gesehen sind im Sinn von es sind überaus potente Fussballer."
	A/18/982-983	"Und wir haben die Jugendlichen gemixt, dass nicht einfach eine Etage afghanische Jugendliche ist, sondern wir haben sie so gut wie möglich gemixt."
	A/19/1008-1011	"Aber wir hatten auch ganz am Anfang Phasen, in denen wir sagen mussten, das schaffen wir so nicht in dieser Form, rein aus pädagogisch- sozialarbeiterischen Optik dahinter zu gehen. Eine Zeit lang mussten wir Securitas vor Ort haben. Jetzt sind die nicht mehr da."
	A/20/1160	"Maximal vier." (Pro Zimmer)
	A/20/1092-1100	"Ja. Das ist ein Unterschied zu den Erwachsenenzentren. Weil in denen Erwachsenenzentren funktioniert es ja anders. Und wir haben gesagt, das geht nicht. Wir müssen den Kinderschutz in der Nacht gewähren. Müssen sicher sein, dass keine Jungs bei den Mädchen hineingehen, müssen sicher sein, dass es keine Übergriffe gibt bei den Jungs untereinander. Wir müssen einfach jemanden haben, der da ist, der wach ist, der weiss, ob die Jugendlichen ein oder ausgehen. Sind sie unterwegs, kommen sie zurück. Sind sie dort. Das müssen wir einfach sicherstellen. Und deshalb ist die Nachtwache nötig. Die kommt gegen 22:00 und geht am nächsten Morgen um halb acht."
	B/2/40-42	"Also wir haben jetzt ein Team fürs Jugendprogramm und da sind immer ähh, ähh, Frau ***, die Leitung hat glaube ich ursprünglich einmal Ethnologie studiert. Oder Sozialwissenschaften irgendetwas in..."
	B/2/44-45	"In äh, Dänemark. Dann haben wir einer, der ist Sozialpädagoge. Jemanden, die hat irgendeinen Bachelor in äh, "
	B/2/ 52-53	"Und ähm, ich bin Psychiatrieschwester und ähm, noch ein Kollege der ist äh, ähhh, der hat glaube ich im Kosovo mal Literatur studiert. (lacht). Also ähh. .."

	B/2-3/71-104	<p>"Also, es ist, das wisst ihr sicher schon von der Frau äh, ***, dass wir nicht wahnsinnig hohe Stellenprozente haben. Also wir haben jetzt etwa 29 Jugendliche und haben... in etwa 400 Stellenprozente. Also gut, das ist das Tagesteam. Dann ist eben noch die Nachtwache.</p> <p>Also und die 400 Stellenprozent sind auch nicht am Wochenende weil Nacht und Wochenende ist ein anderes Team. Also eben so Nachtwachteam.</p> <p>Also aber da ist äh, es ist trotzdem nicht gerade sehr viel also, Die Betreuung muss man jetzt ganz ehrlich sagen ist nicht wahnsinnig eng das kann man überhaupt nicht vergleichen mit einem anderen... Heim oder so, äh, für Jugendliche. Wirklich nicht, also es ist... Also ich arbeite 80 Prozent. Also wir arbeiten, also 400 Stellenprozent alle zusammen. Gut, dann sind noch Praktikanten, und die wechseln ja relativ, also auch ja... Ich habe zum Beispiel zehn... Ich bin Bezugsperson von zehn jugendlichen Frauen. Also. Ja. Ich arbeite 80 Prozent und unterrichte. Also... Nur zum sagen wie eng, die Betreuung ist nicht extrem eng."</p>
	B/8/380-385	<p>"Und dann denke ich sind sie mehr so äh, also ich habe jetzt mit den Mädchen eher das Gefühl, ich sei so eher wie eine Mutter. Also. Nicht so..Also, nicht so eng, aber nicht wie eine Freundin. Nein. Eher wie eine Mutter. Und ich habe auch, also ich habe nie irgendwie das Gefühl gehabt, dass, dass Jugendliche keinen Respekt haben."</p>
	B/11/575-576	<p>"Wir erhalten immer extrem gute Feedbacks. Die sind extrem brav. Also wirklich, extrem brav. "</p>
	B/11/588-589	<p>"Ja, Ähm... An und für sich gibt es recht wenig Konflikte. Ich finde, dafür, dass sie jetzt hier zu viert in dem Zimmer sind."</p>
	C/1/35-37	<p>"Ja es sind hier drei ähm Betreuungspersonen ähm und dann haben wir ne Deutschlehrerin.</p> <p>Und dann haben wir immer zwei Praxisauszubildene"</p>
	C/2/48-49	<p>"Das Programm ist meistens überlastet also wir haben mehr UMA's als wir eigentlich aufnehmen können."</p>
	C/2/57	<p>"Ja. Die sind entweder aus der Sozialpädagogik oder aus der Psychiatrie oder Pflege."</p>
	C/2/64-65	<p>"Nie eine Unterbelegung. Wir sind eigentlich immer eher überbelegt. Also wir sind zwischen meistens zwischen 28 und 31 Jugendliche hier."</p>
	C/2/94-97	<p>Erwachsene, alleinstehende, die hier in diesem Haus wohnen haben keinen Zugang zum Haus da drüben. Aus Schutzmassnahmen um die Jugendlichen zu schützen. Die Jugendlichen dürfen sich in diesem Haus nur bewegen in</p>

		bestimmten Räumlichkeiten, in den gemeinsamen Räumen, die dürfen nicht in den Wohnbereich sein."
	C/3/108-116	"Es sind 14 Nationalitäten. Die meisten kommen aus Eritrea. Dann haben wir eine grosse Gruppe aus Afghanistan. Die ist wachsend. Ja und das sind fast ausschliesslich Junge. Also Jungs. Dann haben wir Sri-Lanka. Das sind...die Hauptländer. ...Ja aber immer mehr Jungs. $\frac{3}{4}$ sind Jungs."
	C/3/133-136	"16-17 Jahren. ...wir nehmen erst Kinder ab 13 Jahre. Sind sie unter 14 Jahre dann werden sie bei Pflegefamilien platziert. Im Kanton ****".
	C/5/259-262	"Weil die meisten unserer Jugendlichen kommen aus Kulturen wo es, es ist schwierig Vertrauen zu haben zum anderen Geschlecht. Also wenn die Mädchen haben spezifische Frauenthemen und dann kann kein männlicher Betreuer sich um die Mädchen kümmern, das würden sie nicht zulassen. Die Mädchen würden es nicht zulassen. Die würden das Vertrauen nicht haben."
	C/9/487-488	"Es ist wie eine grosse Familie. Es gibt keine Probleme auf Grund von Nationalitäten. Ganz selten mal. Unter den Tamilen schon."
	C/9/495-496	"Also ne. Wir versuchen die, die aus einer Nation kommen, dass sie zusammen ein Zimmer teilen. Es gibt vier Betten pro Zimmer."
	C/9/505-507	"Eigentlich nicht auf Grund von der Herkunft. Gar nicht. Die sind sehr sehr solidarisch miteinander. Sehr hilfsbereit untereinander es gibt so wenig Konflikte. Also wo ich, ich bin selbst verwundert. Ja die halten zusammen."
	D/1-2/28-42	"Also die meisten sind eigentlich also vom Tagsteam oder alle sind ausgebildete Sozialpädagogen, Sozialpädagoginnen ähm wir haben jemand, eine Sozialarbeiterin die für die Anschlusslösungen zuständig ist. Sie hat aber auch die Ausbildung in Sozialarbeit gemacht. (...) Dann haben wir ähm die Lehrer, das sind einfach ausgebildete Lehrpersonen, das sind sechs insgesamt. Dann haben wir zehn Nachtwachen, die haben keinen spezifischen beruflichen Hintergrund, sie haben zum Teil auch Migrationserfahrungen gemacht und ähm oder sind noch am studieren oder machen das als Nebenjob (...) Die haben keine spezifische Ausbildung und dann haben wir noch einen Hausdienst, der ist glaube ich (lacht) auch so irgendetwas...gelernt. (...) Ähm dann einen Administrator, wo im administrativen Bereich tätig ist, ausschliesslich. Dann haben wir eine Praktikantin, ein Zivi, plus neu ähm in der Küche eine Hauswirtschaftslehrerin. (...) Plus noch der Leiter. Er ist auch Sozialarbeiter, Sozialpädagoge und hat noch diverse Weiterbildungen gemacht."

	E/1/30	"50 Prozent Afrika."
	E/1/34-36	"Eine weitere grosse Gruppe sind die Afghanen. Ähm... Im Moment so wachsend, aber dennoch recht zurückhaltend Syrer. Da hat man eigentlich mehr erwartet. Und was wir in diesem Haus auch noch haben, ist recht eine grosse Gruppe Sri Lanka"
	E/2/41-42	"Ja, es gibt schon... es ist schon der Hauptteil. Bis 16. Ähm. Im Kanton *** müssen sie mit 17 wieder gehen. Mit 17 müssen sie in die Erwachsenenstrukturen. "
	E/2/76-77	"Also dann ist der Schlüssel sehr klein. Wenn man es aus der Perspektive anschaut, wie andere Jugendliche in Durchgangszentren betreut werde, dann ist es sicher sehr viel also"
	E/3/137-141	"(...)Wobei, also der grösste Teil hat N.(...) Ja. Ich glaube, um die 80 / 90 Prozent. (...) Die haben N, es sind einige wenige, die einen Entscheid haben."
	E/11/587-589	"Nein! Also seit einem Jahr seit ich hier arbeite, ähm, sind wir immer sehr gut ausgelastet gewesen. Ich meine aber vor zwei Jahren hatte es im Durchschnitt zehn freie Plätze."
	E/12/604-606	"Es gibt äh, so im Ostflügel einige Zimmer, in denen sie zu dritt sind. Es gibt im Mädchentrakt und auch bei den Jungs zum Teil auch Einzelzimmer. Aber der grösste Teil sind Doppelzimmer."
	F/2/40-42	"Ja, intern hat es für... für Jungs hat es zwölf Plätze, (...)Für die Mädchen hat es sechs Plätze."
	F/2/64-65	"Ja, besetzt sind sie meist immer. Und was- was wir auch schauen, weil in der Schweiz.. nicht, nicht jeder Kanton hat einfach so ein, ein Zentrum für die Minderjährigen."
	F/2/70-74	"Ja, wir haben so... zusammen manchmal so, so Sitzungen, (<i>mit anderen UMA- Zentren</i>) aber wir arbeiten nicht- nicht speziell zusammen. (...) So ein- oder zweimal pro Jahr zusammenkommen und schauen, was sie vielleicht machen, was möglich wäre, was gut läuft, nicht läuft."
	F/2/86	"Ja, klar getrennt, ja. " (jugendliche von erwachsenen Asylsuchenden)

	F/3/98-104	"Viele haben eine Ausbildung nun. Beispielsweise sozialpädagogische Ausbildung in ***.(...) Und ähm, drei die... eine, die eine universitäre Ausbildung hat, also den Master. (...) ***, ja. Die hat den Master. Zwei *** Ausbildungen. Und dann ein, ähm. Eine Sozialpädagogin. Und ähm, die restlichen Leute sind hier aufgrund ihrer Motivation."
	F/3/127-130	"Hauptsächlich jetzt haben wir Afghanistan und Eritrea. Ja. Das sind die meisten. Und sonst gibt es Pakistan, was ist noch auf der Liste... Algerien, Äthiopien, Gambia, Irak, Kosovo, Mali, Mongolei, ääääh, was haben wir noch... Somalia und Sri Lanka."
	F/3/139	"Fast äh, sicher mehr als zwei Drittel Jungs, sicher ein Viertel/ drei Viertel."
	G/1/14	"Wir haben 16 Jungen und 6 Mädchen. "
	G/1/20-21	"Es hat viele Eritreer. Afghanistan, Sri Lanka, (Pause..) Gambia."
Variable 2: Erschwerte Bedingungen in der sozialpädagogischen Betreuung von UMA		
Indikatoren: Sprache, Beziehungsaufbau, Traumatisierung, fehlende finanzielle Ressourcen, Rechtliche Situation		
	A/4/163-171	"Bringen ihn ins Zentrum und dort ist dann eine Person zuständig um ihn in Empfang zu nehmen und das Zimmer zu zeigen, äh so die ersten Grobabläufe, äh, so gut wie möglich zu vermitteln. Es kommt auch auf die Sprachkompetenzen an und ja unter Umständen nimmt man einen anderen Jugendlichen dazu der dann grad so die grössten Informationen gibt. Und nachher wird das eingetragen in unserem Dokumentationssystem, wo elektronisch ist, wo wir von überall Zugriff haben wo wir dann aus der Ferne schauen können, dass die (unverständliche Stelle) stimmen. Sie werden dann dort eingetragen, erfasst die ganzen Standarten, und dann versuchen wir möglichst schnell in einen Tagesrhythmus einzufädeln."

	A/3/174-184	"Es wird dann so schnell wie möglich eine Bezugsperson definiert von unserer Seite her und die versucht so schnell wie möglich mit ihm ins Gespräch zu kommen, wo es eine Übersetzerin braucht, organisieren wir eine Übersetzerin, wo wir es intern regeln können, regeln wir es intern und dann bekommt er eigentlich so die nächsten Informationen was so läuft. Pararell wird bereits ein Termin mit dem Beistand koordiniert, quasi dass, das ziemlich schnell ist. Man kann sagen, dass passiert alles innerhalb einer Woche manchmal ein bisschen mehr manchmal ein bisschen weniger. Je nach dem ob irgendwelche Feiertage oder sonst irgendetwas ist. Dann ist er mit dem Beistand und dieser erklärt ihm dann eigentlich alles juristische, was jetzt abläuft, in welchem Status er ist, wo er ist, definiert die Rollen vom Betreuungsaltag, was ist der Zentrumsbetrieb, was heisst das hier, also so."
	A/4/189-192	"Also wir haben ein Ressourcenproblem, dass wir selbstverständlich gern mehr machen möchten, es hätte teilweise auch wirklich mehr Bedarf, aber es sind begrenzte Ressourcen finanzieller Art und wir arbeiten effizient, dass wir das Kindeswohl und der Kinderschutz gewähren können."
	A/4/194-197	"Das heisst wir wissen ein Teil ihrer Geschichte, dass wissen wir, was sie erzählen, dieser Teil weiss man und auf das versuchen wir zu reagieren und ihnen adäquate Unterstützung zu geben, das heisst, es kann sein, dass wir eine Therapie einfädeln oder ein Sonderprogramm machen."
	A/5/231-232	"Wir haben den Zugang wie alle anderen auch. Wir haben nicht per se eine Therapeutin, wo einmal in der Woche oder was auch immer vorbei kommt."
	A/8/416-417	"Ähm, Stiftungen anfragen solange sie im N- Status sind, ist äh, schwierig. Dafür ist niemand wirklich zuständig."
	A/13/659-665	"Ich würde einfach sagen, durch das, dass sie in der Schweiz unbegleitet hier sind, sind sie extrem vulnerabel für gewisse äh, Szenen. Also wir müssen unglaublich aufpassen, dass unsere Jugendlichen nicht von der Drogenszene äh, hineingezogen werden, von der Kinderprostitution eingenommen werden, und Mädchen von der Prostitution generell. Also da sind sie wirklich extrem vulnerabel da gibt es sehr komische Typen unterwegs, die unglaublich schnell diese Jugendlichen einnehmen können."
	A/13/667-673	"...und in eine sehr hohe Abhängigkeit hineinbringen. Und ich glaube, das ist der Unterschied dann wirklich, zu einem Schweizer Jugendlichen, wo sehr schnell die Schutzmechanismen dann schon zu greifen beginnen. Bei den Schweizer Jugendlichen haben wir die öffentliche Schule, wo sehr schnell anzeigt, dass ein er nicht gut unterwegs ist, oder dass jemand gar nicht kommt, aber und äh, ja, da sind Eltern da oder Nachbarn, da ist viel mehr an Kontrolle da. Und bei unseren Jugendlichen, die sind wirklich sehr gefährdet in

		diese Szenen abzurutschen."
	A/13/675-684	"Darum muss ich sagen, sie sind nicht Opfer aber es sind Kinder mit ihren Geschichten, die sehr belastend sind, und durch das, klar, sie haben eine hohe Selbstverantwortung, sie sind sehr belastend. Ich kann euch ein Beispiel bringen von einem 16-jährigen syrischen Jungen, der ist alleine da, und der ist wirklich alleine hier. Der hat äh, einen Bruder, einen älteren, in Zürich noch, wo man noch am schauen ist, ob das wirklich ein Bruder ist, aber er ist hier, und er ist eigentlich, der schaut jeden Abend auf seinem Handy die Erschiessungsvideos von seinen Familienangehörigen, die man da sieht. Und der ist einfach alleine hier. Und ähm, der ist schon in einer hohen Selbstverantwortung hier, ja, er hat sehr viele Fähigkeiten, aber gleichzeitig ist er eben sehr belastet."
	A/15/773-775	"Für uns wäre das Tolle teilweise, wenn man wüsste, von den Prozessen her, es geht zurück oder nicht weil dann würde ich sagen, eigentlich können wir den Deutschunterricht stoppen, oder man würde noch ein bisschen mehr Deutsch lernen."
	A/15/781-793	"Weil heute ist so, es ist eigentlich eher so das Undankbare in der Migration, zu warten, bis der Entscheid da ist, weil man weiss, man kann ja dann trotzdem nicht intervenieren. Und dann hängen sie, also ein Jugendlicher mit 14, der hängt, vielleicht zwei, drei Jahre, bis ein Entscheid kommt, von dem her. Und das hat auch damit zu tun, dass man den gar nicht vollziehen darf. Und dann steht da vielleicht: Zur Bearbeitung oder irgend sowas." Schlussendlich kommt es dann irgendwann zu einem Entscheid. Für uns, aus rein pädagogischer Sicht, aber äh, verfahrenstechnisch vielleicht auch das Falsche, ich weiss es nicht. Aber aus unserer Sicht wäre es einfacher, wenn man wüsste, ob es links oder rechts geht. Dann könnte man dementsprechend noch Unterstützungsmassnahmen in die Wege leiten. Aber wir versuchen eigentlich zu sagen, alles, was wir machen ist immer im Fokus von, es sollte eine gewisse Nachhaltigkeit haben.
	A/17/895-897	"Womit ich am meisten Mühe habe, ist, dass die Verantwortlichkeiten hin und her delegiert werden. Dass man nie genau weiss, wer zuständig ist. Lieber ich nicht- mach du."
	A/17/906-914	"Das ist für mich zermürend. Und das andere, mit den Jugendlichen so die Arbeit ist so, dass wir viele Jugendliche haben, die ähm, die in der Optik halt kommen: Give me money. Give me, give me, give me... und das ist okay, aber teilweise ist das wirklich zermürend. Wenn man so sieht, wir setzen uns ein für sie und dann. Obwohl aus ihrer Optik ist das klar, ich würde das auch so. Das ist absolut altersadäquat und herzensadäquat aber aus unserer Perspektive ist das trotzdem zermürend."

	A/17/927-931	"Und das Schwierigste im Umgang ist glaube ich dass man ähm, dass man eine hohe Anzahl Jugendliche zusammen hat, aus verschiedensten Herkunftsländern, mit einer Sprachbarriere, die enorm ist. die sehr schnell zu einem hohen Gewaltpotential werden kann. So. und das ist."
	A/18/941-942	"Ja, und und dann gibt es Rassismus in der UMA- Szene halt auch sehr stark. Und dann dort drin darauf zu reagieren das ist wirklich schwierig."
	B/3/108-121	"Also wen sie eintreten, dann ist so, die Person, die ähh. Also wir sind.. Mädchen kommen alle zu mir oder. .Wir haben jetzt 12 Plätze für die Mädchen. Und das ist jetzt voll oder. Die kommen alle zu mir, weil die meisten Mädchen haben ein Problem oder.Unterleibsprobleme und viele sind vergewaltigt worden. Und ja...Und ähm, dann gibt es einmal ein Eintrittsgespräch und ich bin Bezugsperson nicht nur also das macht man nur mal so oberflächlich oder. So wie es hier abläuft und so. Und dann gibt es äh, äh, ein längeres Bezugs... äh, Eintrittsgespräch wo, ja, wo man halt vielleicht eben über Gesundheit fragt."
	B/3-4/120-166	"So wie es hier abläuft und so. Und dann gibt es äh, äh, ein längeres Bezugs... äh, Eintrittsgespräch wo, ja, wo man halt vielleicht eben über Gesundheit fragt. Das Problem ist halt einfach auch oft die Sprache, oder. Weil ähm, ja wir, ja die meisten können nicht englisch oder französisch oder was können wir noch? Spanisch. Äh, geschweige denn deutsch und also weil, ich möchte auch nicht dass andere Jugendliche übersetzen weil äh, das habe ich auch schon erlebt dass dann in so einem Gespräch, in dem es eigentlich nur so zum Erklären gegangen ist, dann plötzlich so Geschichten herausgekommen sind, in denen sie vergewaltigt worden sind oder so...Und dann geht es ja, erstens einmal geht es die anderen Jugendlichen eigentlich nichts an, und zweitens ist ja da etwas sehr Intimes. Und... belastet alle, oder. .Und ähm. Deswegen ist es manchmal ähm, also die Kommunikation ist relativ schwierig. Weil oft kommt es eben dann trotzdem irgendwie raus, also ich male sehr viel und ähm, zeigen und so mit Bildern. Während... im Gespräch, dass sie etwas verstehen. Und dann sind erst mal da und dann meistens mit anderen Jugendlichen und dann verstehen sie relativ schnell wie es läuft.. Und dann zwei drei Wochen später gibt es dann wieder ein Gespräch. Und dann wär eigentlich so im Sinn jeden Monat. Wenn's normal, wenn jetzt jemand kein Beschwerden hat oder kein... Dann so alle Monate alle anderthalb Monate. Aber wenn man so schaut, dass sind Jugendliche die ganz viele Probleme haben, gesundheitliche Probleme, psychische Probleme, das geht zusammen psychisch und gesundheitlich. Und mit diesen hat man natürlich dann mehrere Gespräche. Und die, welche angepasst sind ist leider so, die gehen manchmal ein bisschen unter."

	B/5/231-237	"An einem Nachmittag machen wir Ausflüge. Die haben ja auch nicht, nicht viel Geld. Können nirgendwo hin, kennen nichts. Und äh, ein bisschen ein Hindernis ist, dass wir überhaupt nicht viel Geld zur Verfügung haben. Und immer so Gratiszeugs machen, das gratis ist. Oder billig. "
	B/7/332-339	"...die meisten haben N. oder...Mit N. Also nicht, also extrem. Eingeschränkt. Und mit F ist es vielleicht ein bisschen besser. Aber auch nicht wahnsinnig viel besser."
	B/7/366-370	"...äh, ähh, haben auch, sie wissen nicht, gehören wir jetzt zu äh, zu dem ganzen Prozess von ... von dem ähmm, mit den Papieren und allem oder. Und das braucht ein Weilchen, bis sie das begreifen, oder. Und sie haben auch lange das Gefühl, dass wir einen Einfluss auf ihr N oder F oder Gemeindettransfer oder was weiss ich was haben oder. Und das dauert ein Weilchen."
	B/8/409-410	"Und ähm, dann kommt halt auch immer wieder die Unsicherheit. Mit dem N können sie hier bleiben? Das ist sehr, also das ist ein Thema das sehr, immer wieder kommt."
	B/9/456-461	"Es hat.. Eigentlich ist es ja noch gut, wenn Flüchtlinge untertauchen, (ironischer Unterton). Also es hat niemand... Niemand ist traurig. Also wir schon Also ich finde es meistens sehr traurig, wenn äh, Jugendliche einfach untertauchen. Aber... So von den Behörden. Ist es äh, ist es Die werden einfach abgemeldet."
	B/16/853-857	".. Aber mit F kann man schon Bewerbungen schreiben. Oder. Dann kann man, dann ist etwas anders oder. Aber die meisten haben ja N und das ist schon ein bisschen.. Also das ist schon ein Problem."
	C/1/17-23	"Die Rechte. Zum Beispiel, dass alle UMA eine ein Vormund zur Verfügung gestellt bekommt. Das ist nämlich nicht so. Äh das Gesetz sagt vor die müssen eine Vertrauensperson haben aber es ist überall anders ausgelegt. Es gibt Kantone die stellen tatsächlich eine Vormundschaft zur Verfügung, andere geben nur eine äh so genannte Beistandschaft und so eine Beistandschaft kümmert sich dann nur um die rechtlichen Fragen aber nicht um um die Kinderrechte. Also UMA's müssten eigentlich also müssten die Kinderrechte also Kinderrechtskonvention, ja? sagt vor, dass es bestimmte Schutzmassnahmen geben muss für UMA's. Und die finde ich, finden nicht statt."

	C/4/173-178	"Und das wiederum hat damit zu tun, dass das Bundesamt für Migration ähm oft wartet bis Volljährigkeit. Mit dem Asylentscheid. Das kann man positiv als auch negativ sehen. Positiv auf der einen Seite, weil diese Jugendlichen, dann bleiben können bis Volljährigkeit. Das heisst Sie haben hier ein paar Jahre wo sie irgendetwas aufbauen können, ressourcenmässig. Aber negativ in dem Sinne, dass wenn sie volljährig sind dann haben sie ihre Rechte nicht mehr als Minderjährige und dann kriegen sie fast immer einen negativen Asylentscheid."
	C/5/232	"Und dann sind sie erst mal ziemlich verloren. Tauchen in eine Depression ein."
	C/6/328-329	"Die meisten sind traumatisiert."
	C/7/395-398	"Ähm psychische Leiden werden physisch interpretiert. Das heisst das zeigt sich in Kopfschmerzen. Bauchschmerzen. Vielleicht viele haben Magenschleimhautentzündung also ganz ganz viele."
	C/7/400-401	"Äm wir bieten Therapie an wir haben eine sehr gute Zusammenarbeit mit der KJPD, Kinder- Jugendpsychiatrie in ***. Aber das schwierige ist, den Jugendlichen da hin zu kriegen."
	C/8/427-444	"Ich glaube eine ganz ganz grosse Hürde ist wirklich was passiert mit denen wenn sie Volljährig sind. Wir wissen's selber nicht. Wir haben keine Kooperation mit den Gemeinden. Es äh und. Ganz schwierig ist es den Jugendlichen darauf vorzubereiten. Dem Jugendlichen auch äh ein realistisches Bild zu geben. Welche Möglichkeiten haben sie hier. (...) Wir können nicht die Zukunft mit planen."
	C/8/458-462	"(..) dann sind sie (die Volljährigen) zwei bis vier Jahre schon hier gewesen. Wir können diesen Jugendlichen nichts mehr anbieten. Die fühlen sich ganz erwachsen. Die wollen sich auch nicht mehr in ein System anpassen, die stehen wo völlig anders mit ihren Zukunftsperspektiven und haben das Gefühl sie werden hier eingesperrt. Und wir hatten dann die Schwierigkeit, wir müssen trotzdem diese Jugendlichen in Strukturen behalten."

	C/9/512-517	"Mir geht es dann schon sehr nah, dass mitzuerleben, dass Jugendliche keine Zukunftsperspektiven entwickeln können. Dass sie nicht wissen, wie geht's weiter wenn ich 18 bin. Das nimmt mich schon mit. Ähm und auch ja die die politischen Instanzen, wo wir keinen Einfluss drauf haben äh kann sehr frustrierend sein, weil wir arbeiten wir kennen die Jugendlichen so gut also es ist ne sehr intensive Arbeit mit diesen Jugendlichen. Und ähm zu sehen wie motivierte, ressourcenstarke, fröhliche, junge Menschen dann irgendwann nicht mehr können. Weil..."
	C/9/519-523	"Wir bauen sie auf wir helfen sie, über Jahre hinweg und kriegen aber wenig Unterstützung von woanders her. S: Mhm. R: Also nicht von oben nicht von aussen eigentlich von nirgendwo. Und dann auch dass in der Allgemeingesellschaft, so wenig Akzeptanz vorhanden ist. Das macht mich persönlich fertig."
	C/11/644-649	"Alle die im Asylbereich arbeiten, haben ja eine gewisse Empathie, ja? Und haben einen bestimmten politischen Standpunkt. Aber wir sind in einem von einem Asyl einer Asylpolitik umgeben die ganz anderes denken als wir. Und das ist natürlich extrem schwierig. Und ähm wir haben so oft das Gefühl, das macht alles noch viel schwieriger für uns. Für die Bewohner hier. Und ich find, das einfach auch ganz ungerecht. Müssen aber trotzdem in einem ungerechten System eben arbeiten."
	C/12/669-676	"Das Dublin-Abkommen müsste abgeschafft werden. Das wär ein sehr grosser Schritt. Ich find es komplett ungerecht." (...) Die haben keine andere Möglichkeit statt durch Italien oder Spanien hier reinzukommen. Und waren vielleicht nur eine Woche auf Durchreise. Manche haben nicht mal ein Asylgesuch gestellt in Italien und müssen dann trotzdem zurück. Familien werden mit kleinen Kindern, werden zurückgeschickt."
	C/14/774-777	"Die haben keine Pubertät unsere Jugendlichen. Die wenigsten haben eine Pubertät. Die können sich das nicht erlauben, glaube ich. Ähm die sind entweder Kinder oder Erwachsene. Und sobald sie auf der Flucht sind, sind sie Erwachsene."
	D/4/195-196	"ist es wirklich auch die Sprache, wo dann zu grosses Hindernis ist um äh über das reden...und äh irgendwie"
	D/6/281-283	"Und dann kommt so das hey das ist gar keine normale Schule, ihr verarscht mich doch, von dort wo ich herkomme, konnte ich eine normale Schule besuchen, wieso geht das

		jetzt nicht?"
	D/10/499-504	"Ja nur weil jemand zwölf ist haben wir darum nicht mehr Kapazität. Oder? Er zählt auch als ein Jugendlicher von zehn, die du als Bezugsjüngendliche hast. Und du hast nicht mehr Prozent oder irgendwie Präsenzzeit als irgendwie...und der Jugendliche muss nachher mit dem gleichen ähm also die gleiche Zeit, wo die Bezugsperson zur Verfügung hat, eigentlich genau das Gleiche machen, wie die anderen auch. Und das ist für einen Zwölfjährigen halt wirklich extrem viel verlangt."
	D/10/528-534	"Ja. ein Platzproblem und auch ein Problem vom Betreuungsschlüssel, oder? Also ich meine ein Sozpäd für 10 Jugendliche.(...) Und du bist nicht immer da oder? Wir sind 4 Tage da bei 80% manchmal im Spätdienst und...(...) Also die Hälfte vom Tag bist du nicht da."
	D/12/623-628	"Also grundsätzlich was mir jetzt so spontan einfällt, ist die Sprache. Wo ich oft denke könntest du mich doch verstehen oder anders mit reden. Meistens sind es wirklich sehr einfache Sätze und du musst es zehn Mal wiederholen und dann bist du dann auch nicht genau sicher, hat er es jetzt wirklich verstanden, gerade wenn es um so Sachen, so ganz komplizierte wie das Asylverfahren oder Transaktionen und die Schweiz ist mega kompliziert."
	D/12/640-643	"Also mit dem finde ich, stösst man dann schon auch mal ähm an die Grenzen. Weil ich weiss nicht bei einem schweizer Jugendlichen könnte man irgendwie sagen, ich weiss nicht wir platzieren Kinder in ein Heim oder so, wo du dann sehr eng betreut bist, das kann man hier jetzt zum Beispiel nicht, weil es einfach finanziell nicht möglich ist. "
	D/13/661	"Wir sind keine Traumaspezialisten oder Psychologen, Psychiater."
	D/13/693-698	"Ja manchmal ist es für sie auch noch irgendwie blöd, dass sie also sie müssen ja auch zuerst das Vertrauen aufbauen und je nach dem was zuvor schon in den ersten Interviews erzählt haben beim BFM und dann ist das nicht das was sie wirklich erlebt haben und irgendwie kommen sie dann in einen Konflikt hinein, ein Gewissenskonflikt und verstricken in etwas. Und darum sagen sie lieber gar nichts oder das es sich dann irgendwie herausstellt das irgendwie falsch gewesen, oder das es verschiedene Versionen gibt oder so. "
	D/14/715-716	"Ja. Es geht einen Moment bis sie kapieren ah okay das ist der ***, die Betreuer hier sind nicht für das Asylverfahren zuständig, die sind nicht mit Bern irgendwie in Kontakt."

...	D/15/781-783	"Also ich finde, es geht einfach viel zu lange. (Asylverfahren) Und es ist irgendwie...zum Teil geht es drei Jahre bis ein Jugendlicher, Bescheid bekommt. Erst drei Jahre im Endstadium plus er geht in die öffentliche Schule, er kann keine Lehrstelle suchen, wegen dem Papier."
	D/15/790-797	"Und ich habe dann einmal bei den Beiständen ein bisschen nachgefragt, weil die haben Erfahrung es sind die, die sich auskennen. Und sie haben mir, dann halt erklärt, dass MNA-Dossiers wie nicht gewichtet werden, weil sie einen gewissen Schutz haben bis 18, oder? Können nicht ausgeschafft werden und so. Meine Meinung ist genau diese müssten so schnell als möglich behandelt werden.(...) Bei denen ist es wichtig, dass sie einen Entscheid bekommen."
	E/4/155-156	" Ich glaube, da wäre schon noch mehr möglich, aber es ist auch immer eine Ressourcenfrage."
	E/5/236-237	Man kann davon ausgehen, dass die wenigsten Jugendlichen mehr als zwei Worte Deutsch sprechen, wenn sie hier her kommen."
	E/6/302-304	"Das äh, äh, das sind nicht so konstante Beziehungen, wo man jetzt sagen kann, die man so aus Kinderheimen kennt. In denen man Kinder drei- vier Jahre begleitet, jeden Tag mit ihnen isst, so..."
	E/7/327-332	"Das Schwierigste ich glaube ich wirklich die, äh, die unsichere Zukunft. Die fehlenden Anschlusslösungen, wen sie hier gehen. (...) Dass man Jugendliche häufig einfach ohne äh, Perspektive entlassen muss. Dass man.. wenn sie nachher in die Gemeinden kommen, ist es Sache der Gemeinde, ob sie die Jugendlichen weiter fördern oder nicht."
	E/7/348-353	"Also das ...die kommen mit ganz viel Hoffnung hierher. Sie kommen hierher und hoffen, dass sie bleiben können und wollen, also jetzt in der Schule, die sind motiviert, die wollen Deutsch lernen, die wollen hier bleiben.(...) Und dann irgendwann, ja natürlich flacht dann die Hoffnung irgendwann ein bisschen ab (...)"
	E/9/466-476	"Man darf einfach nicht vergessen: Die Verständigung ist extrem schwierig.(...) So durch die mangelnden Deutschkenntnisse, so durch.. mit Ressourcen und lösungsorientierten Ansätzen, die sind häufig so gesprächsbasierte Ansätze. (...) Und das ist recht schwierig mit diesen Jugendlichen.(...) Dann in eine Tiefe zu kommen. Gerade in der Startphase, wenn sie hier sind, und... eben meistens gehen sie so nach dreiviertel Jahr- Jahr treten sie wieder aus. Also dass man mit vielen Jugendlichen gar nicht auf so eine tiefe Ebene kommt."

	E/10/498-500	"Was ich aber dazu sagen kann ist sicher der Teil, dass ich glaube, dass MNA politisch nicht relevant sind von der Anzahl her."
	E/10/507-511	"Und natürlich, wenn man es aus einer Kinderrechtsperspektive anschaut, ähm, die die Schweiz unterschrieben hat, dann sind natürlich schon noch einige Mängel da, die nicht umgesetzt sind. (...) Also die Geschichte mit Recht auf Bildung und so das ist einfach nicht eingehalten."
	E/4/188-192	"(:...) wir merken einfach, dass.. solange sie Minderjährig sind, dass sie sie hier lassen.(...) Es ist weniger kompliziert, genau! Aber es, danach wenn sie a.. volljährig sind, geht es manchmal dann äh, wirklich schnell."
	E/5/251-265	"Die Jungen, die unterwegs gewesen sind, die sind, die haben vielleicht ein paar Jahre, vielleicht drei- vier Jahre gebraucht, um hier anzukommen. (...) sind seit drei- vier Jahren unterwegs. Und dort auf der Strasse gewesen. (...) Ohne Regeln, nichts mehr... (...) Dann ist das schwierig am Anfang, wenn du denen sagst, morgen musst du zur Schule gehen. Die Schule ist nicht zwei Tage oder drei Tage in der Woche, hier sind es wirklich fünf Tage pro Woche.(...) Das ist dann wirklich am Anfang schwierig."
	E/6/277-278	"Danach ist es ziemlich schwierig, dass die, äh wie sagt man, dass sie Vertrauen haben."
	E/7/336-337	"Ja, dass auf einmal... teilweise schwierige Dinge. Äh, di, die... unterwegs gibt es ziemlich viel Gewalt."
	E/8/422-425	"Ähm, am Anfang vielleicht die ersten Jahre ist vielleicht die Sprache ein Problem. Weil, wir hatten vielleicht Leute, die übersetzen konnten. Aber diese Jungen hatten vielleicht so einen Druck, als sie hier angekommen sind, äh, von der Familie, und was sie hier in der Schweiz sagen sollen, was sie nicht sagen dürfen..."
	E/10/498-500	"Hat man Schwierigkeiten, also es gibt gewisse Fachleute, aber generell ist es schwierig, Leute mit Migrationskenntnis zu finden. Das ist meiner Meinung nach etwas, das fehlt. Leute, die diese Problematik kennen."
	G/5/210-212	"Was ist, ist dass äh, gewisse junge Leute müssen ausreisen oder so was. Und so kann die Arbeit schwierig werden. Und man hat keine Distanz und ist somit konfrontiert mit manchmal mit der Abreise,(...)".

	G/5/219-224	"Was ein bisschen kompliziert hier bei uns ist, ist dass die Jungen... bringen uns manchmal mit dem Entscheid in Bern und alldem in Verbindung. Und äh, sie haben das Gefühl, was wir sind, in der Rolle, in der wir uns befinden, im Zusammenhang, was mit ihnen passieren kann. und dann gibt es Jugendliche, die gehen, und die... ja, man kann sagen, richtig wütend auf uns sind. Weil sie glauben, dass wir die Verantwortung dafür haben, was mit ihnen passiert."
	G/5/236-237	"Aber wir bohren nicht direkt nach um herauszufinden... was sie erlebt haben. Ect. Es sind die Jungen, die von sich aus erzählen sollen, dass sie Hilfe benötigen."
	G/7/315-317	"Generell ist es so, dass das Asylwesen trotz allem auch positiv ist. Gerade für die Minderjährigen, mit dem Stand der Ausbildungen im *** sind die Mittel ziemlich interessant, um die Personen zu integrieren."
	G/7/317-319	"Wenn man ein besonderes Augenmerk auf die Asylentscheide legt, sind die Richtlinien sehr restriktiv. Es gibt wenige positive Entscheide."

Das Resilienzkonzept gehört nicht zu den bestehenden pädagogischen Konzepten in den ausgewählten UMA- Zentren, es wird dort aber trotzdem resilienzfördernd gearbeitet.

Variable 1 : Bestehende Konzepte in den Zentren		
Indikatoren: Ziele der pädagogischen Arbeit, vorhandene Konzepte, Arbeitsweise	Code / Seitenzahl / Zeilennummer von bis	Interviewausschnitte
	A/3/100-101	"Wir haben ähm, zwei Sachen, die sind noch am Aufgleisen momentan. Wir haben Bezugspersonen vor Ort, das sind die Mitarbeiter, die in der Betreuung arbeiten."
	A/3/103-107	"Die Bezugspersonen sind, von diesen Jugendlichen. Und wir haben diesbezüglich ein Case- Management installiert, wo jemand von unserer Firma drin ist, damit man Prozesse, die bei den Jugendlichen laufen, möglichst rasch reagieren kann, und das Case-Management arbeitet dann mit den Rechtsbeiständen und mit den Vertretungsbeiständen ."
	A/5/229-230	"Wir haben nicht per se eine Therapeutin, wo einmal in der Woche oder was auch immer vorbei kommt."
	A/10/501	"Das ist ein Part der Krisenintervention. "
	A/10/503-505	"Wo der Kanton dran ist. Wir haben, Grobkonzepte sind da, Rahmenkonzepte sind da, in der Arbeit von uns wo der Kanton in interdepartementellen Arbeit noch klären muss, was sind die Rechtsgrundlagen."
	A/10/507-511	"Und was ist das Ausmass an Finanzierung, das man geben kann für so ein UMA- Zentrum. Das definieren sie bis im Sommer nächsten Jahres sollte das da sein. Und seitdem haben wir ein Rahmenkonzept erarbeitet, das da ist, das auch Minimalbetreuungen beinhalten kann. Aber es ist nicht ein sozialpädagogisches Konzept da."

	A/10/517-519	"Und das hat damit zu tun, dass man eigentlich die Konzepte, die man zuvor hatte, die sind eigentlich, die hat man als unbrauchbar deklarieren müssen. Weil es falsch war, es war die falsche Zielgruppe. und es war, es war, dass man den Versuch damals gemacht hat, dass sie, oder ich würde so sagen, dass man viel zu sehr versucht hat, die Struktur eines Erwachsenenenzentrums auf einfach Jugendliche."
	A/11/562-563	"Aber die Konzepte sind noch in Bearbeitung und dementsprechend kann ich die auch noch nicht herausgeben."
	A/12/621-625	"Und dann ist es so, dass aus der Asylverordnung ja eigentlich, dass ein Mensch wiederkehrende Ämtlis macht, eben zum Beispiel im Zentrum, dann kann man fünf Franken zusätzlich verdienen, quasi und das gäbe dann nachher die 12. 50 Franken Unterstützungsgeld, das sie haben."
	A/12/630-631	"Das ist berücksichtigt, und eigentlich wollen wir den Jugendlichen hier lernen, du bekommst ein wenig Geld, wenn du ein wenig arbeitest" [...]
	A/12/634-641	"Von dem her haben wir sie umformuliert, und gesagt, ein Jugendlicher, der im Zentrum lebt, der hat äh, der hat ein Ämtli zu erledigen, hat einen Beitrag zu leisten, wie man es in allen anderen Lebensgemeinschaften auch hat. Der Beitrag wird geleistet, das machen sie dann auf der Gruppe quisi, zusammen einen Ämtliplan „uschäse“.. Das ist die eine Geschichte. Und parallel haben wir gesagt, dass die Jugendlichen Sackgeld zu Gute haben, fünf Franken pro Tag. So sind wir in dieser Asylverordnung geblieben. Aber haben es eigentlich getrennt. In zwei Geschichten. Es ist dann nicht, wenn ich es nicht gemacht habe, gibt es nichts."
	A/14/725-726	"Dann ist es Grundlage von der sozialpädagogischen Arbeit wenn jemand nicht ressourcenorientiert arbeitet, ist er auf dem falschen Planeten."
	A/14/738-741	"Aber ich bin, ich bin sehr sensibel auf so ähm, Fachkonzeptaussagen, Ressourcenorientierung, Lösungsorientierung, Systemisch... Das sind so die Sachen wo die Institutionen und die Szenen sich auf die Flagge schreiben. Ich kenne wenige Institutionen, die dann wirklich so arbeiten."
	A/14/770-771	"Also, wir wollen maximal Energie rein geben, damit die Jugendlichen profitieren. Im Wissen, ob es links oder rechts geht (ob sie in der Schweiz bleiben können oder

		nicht), ist irrelevant."
	A/15/819-822	"Wir haben den Auftrag, Sicherung vom Kindeswohl, Kinderschutz, das ist der eine Auftrag, den wir haben. Dahinter steht dann Tagesstruktur, Bildung, all die gesetzlichen Vorgaben. Mit der UN-Kinderrechtskonvention ist eigentlich auch klar, was unser Job da drin ist. Das ist wie der eine wichtige, der wichtigste von allen."
	A/15/824-826	"Und das andere ist, dass wir wie sagen, okay, wir haben jetzt wirklich Jugendliche, die unbegleitet sind, also versuchen wir so viel wie möglich ähm, an der Identitätsbildung, sage ich jetzt mal, ähm arbeiten zu können."
	A/16/883-840	"Und das eigentlich so Sachen, wo man sagen kann, da arbeiten wir mit dem Kindeswohl im Sinn es geht um eine Identitätsbildung, eine nachhaltige. Wer bin ich, was kann ich, woher komme ich."
	A/21/1144-1159	"Wir, das ist dann eine Philosophiefrage. Wie viele Regeln gibt es an einem Ort. Ähm, unsere Firma vertritt das System, dass wir Individualität wollen. Und ähm, Regeln braucht es, ja okay, aber ich bin eigentlich viel mehr der Fan von Abmachungen, von Anpassungen von... ja, so Vorgaben, die man herleiten muss... ja... Und äh, von dem her gibt es einfach, gibt es gewisse Rahmenbedingungen, die da sind, die Zentrumsregeln sind, Hausregeln sind, das sind aber nicht Unmengen, das sind vielleicht zehn Regeln, die es gibt. und da drunter sind kein Alkohol, keine Drogen, kein Sex unter den Jungen und Mädchen. Ähm, Gewalt, was haben wir noch? Die Rückkehrzeiten sind für uns extrem wichtig, weil die geben Tagesstruktur. Ähm... was haben wir noch... Das Bezugspersonensystem. Ähm, Wochenende nur weg nach Absprache mit dem Beistand, dass das abgesegnet wird. "
	B/4/184-187	"Also sie haben obligatorische Tagesstruktur wo sie verschiedenste Sachen lernen. Äh...unter anderem, natürlich Deutsch. Aber das ist natürlich auch, also ich gebe zum Beispiel Allgemeinbildung und das ist ja dann auch logisch, dass sie auch Deutsch lernen. Äh möglichst viel auf Deutsch. Und zwischen durch schon mal Französisch oder Englisch aber dann immer wieder auf Deutsch."

	B/5/220-229	"Wir gehen sie so um viertel ab acht wecken. Und ähm der Unterricht beginnt um neun Uhr. Und in der Zwischenzeit können sie da...Frühstück holen. Und ähm um neun Uhr beginnt dann der Unterricht, in den Programm. Und wir schreiben einfach auf wie viele, dass zu spät kommen. Ähm und dann haben sie Unterricht, dann Pause, dann wieder Unterricht. Also nicht sehr viel. Sie haben dann äh..äh...etwa zweieinhalb Stunden am Morgen. Und dann ist Mittag. Und dann am Nachmittag wieder Unterricht. Und das wechselt ab, eben Deutsch, Mathe, Allgemeinbildung, äh, Atelier, Sport."
	B/5-6/257-262	"Also eigentlich ist es so, also das Zentrum hat äh, äh, eine Küche oder. Und ähm, ähh, unser pädagogisches Konzept ist, dass sie nach gerade nach der ersten Phase so nach einem halben Jahr erhalten sie das Essensgeld für das Mittagessen bekommen sie, dann dürfen sie hier essen, und müssen quasi selber kochen, aber für sie ist es meistens kein müssen, weil sie haben das Essen hier nicht gerne siekochen lieber so wie sie äh, es von ihren Ländern kennen."
	B/6/271-280	"Also wir haben natürlich einen Tages, also eine Hausordnung und ähm, sie sind ja hier nicht im Gefängnis und wie ich schon gesagt habe, sie sind nicht wirklich sehr eng betreut. Also sie können bis um also ab zehn Uhr ist quasi Nachtruhe. Dass sie nicht mehr lärmern sollten. Um elf Uhr müssen sie zurück sein, während der Woche. Am Wochenende können sie gehen, also. Wenn wir junge, also unter 16 haben, dann rufen wir die Leute an, wo sie hingehen. Also sie müssen quasi sie müssen eine Adresse angeben oder, sie erhalten einen Urlaubsschein und wenn sie unter 16 sind, rufen wir diese Leute an meistens sind es irgendwelche Leute, Landsleute, wo wir eh nichts verstehen. Dann gehen sie dort hin. Also wir haben dann keine Kontrolle mehr..."
	B/10/501-503	"Und dann habe ich halt so, für mich ist auch noch wichtig so im Allgemeinunterricht eben so Sachen, dass sie, äh, die sie mitnehmen können. Wenn sie halt zurück müssen oder wenn sie untertauchen müssen."
	B/14/750-753	Und ähm, äh, also wenn wir merken, dass jetzt zum Beispiel so eine Dynamik oder äh, eine Gruppe also wir haben jetzt relativ viele Jugendliche aus Afghanistan. Und die sind "...äh, wenn die zu viel Macht bekommen, dann sprechen wir mit denen und ähm, auch dann mit den einzelnen, dann sanktionieren wir halt auch."

	B/17/870-889	<p>"Und das andere ist. Äh, dass sie äh, lernen, zu sich zu stehen. Dass sie auch lernen zum Beispiel herausfinden, was sie wollen, oder. Gerade bei Frauen, denke ich, ist das wichtig. Und auch mit, oder was es heisst, wenn sie sich auf, äh, irgendjemanden einlassen, nur mit, dass sie irgendwelche Geschenke erhalten oder so. oder. Dass sie wirklich sich selber entscheiden. Also sicher das äh, viel über Gesundheit und Prävention von Krankheiten. Und dann halt wirklich ganz einfache Dinge wie man, eben, dass äh, ein Jahr 365 Tage hat. Und dass äh, (lacht)... die Erde um die Sonne dreht. Und halt auch ähm, das mit dem Wasser. Also was ich immer wieder durchnehme ist Energie, und Wasserkreislauf, dass sie auch wissen, woher das Wasser kommt, und dass es eine Ressource ist, auf die man achten soll und Sorge tragen. Dann... Das ganze Zeugs mit dem Abfall, und.. Also ich mache dann eben auch viel so Ausflüge. Bezogen auf Thematiken."</p>
	C/4/188-203	<p>"Ja. Also wenn jemand neu kommt, dann heissen wir, wenn wir können als Gruppe, also das ganze Team, heisst diese Person erst mal willkommen. Ähm wir zeigen diesen Jugendlichen das Zimmer äh...wir versorgen diesen Jugendlichen gleich äh mit Essen und Trinken. Vielleicht waren sie schon Stunden unterwegs. Sind auch etwas verunsichert wo kommen wir überhaupt hin. Dann dürfen sie sich erstmals erholen, ein paar Stunden und danach machen wir ein sogenanntes Eintrittsgespräch. Das ist ein ziemlich langes das Eintrittsgespräch kann auch erst am nächsten Tag... Geschehen. Weil es ist ziemlich ausführlich. Es geht über eine Stunde. Ähm wenn es erst am nächsten Tag stattfindet, dann am Ankunfts tag gucken wir wo kommt dieser Jugendliche her, haben wir andere aus dieser Nation und versuchen dann auch gleich andere Jugendliche mit einzubinden. Also wir sagen dann: Guck mal hier haben wir eine neue Bewohnerin könntest du dich mal um sie kümmern. Zeigst du ihr wo die Essensausgabe ist, zeigst du ihr den Aufenthaltsraum und erklär ihr bisschen was hier. Und dann lassen wir sie erst mal."</p>
	C/6/279-294	<p>"...also strukturell gesehen gibt es ja hier zwei verschiedene Phasen im Jugendprogramm. Wir haben die Aufnahmephase und das heisst das ist eine sehr intensive Phase, wo auch die Bezugspersonenarbeit am intensivsten ist. (...) Und nach diesen sechs Monaten ähm sollten die Jugendliche in die zweite Phase. Äh das ist ne Phase wo sie sind hier angekommen sie müssen sich realistisch mit ihrer Zukunft auseinandergesetzt haben. Sie haben sich bestimmt äh, Ressourcen hier angeeignet und werden dann eher in die Selbständigkeit geschickt."</p>

	C/6/329-332	"Und ähm und eine Stabilisierung bedeutet für uns wir bieten den Jugendlichen feste Strukturen an. Also ein Tagesablauf. Ein ganz strukturierter Tagesablauf. Wirklich von morgens bis abends haben sie einen strukturierten Tagesablauf. Und äh das zweite ist wir versuchen sie auf ne Selbstständigkeit hin vorzubereiten."
	C/7/354-355	"Das machen wir natürlich. Das ist eigentlich das Grundlelement unser Grundlement. Und ist natürlich auch die die eigenen Ressourcen der einzelnen herauszuarbeiten. Und auch aufzubauen. "
	C/7/372-376	"Und dann versuchen wir lösungsorientiert mit dem Jugendlichen zu arbeiten. Wir haben nicht die Lösung parat für einen Jugendlichen der morgens einmal nicht aufstehen kann der ständig krank wird, der sich nicht mehr in der Gruppe einfügen kann und dann versuchen wir schon mit ihm oder mit ihr Lösungsvorschläge zu be... ja herauszuarbeiten. Schrittweise. Es ist ein ganz langer Prozess."
	C/9/528-531	"(...) regelmässig reden wir darüber über Nähe und Distanz, ist uns ein ganz wichtiges Thema. Eine gewisse Nähe und Empathie braucht es in der sozialpädagogischen Arbeit sonst, sonst kann man nicht professionell arbeiten, aber trotzdem auch so viel Distanz, dass man Jahre gesund bleibt in diesem Beruf."
	C/10-11/591-593	"Ähm oder wenn die Gemeinde bei uns anruft und sagt, ja wir haben erfahren, dass unsere Frauen (Anwohnerinnen) Angst haben alleine hier abends zu joggen oder so, dann laden wir sie hier ein."
	C/13/724-730	"Aber ich zweifle nicht weil ich hab die Einstellung, dass wir können in die kurzen Zeit in der sie hier sind sehr viel Gutes machen. Wir können hier sehr viel aufbauen. Mit den Jugendlichen. Die bekommen etwas mit. Und daran glaube ich. Und daran versuch ich auch festhalten. Es kann keine verschwendete Zeit gewesen sein. Das darf's nicht sein. Wir müssen versuchen diesen Jugendlichen so viel wie möglich wirklich überhaupt mitzugeben. Ob es dann für die Rückkehr ist oder für die Bleibe in der Schweiz. Weiss ich natürlich nie. Aber ich glaub immer dran dass sie etwas gelernt haben was für sie nützlich sein kann."
	D/2/71-76	"Ähm also das ist so, dass wir alle Jugendlichen aufgeteilt haben auf unser Team, also jedes Teammitglied hat circa acht bis zwölf Bezugsjugendliche. Wir haben es so gemacht, dass die Frauen im Team nur Mädchen, nicht nur Mädchen, aber dass die Mädchen nur bei Frauen sind und die Buben sind bei Frauen oder Männern. Das ist eigentlich gemischt. Und wir schauen so ein bisschen, dass es gut durchmischt ist, dass jeder von jeder

		Nationalität jemand hat und ein bisschen die Jüngern und die Älteren gemischt sind und so."
	D/2-3/88-97	"Also wir haben Gespräche, wo festgegeben sind mit einem zeitlichen Ablauf. Das ist zuerst, also sie kommen am ersten Tag, dann ist es meistens noch nicht die Bezugsperson die das Gespräch führt. (...) Das ist das Eintrittsgespräch, dann zwei Wochen später gibt es wieder ein Gespräch, wo man so ein bisschen versucht, herauszufinden, wie geht es ihnen...in diesen zwei Wochen, gibt es irgendetwas, dass gar nicht geht, einfach so ein bisschen kennenlernen, also das ist eigentlich das erste Mal, die Bezugsperson so ein Gespräch hat. Und dann nach so... drei Monaten? sechs? Drei Monaten das Fördergespräch, wo man Zielvereinbarungen macht."
	D/3/114-125	"Ähm wir arbeiten auch so, dass es so einen "Boroboy" gibt, das ist so ein bisschen das „Göttisystem“.(...) Also einer der schon länger da ist und ein bisschen besser Deutsch kann, ist der Übersetzer und soll ihn auch in dieser Anfangszeit unterstützen und ihm eigentlich alles zeigen. (...) Es findet auch so ein Kurs statt, eine Schulung, wo sie dann alle ein Diplom bekommen, das sie in Führungszeichen ein ausgebildeter „Boroboy“ sind. Und auf das sind sie meistens ziemlich stolz."
	D/4/146-148	"Also ich weiss nicht ob es ein Konzept ist aber wir haben einen Sanktionenkatalog. Da ist einfach ganz klar aufgeführt, welches Fehlverhalten zu welcher Konsequenz führt, zu welcher Sanktion."
	D/4/152-156	"wir haben sonst einfach viele kleine Sachen, so ähm irgendwie die WG-Verantwortlichkeiten, also wie wir auf der WG arbeiten, gibt es ein Konzept, dann so Sprechstunden, gibt es ein Konzept, also es gibt es eigentlich schon, also wir haben diverse kleine Konzepte...ähh Ticketverleih oder Nachtpräsenz, Wochenende, ist alles schon irgendwie geregelt aber ähm so spezifische Arbeitsweisen, eigentlich nicht nein."
	D/4/164-166	"Also wir machen dann manchmal Fallbesprechungen und so und dann schauen wir schon, dass wir das ressourcenorientiert, lösungsorientiert anschauen können. Aber es ist nicht irgendwie fest in unserem Konzept, verankert oder so. "

	D/4-5/200-224	"Also mein Ziel ist eigentlich so ein bisschen, dass ich ähm die Jugendlichen äh, dass ich ihnen Werte vermitteln kann, ähm vom Zusammenleben, das sie äh kennenlernen wie es bei uns in der Schweiz läuft, wie es funktioniert und so, dass sie auch ihren Alltag selbständig meistern können und dass sie ein Selbstvertrauen bekommen, wenn sie das noch nicht haben. Und wenn sie zu grosses haben, das ein bisschen abbrechen. (Lacht). (...) Ohne den Jugendlichen irgendwie zu fest zu desillusionieren, oder? Weil es ist auch krass wenn er kommt und merkt scheisse ich habe kein Papier um eine Lehrstelle zu finden und dann nimmt ihm das wie das Mittel. Und das ist manchmal auch nicht so ganz einfach."
	E/2/87-90	"Ja. Also, Also von der Verteilung her sind ungefähr drei Viertel Jungs,...) und ein Viertel Girls und die jungen Frauen werden sicher ausschliesslich von Frauen begleitet. Und bei den Jungs ist es dann halt gemischt."
	E/3/100-103	"Mit ihnen wirklich Anschlusslösungen zu finden. Weil die müssen wirklich eine Tagesstruktur finden und in einem System drin sein. Dann kann man sagen: Wir machen Rückkehr... versuchen die Rückkehrfähigkeit zu erhalten bei ihnen, dann ist das sicher ein Teil dabei. Auch kulturell, wo man ihrer Kultur Platz gibt..."
	E/3-4/144-153	"Nein, wir können... wir arbeiten nicht nach einem speziellen pädagogischen Ansatz. (lacht). Man muss auch sagen, wir haben die Heimbewilligung erst seit einem guten Jahr unbefristet, zuvor ist das, ab dem Geburtstag jedes Jahr erneuert worden, es einen neuen Vertrag. Weil vor zwei Jahren wurde die Finanzierung neu geregelt. Und so kamen noch mal neue Ressourcen hinzu. Also im Moment ist auch mehr möglich was mit der Betreuung ist. Also im Haus sind, wenn es voll ist, wohnen rund 60 Jugendliche hier. Und es ist nicht selten, dass drei Leute sie betreuen. Frühdienst, Zwischendienst und Spätdienst. (...) Und wenn Sie hier mit 60 Jugendlichen putzen, schauen, dass sie Essensgels erhalten, Gesundheitssachen machen, dann machen Sie nicht mehr viel pädagogische Arbeit."
	E/6/273-274	"Dann, wenn der Kontakt stattfindet, dann ist er „lässig“ und problemlos. Aber so die Erfahrung ist, dass es nicht wahnsinnig nachhaltig ist. "
	E/6/287-289	"Nein. Wir fragen von uns aus nicht gross äh, was hast du erlebt, so. (...) Ähm, natürlich merkt man es teils den Jugendlichen an, dass Geschichten dahinter sind und wenn das so.. in einem gravierenden Ausmass ist, dann machen wir es mit Psychologen."

	F/5/220-225	"Das ist, das ist äh, wie sagt man, natürlich haben sie einen schwierigen Weg durchlaufen, aber wir müssen ihnen so schnell wie möglich klar machen, dass sie jetzt in der Schweiz sind, und sie vom Moment profitieren müssen. Das kann sechs Monate, ein Jahr, drei Jahre oder vier Jahre sein. Aber für uns zählt, dass wir keine Zeit verlieren dürfen. Das heisst, ihr seid jetzt hier, ihr müsst vorwärtskommen, in einen Prozess eintreten, wir warten nicht zu lange, weil wenn wir zu lange warten, wird alles noch komplizierter."
	F/6/275-277	"Nein, offiziell haben wir keines. (<i>pädagogisches Konzept</i>) Wir, wirklich wir... D-Die Jungen kommen hierher und die haben... Wir stellen gar keine Fragen, wir lassen denen Zeit... Denen lassen wir Zeit. Das einzige, was wir ihnen sagen, ist dass sie einfach in den Prozess eingehen."
	F/6/283-286	"Und dann mit der Zeit kommt einfach, kommen sie schon mit Fragen oder äh, kommen sie mit äh, einem Teil ihrer Geschichte. Darum dann, ob die wahr ist oder nicht wahr, das ist für uns egal. Wir arbeiten einfach mit dem, was sie uns sagen. Wir gehen damit.. und das ist für uns nicht, nicht, nicht wichtig, ob das richtig ist, nicht richtig. Wir suchen da gar nichts."
	F/7/321-323	"Dass sie einfach wieder ein, ein Vertrauen finden, dass sie, dass sie.. die, die Jungen, die haben keine Eltern mehr, oder momentan keine Eltern, wir sind nicht die Eltern, aber wir wollen auch einfach dass sie einfach so einen familiären Ort finden."
	F/8/387-389	"Dann sprechen wir oft über eine Situation, wenn auch nicht über die Details. Also versuchen wir herauszufinden, was er zuvor erlebt hat. Sie haben oft schwierige Dinge erlebt, mit denen er es geschafft hat, hierher zu kommen. Und wir arbeiten so ein bisschen damit."
	F/8/391	"Aber andererseits haben wir nicht wirklich ein Konzept, nach dem wir arbeiten... zur Verfügung."
	F/8/430-438	"(...) jetzt haben wir andere Junge, die immer mit uns sind, die jetzt vielleicht 24 / 25 Jahre alt sind, die ein Permis B haben (...) Und die sind oft hier mit uns im ***. Und kommen einfach hierher, um als „grosser Bruder“ zu agieren.(...) Dann kommen die hierher, und und sagen denen, ja, wenn du etwas hast, denen hier kannst du es ruhig sagen, und schau, ich habe auch dies erlebt und jetzt habe ich, jetzt ist das deine Situation... Und die können jetzt übersetzen."
	F/8/391	"andererseits haben wir nicht wirklich ein Konzept, nach dem wir arbeiten... zur Verfügung."

	G/2/66-67	"Es gibt nicht wirklich. Also wir haben nicht wirklich eine Referenztheorie oder ein Konzept. Aber äh, wir arbeiten mit den Dingen, die eine Person mitbringt, ja.(...)"
	G/2/69-74	"Wir haben arbeiten nach dem Prinzip, dass die Personen Ressourcen haben, und die helfen uns, ihnen zu helfen, vorwärts zu kommen. Wir diskutieren dann ein bisschen. Weil es ist schwierig, zu sagen, wir haben eine einzige Theorie, nach der wir arbeiten. Wir haben alle ein wenig die Vision des jungen Menschen, der alleine ankommt, der seinen eigenen Rucksack mitbringt, und wir... wir sind da, um ihn zu begleiten und zu fördern.. Jetzt. Und... für eine Zukunft in der Schweiz."
	G/2/81-85	"(...) Da wir wirklich ein grosses Team sind, arbeiten wir wirklich alle mit allen Kindern. Trotzdem haben wir jedoch ein Bezugspersonensystem, zum Beispiel arbeitet *** mit fünf oder sechs Personen und ich... mit anderen. Präziser. Aber es wechselt oft. Ähm... Es ist wichtig, dass die Jugendlichen wissen, an wen sie sich wenden können. Und es kristallisiert sich teilweise heraus, welche Jugendlichen den Draht zu welchen Betreuern haben."
	G/3/97-101	"wir betreuen sowohl Mädchen wie auch Jungen. Wir haben mehr Jungs. Also, ähm, wir unterscheiden nicht. Wir Frauen im Team betreuen beide Geschlechter. Aber es ist wahr, dass die männlichen Kollegen im Team eher weniger die Mädchen betreuen. Weil die Männer zum Beispiel nicht in den Mädchenstock gehen."
	G/3/109-112	"Also, für wichtige Dinge fragen wir in den die Gemeinden an, damit Landsleute übersetzen kommen. Die erklären ein bisschen die ganz wichtigen Sachen. Im weiteren Verlauf kommunizieren wir oft über Gestik ja... Genau. Oder wir fragen andere Jugendliche, die die gleiche Sprache sprechen."
	G/3/119-123	"Wir versuchen, ähm... das Kind zu unterstützen, sich so gut wie möglich zu integrieren. So viel wie möglich zu... lernen, sei es die Sprache, eine Lehre, ähm, ja. Und dann, ähm, versuchen wir, ihnen zu helfen, so viel wie möglich zu mobilisieren, die Ressourcen. Die Moral zu heben, Aktivitäten durchzuführen, die das ihnen ermöglichen. Es ist nie verlorene Zeit, eine Sprache zu erlernen."
	G/4/185-187	"Also wir verbringen den Alltag mit ihnen. Und äh, so haben wir trotz allem eine kleine interne Struktur. 15 Personen ja... Das ist nicht viel, deshalb ist es hier eher familiär. Und so kann man einfacher eine Beziehung aufbauen."

	G/5/202-205	"Es ist auch dank diesem Umfeld, das wir mit den Jugendlichen kreieren, dass wir das bestmögliche von ihnen mobilisieren wollen, bezogen auf ihre Ressourcen. Und wenn niemand da ist, der um sie herum ist, ist es schwierig, sie zu mobilisieren und weiter vorwärts zu kommen."
Variable 2: Resilienzförderndes Arbeiten		
Indikatoren: ermutigen, Gefühle zu benennen, konstruktives Feedback, vorschnelle Hilfeleistungen vermeiden, bedingungslose Wertschätzung, Verantwortung übertragen, positive Denkweisen fördern, zu Erfolgserlebnissen verhelfen, Stärken und Schwächen erkennen fördern, soziale Beziehungen bereitstellen, alterangemessene Erwartungen, Zukunftsglauben vermitteln, in Entscheidungsprozesse einbeziehen, anregungsreiche Umgebung bereitstellen, Routine, Anforderungssituationen, Hobbies, resiliente Vorbilder		
	A/4/193-196	"Das heisst wir wissen ein Teil ihrer Geschichte, dass wissen wir, was sie erzählen, dieser Teil weiss man und auf das versuchen wir zu reagieren und ihnen adäquate Unterstützung zu geben, das heisst, es kann sein, dass wir eine Therapie einfädeln oder ein Sonderprogramm machen."
	A/4/196-202	"Mit einem Jugendlichen haben wir gesagt, der braucht eigentlich Beschäftigung, Ablenkung, Bewegung, das ist es was er braucht so auf Grund seiner Geschichte und dort haben wir organisieren können mit umliegenden Sport also Fussballclubs, dass er in einem Fussballclub zwei Trainings hat im anderen Fussballclub zwei Trainings hat und am Samstag noch an einen Match gehen kann. So hat er ein fünftägiges Sportprogramm. Wo wir aus der Region heraus installiert haben. Und solche Unterstützungsprogramme versuchen wir nachher zu machen."
	A/5/239-242	"Also wenn jetzt ein Jugendlicher am Mittwoch kommt, ist er am Donnerstag bereits in der internen Schule. Weil die Tagesstruktur ist uns extrem wichtig, der Tag-Nachtrhythmus muss gewährt werden, das so ein Zentrum überhaupt kann betrieben werden, so. Und die interne Schule ist eine Methodik dazu"[...]

	A/5/248-251	"Aber es geht eigentlich nie darum Bildung in dem Sinn von Theorien zu vermitteln sondern um praktisches Erleben, praktisches Verständnis von schweizerischen Formen vom Zusammenleben, von der Sprachkompetenz."
	A/7/362-364	"Ähm, entweder kommt es vor das wir in die Turnhalle gehen oder irgendwie haben wir eine Person, die Kampfkunstunterricht gibt, oder andere, die machen dann Zeichenunterricht oder wir bieten Hausaufgabenunterstützung an, " (...)
	A/10/524-525	"Und ich habe ganz klar die Meinung, dass man Aufgaben an die Jugendlichen delegieren kann, aber das Essen ist wichtig, dass wir das einfach kochen."
	A/10/527-529	"Und das kann man nicht delegieren. Man kann nicht einfach sagen, die Jugendlichen sollen selber schauen. Und dann haben sie halt nichts gegessen. Das geht nicht."
	A/12/603-605	"Und dann unterschreiben sie und sagen, ja es ist so viel. Und dann sagt er, wie viel Geld er davon will, für seine Tasche haben will, und so viel lege ich in mein Sparcouvert. Wir haben die Möglichkeit von einem Sparcouvert."
	A/14/733-734	"Also müssen wir noch mehr die Jugendlichen mit einbeziehen in das was sie können und was sie wollen."
	A/12/653-656	"Ich denke nicht, dass wir den Jugendlichen begegnen, als wären sie Opfer. Ähm, ich denke, dass die vergleichen mit Schweizer Jugendlichen in dem Alter ich denke, sie haben ganz andere Fähigkeiten. Sie sind in einer extrem hohen Selbstverantwortung unterwegs."
	A/16/836-840	"Wie kann man das Übersetzen ins Leben, was heisst beim Klettern, sich auf jemanden zu verlassen? Was heisst das im Leben? So einfach eher so alltagsmässig die Jugendlichen transferiert. Und das eigentlich so Sachen, wo man sagen kann, da arbeiten wir mit dem Kindeswohl im Sinn es geht um eine Identitätsbildung, eine nachhaltige. Wer bin ich, was kann ich, woher komme ich."
	B/4/170-172	"Also ähm zum Beispiel zur Gynäkologin, begleite ich sie immer das erste Mal. Und dann vorher zeige...Also ich habe so eine Mappe, wo alles gemalt ist. Mit diesem Stuhl und was genau passiert. Und dann müssen sie halt dann alleine gehen."
	B/4/183-184	"Also wir...Also sie haben obligatorische Tagesstruktur wo

		sie verschiedenste Sachen lernen."
	B/5/241-245	"Und viel ist halt eben mit den Leuten reden und halt äh, ähm, also sie haben dann auch Haushalt, also wo sie dann auch kochen, und dann nach einem halben Jahr erhalten sie ein wenig mehr Geld, und dann können sie selber kochen. Und ähm, zum Beispiel am Dienstag arbeite ich bis viertel nach acht am Abend. Dann hocke ich mit den Jugendlichen zusammen, und rede und..."
	B/7/325-331	"Also ähh, das eine ist, also entscheiden jetzt ist zum Beispiel in den äh, sie haben einfach dieses Programm hier oder. Also normalerweise äh ähh, zwischen einem halben Jahr und einem Jahr gehen sie zu uns in den Unterricht nacher können sie so in die, in die Programme Und ähm, ähm, ein Teil kann nach *** zur Schule und ist dort in einem Programm. Und, von dem her finde ich, haben sie nicht relativ viel zum selber mitbestimmen..."
	B/8/380-381	(...)"also ich habe jetzt mit den Mädchen eher das Gefühl, ich sei so eher wie eine Mutter."
	B/7/339-350	"Ich finde, die Entscheidung ist sehr wahrscheinlich darin, wie wie, ich sage ihnen halt auch eben mit dem Wochenende sage ich, ich sage ihnen meistens du musst wissen, was du machst. Du bist jetzt alleine hier, du bist soundso alt, du musst für dich wissen, was ist gut für dich und was ist nicht gut für dich, oder. Das ist für mich wichtig oder? Gerade auch im Bezug auf Prävention von AIDS und Hepatitis und Schwangerschaft und so. Also das denke ich ist das, wo sie sich entscheiden müssen. Oder. Oder wenn, oder oft fragen sie mich auch so, so moralische Sachen, ob ich das gut finde oder dann halte ich mich raus, dann sage ich: Das musst du für dich wissen und du musst in den Spiegel schauen können."
	B/9/473-476	"Ja, also (hustet). Verantwortung; Sie müssen äh, quasi alles, das das mit dem Haushalt zu tun hat: Zimmer putzen, wir, äh, leiten sie quasi an, wie man putzt. Das wissen ja viele auch nicht, wie man bei uns putzt. Dann wie man sonst ähm, äh, Pünktlichkeit, immer kochen, all so Zeugs halt."

	B/9-10/478-483	(...) "bei mir auch so praktischer Unterricht. Also ich, ich habe Allgemeinwissen und das ist für mich jetzt recht gross, oder. Ich gehe zum Beispiel mit ihnen an den Bahnhof. Und erkläre ihnen all die Piktogramme, wie man ein Billet löst, wie man äh, wie das mit den Bussen funktioniert, oder im Internet, wie man.. Halt so wirklich praktische Sachen, wie man einen Fahrplan ausdrucken kann, wie man... äh, wenn man jetzt das mit dem Billetautomaten nicht versteht, wie man an den Schalter kann, oder jemand fragen..."
	B/10-11/536-541	"Und sie ähm, also man hat manchmal so das Gefühl, sie blühen auf, wenn sie länger her sind. Am Anfang sind sie meistens extrem verschüchtert. Oder, und dann, ähm, blühen sie wie auf. Ist es, ich sage ihnen auch immer, hey, du hast es bis hierher geschafft. Äh, äh, ja, halt sie so bestärken in dem was sie schon alles gemacht haben."
	C/4/212-214	"Und wir wollen denen nicht ähm ähm falsche Hoffnungen machen das sie jetzt hier, sie sind jetzt zwar hier sicher angekommen aber das ist auch nur ne Übergangszeit."
	C/5/225-231	"Und dann kommt so eine Phase wo man dann beginnen kann über die Zukunftsperspektiven zu sprechen. Und die sind ja die meisten nicht in deren Sinne. Also wir müssen denen auch sagen du kommst aus einem Land wo es gewöhnlicher weise, wo kein Asyl gegeben wird. Und wir müssen uns zuerst drüber unterhalten was machst du in den Jahren in denen du hier bist, wir wissen natürlich nicht ob du bleiben kannst oder nicht, das ist nicht unsere Entscheidung aber erfahrungsgemäss können äh UMA aus Guinea oder Gambia oder Senegal nicht in der Schweiz bleiben. Und dann sind sie erst mal ziemlich verloren. Tauchen in eine Depression ein."
	C/6/286-290	"Die lernen mit Geld umzugehen. Wir versuchen denen die Schweizer Gebräuche beizubringen, Schweizer Kultur, bisschen Schweizer Geschichte, wir machen jede Woche Exkursionen in der Umgebung damit sie nicht nur hier im *** sind sondern auch ja sehen wie sieht's ausserhalb aus und ein bisschen Kontakte knüpfen. Wir besuchen Museen, machen Spaziergang, ähm und Sport ist auch festes Programm, jede Woche."
	C/7/349	"Also ein Begriff wir arbeiten aber nicht mit dem Begriff spezifisch." (Resilienz)
	C/7/353-355	"Das machen wir natürlich. Das ist eigentlich das Grundelement unser Grundelement. Und ist natürlich auch die die eigenen Ressourcen der einzelnen herauszuarbeiten. Und auch aufzubauen. Ganz klar."

	C/7/361	"Also Entscheidung wird ganz selten getroffen, ohne den Jugendlichen zuerst abgeholt zu haben."
	C/7/371-375	"Und dann versuchen wir lösungsorientiert mit dem Jugendlichen zu arbeiten. Wir haben nicht die Lösung parat für einen Jugendlichen der morgens einmal nicht aufstehen kann der ständig krank wird, der sich nicht mehr in der Gruppe einfügen kann und dann versuchen wir schon mit ihm oder mit ihr Lösungsvorschläge zu be... ja herauszuarbeiten. Schrittweise."
	C/8/429-433	"Es äh und. Ganz schwierig ist es den Jugendlichen darauf vorzubereiten. Dem Jugendlichen auch äh ein realistisches Bild zu geben. Welche Möglichkeiten haben sie hier. Ähm wir müssen's tun das ist unsere Aufgabe und gleichzeitig muss man Aufpassen, dass sie dann nicht in eine tiefe Depression geraten so dass sie ihr Alltag gar nicht mehr bewältigen können."
	C/8/463-466	"Aber sie wollen nicht. Und dann müssen wir immer von Fall zu Fall gucken wo ist so viel Selbstständigkeit und Eigenverantwortung vorhanden, dass dieser Jugendliche den Kurs nicht besuchen muss aber vielleicht zwei Stunden da frei hat um sich mit anderen Sachen zu beschäftigen. So das wir manchmal verschiedene Individuallösungen haben."
	C/9/521-524	"Und dann auch dass in der Allgemeingesellschaft, so wenig Akzeptanz vorhanden ist. Das macht mich persönlich fertig. Also..da ist eher so eine ablehnende Haltung ja? gegenüber UMA wo ich denke, das sind doch junge Menschen wie alle anderen auch."
	C/10/557-559	"wir versuchen dann immer so ne Begegnung, nennen wir das. Also wo wo die Klasse ne Begegnung hat mit unseren Jugendlichen durch meistens machen wir das durch Animation, Spiele oder durch Sport in der Turnhalle."
	C/14/790-791	"Wir ersetzen die Eltern. Wir sind aber auch gleichzeitig die Erzieher. Wir sind die Lehrer. Wir sind diejenigen die Entscheidungen treffen..."
	D/3/114-119	"Ähm wir arbeiten auch so, dass es so einen „Boroboy“ gibt, das ist so ein bisschen das „Göttisystem“. (...) Also einer der schon länger da ist und ein bisschen besser Deutsch kann, ist der Übersetzer und soll ihn auch in dieser Anfangszeit unterstützen und ihm eigentlich alles zeigen. "

	D/3/123-125	"Also eigentlich schon. Es findet auch so ein Kurs statt, eine Schulung, wo sie dann alle ein Diplom bekommen, das sie in Anführungszeichen ein ausgebildeter „Boroboy“ sind. Und auf das sind sie meistens ziemlich stolz."
	D/4/164-165	"Also wir machen dann manchmal Fallbesprechungen und so und dann schauen wir schon, dass wir das ressourcenorientiert, lösungsorientiert anschauen können."
	D/4/167-169	"Aber sicher auch durch die Förderplanung, ist ja auch... (...) Mit den ganzen Zielen ist ja auch irgendwie ressourcenorientiertes."
	D/4/190-192	"Es ist schon so, dass man am Anfang, Ziele macht die ganz, ganz einfach sind. Wie räum dein Zimmer auf oder ich lüfte oder ähm ich gehe immer pünktlich in die Schule...so. Je länger, dass sie da sind, kann man dann diese Ziele auch mehr gewichten "
	D/4-5/200-204	"Also mein Ziel ist eigentlich so ein bisschen, dass ich ähm die Jugendlichen äh, dass ich ihnen Werte vermitteln kann, ähm vom Zusammenleben, das sie äh kennenlernen wie es bei uns in der Schweiz läuft, wie es funktioniert und so, dass sie auch ihren Alltag selbstständig meistern können und dass sie ein Selbstvertrauen bekommen, wenn sie das noch nicht haben. Und wenn sie zu grosses haben, das ein bisschen abbrechen."
	D/5/208-210	"Ich versuche ihnen eine Stütze zu sein indem ähm...Das wollen auch gar nicht alle, die einen möchten es die andern nicht. Und die, die es nicht möchten, dass muss man irgendwie auch akzeptieren."
	D/6/291-293	"Ja also etwas was wir seit kurzem hier im Haus machen ist so Nationenabende, so die verschiedenen Nationen können ein Essen kochen, wo nachher alle versuchen können, oder ein Tanz von ihrem Land oder so, das können sie ganz frei gestalten oder?"
	D/7/336-341	"Oder auch die Religion, also vielen ist auch ihre Religion sehr wichtig. Also ich hatte auch mal einen Jugendlichen gehabt, der kam hierher von Gambia und der war total verloren. Man hat es einfach gemerkt, der hatte keinen Halt gehabt, einfach nichts. Und jemand hat man dann, ein andere Jugendlicher den Koran gegeben und hat gesagt lies mal und so. Und irgendwie seit dem er sich intensiv mit diesem Koran beschäftigt hat, war er für mehr „bödelet“ gewesen, war viel ruhiger geworden. Und hat mehr...es hat im sehr geholfen."

	D/8/396-397	"Und gleichzeitig managen sie ihr Leben ziemlich fast alleine. Also sie gehen einkaufen, sie waschen sich, sie stehen auf, sie gehen schlafen also..."
	D/9/443-448	"Also viele würden eigentlich noch gerne vom Mittagstisch profitieren, aber wir lassen sie nicht, wenn sie kochen können. Ja, weil es wäre...wir haben einfach zu wenig Kapazität. (...) Ja und auch für später. Wenn sie hier raus sind, müssen sie auch selber kochen. Und darum müssen sie das auch irgendwie lernen ja."
	D/9/456-459	"(...) um halb sechs Uhr ist jeden Tag putzen. Ist einer von der WG eingeteilt zum Putzen. Das wird auch betreut von einem Sozialpädagogen und dann bekommen alle eine Putzkiste und dann müssen sie in der WG putzen und das wird kontrolliert."
	D/11/555-557	"Also das tönt für mich jetzt mehr so nach Partizipation also das sie mitentscheiden können und so. Und das machen wir hier schon, das leben wir hier schon. Also dort wo es geht."
	D/11/559-563	"Gewisse Sachen sind einfach vorgegeben und da gibt es auch nicht so Handlungsspielräume. Gerade im Freizeitbereich dürfen sie viel mitentscheiden oder die Übung die ich zuvor angesprochen habe, die Nationentage, das machen sie alles selber. Da geben wir ihnen nur einen Rahmen vor, also Zeit und ein Raum und ein Budget und dann können sie mit dem machen was sie wollen."
	D/12/644-647	"(...)mit einem Jugendlichen der sich jetzt hier entzieht der kann sonst nirgends hin oder? Der ist dann einfach da und hat keine Tagesstruktur weil er sich einfach verweigert. Aber irgendwie, ja ist dann das etwas was ich auch schwierig zum aushalten finde."
	D/13/679-682	"Also wir sind da, wenn sie das Bedürfnis haben uns darüber zu erzählen aber mehr...also grundsätzlich wenn es jetzt jemandem nicht mega schlecht geht oder so, fragen wir eigentlich nicht nach. Sie müssen, schon genug es schon erzählen, wenn sie ankommen."
	E/3/108-109	"Ja, also wir versuchen ihnen mit ihnen Vorbereitungen auf irgendeine Ausbildung zu schaffen."
	E/4/176-177	"Ja. Sie erhalten äh, ihr Essensgeld, das Sackgeld, und das Kleidergeld. Und damit müssen sie selber „kutschieren“. "

	E/4/185-189	"Sie müssen also um viertel nach acht geputzt und gekämmt sein. Die wenigsten essen zum Voraus etwas. (...) Man hat dem so entgegengewirkt, dass wir ihnen in der Zünipause einen kleinen z Nüni zur Verfügung stellen. Dass sie überhaupt bis am Mittag ein Brot bekommen." (lacht)
	E/5/211-216	"wir schauen schon darauf, dass die... also die unter 15-jährigen müssen um neun Uhr hier sein, (...) Dann müssen sie zuhause sein. Und die über 15-jährigen um elf Uhr. Dort gibt es dann auch Kontrollen, wo die Nachtwache oder der Spätdienst noch mal durch die Zimmer geht und schaut, ob alle da sind.
	E/6/264-267	"So zwei Wochen haben die Jugendlichen ein Theaterstück geprobt, dass dann unten auf dem Dorfplatz aufgeführt worden ist. Ähm, man hat... im Oktober einen Tag der offenen Tür gemacht, und dort in der Vorbereitung mit einer Gymnasialklasse Vorbereitungsarbeiten gemacht."
	E/6/302-304	"Das äh, äh, das sind nicht so konstante Beziehungen, wo man jetzt sagen kann, die man so aus Kinderheimen kennt. In denen man Kinder drei- vier Jahre begleitet, jeden Tag mit ihnen isst, so..."
	E/7/336-337	"Ähm, mit ihnen dann so versuchen, einen Weg zu finden, wenn sie dann euch einfach keine Lösungen sehen."
	E/9/441-443	"Ich würde es unterstreichen, dass die Jugendlichen, die hier sind, ein Grossteil von denen vermutlich überdurchschnittlich resilient sind."
	E/9/469-470	"So durch die mangelnden Deutschkenntnisse, so durch.. mit Ressourcen und lösungsorientierten Ansätzen, die sind häufig so gesprächsbasierte Ansätze."
	F/5/220-222	"Das ist, das ist äh, wie sagt man, natürlich haben sie einen schwierigen Weg durchlaufen, aber wir müssen ihnen so schnell wie möglich klar machen, dass sie jetzt in der Schweiz sind, und sie vom Moment profitieren müssen."
	F/7/342-344	"Mehr zum Beispiel mit dem, hier mit der Jugend in *** arbeiten wir ein bisschen. Dass die Jungen dort den Leuten begegnen können. Mit so allerlei, allerlei, wie sagt man, mit Vereinen."
	F/8/381-382	"Das Konzept, also das Prinzip des Konzepts kennen wir. Aber es ist nicht, es ist nicht etwas, wonach wir strikt

		arbeiten."
	F/8/393-400	"Was wir auch machen: Wir versuchen wirklich, wir.. Sie haben da einen kleinen Text mit: Wir schieben die Jugendlichen nicht in eine Opferrolle... (...) Sicher, haben Gewisse einen schwierigen Weg hinter sich, aber leider können wir hier diesen Aspekt nicht umwandeln oder ändern. Das ist das Erlebte von ihnen, und wir können zuhören, wir hören sehr viel zu, aber wir haben nicht die Macht, es zu ändern. Und wer etwas ändern kann, ist der junge Mensch selber. Wir können damit arbeiten, mit seinem Erlebten, externe Hilfe zur Verfügung stellen, es gibt, es hat gewisse Dinge, die Professionalität beanspruchen, um ihnen beim Weiterkommen zu helfen."
	G/5/156-172	"Also wir haben im Prinzip zwei Arbeitsteams neben der Nachtwache. Eine Equipe beginnt um äh, sieben Uhr morgens, bis ähm, vier Uhr nachmittags Und da machen wir... sind wir da um die Leute zu wecken, äh, ja... sie auch ein bisschen zu begleiten, bis sie zur Schule gehen, und dann machen wir eher administrative Arbeiten während dem Morgen. Wir haben auch eine Aufnahmestruktur, wenn sie ankommen, organisieren wir den Empfang von allen Personen, die einen Asylantrag gestellt haben im ***. Hier im *** machen wir eine Verteilung auf die verschiedenen Flüchtlingsheime im ***. Dazu haben wir dann ein wenig Zeit. (..)Danach habe wir Mittagszeit, wo die Jungen von der Schule zurückkommen. Dann essen wir mit ihnen und organisieren das Studium. Ja... weil generell, ja... Bis sie wieder zur Schule gehen. Und das zweite Team beginnt um halb zwei bis zehn Uhr, halb zehn- zehn Uhr abends. Und da, äh, während dem Nachmittag da auch, da haben wir Zeit für Administratives. Und gegen vier Uhr sind die Jugendlichen hier. Wir ähm, begleiten sie bei schulischen Sachen, oder wenn es ausserschulische Dinge gibt, helfen wir auch. Und ja... Auch das Studium, und während dem Abend einige machen Hausaufgaben, oder haben Ämtchen. Das überwachen wir auch ein bisschen. Und ja so geht es hier. Während den Wochenenden auch, wir sind auch am Wochenende hier. Wir schlagen Aktivitäten vor. Ja... Schlittschuhlaufen oder so kleine Dinge..."
	G/5/199-201	"Nähe, wo man zum Beispiel jemanden in die Arme nimmt. Ja, es ist nicht... Es kommt auf den Stil der Institution an, und bei uns ist es eher familiär. Ja, es ist wirklich so... Weil wir sind gewissermassen auch ein Familienersatz."
	G/5/202-205	"Es ist auch dank diesem Umfeld, das wir mit den Jugendlichen kreieren, dass wir das bestmögliche von ihnen mobilisieren wollen, bezogen auf ihre Ressourcen. Und wenn niemand da ist, der um sie herum ist, ist es schwierig, sie zu mobilisieren und weiter vorwärts zu kommen."

	G/5/250-253	"Weiter ist es auch nicht systematisch so, dass alle pathologisiert werden. Wir versuchen... Immerhin sind sie hier, nach einer schweren Reise, sind alle verletztlich, weil sie sind jung und ohne ihre Familie. Wir versuchen ihnen auch Dinge vorzuschlagen, damit sie sich in die Gesellschaft einfügen können. Sozial und professionell mit Projekten oder so."
	G/6/260-267	"Wir arbeiten mit, ich weiss auch nicht, zum Beispiel mit anderen Schulen auch manchmal, Ausstellungen, die wir mit de Jungen machen. Oder zum Beispiel im Sommer. Manche Kollegen bieten uns Jobs, kleine Sommerjobs, wie Gartenarbeiten in der Gemeinde an. Ähh... oder während den Festivals, etwa in Gampel wo sie arbeiten gehen, aufräumen... Dinge, die eher extern sind. Wir versuchen das Maximum, um sie zu integrieren. Wir versuchen sie auch dazu zu bewegen, Freiwilligenarbeit zu leisten. Und daneben, ist es wahr, dass die, die in den Klassen integriert sind, äh, wie sagt man... in der obligatorischen Schule, dort haben sie bereits Kontakte."
	G/7/341-343	"Wir, wie gesagt, wir versuchen, die Person nicht immer in eine Opferposition zu stellen. Weil das sind junge Menschen mit Ressourcen ect. und wir wollen sie dazu ermutigen, eine resiliente Lebensweise zu entwickeln. Es muss zu der Person passen."
	G/7/344-345	"Wir versuchen, den Jungen zu helfen, sie positiv darin zu bestärken, was sie sind, das ist wahrscheinlich indirekt das, was das Konzept sagt."
	G/7/349-351	"Wir versuchen, den Jugendlichen einen Rahmen zu bieten, in dem sie in Sicherheit sind. Wo sie ein bisschen ihr „Gepäck abstellen können“. Und danach bei ihnen die Ressourcen zu suchen."
	G/7/352	"Ja und ihnen eine gewisse Stabilität zu geben."

Interview H

Umstände des Interviews

Das Interview fand am 27. November 2013 im Büro unserer Interviewpartnerin im PH-Gebäude in Bern statt. Das Interview wurde auf Dialekt durchgeführt und dauerte insgesamt 52 Minuten. Im Vorfeld schickten wir unserer Interviewpartnerin den Leitfaden zu und klärten sie kurz über unsere Zielgruppe auf. Die Kontaktadresse erhielten wir von einer Kollegin, die an der PH Bern studiert und von Frau Kauer zum Thema Resilienz unterrichtet wurde. Den Lead des Interviews hatte Frau Fussen, wobei Frau Lochmatter Notizen anfertigte und mit Fragen ergänzte.

Für die nachfolgenden Transkripte gilt folgende Legende:

(???) *Unverständliche Stelle*

(wort) *Zwischengeräusche*

S: Sibylle

L: Lara

K: Frau Kauer

S: Also, im ersten Block geht es eigentlich um einen persönlichen Teil von ihnen, äh, also wie heissen Sie, was für eine Ausbildung haben Sie gemacht? Und vielleicht noch so die persönliche Motivation weshalb Sie über Resilienz unterrichten?

K: Mhm. Also ich heisse M. K. ähm, bin ursprünglich Lehrerin, habe danach Psychologie studiert, und ich unterrichte seit bald fünf Jahren hier an der PH. Und wieso dass ich ...über Resilienz etwas sage: Also im Prinzip ge... also gehört es einfach zu, zu den Lerninhalten, für die ich einfach angestellt bin. Also...

S: Ja.

K: Ja, so gesehen ist es nicht jetzt meine persönliche Entscheidung. Oder. Andererseits war es eben trotzdem meine persönliche Entscheidung, weil ja, man kann ja dann sagen, das ist ein wichtiges Konzept, das möchte ich gerne thematisieren... Oder das ist das dünkt mich jetzt noch wichtig. Und so hat man dann trotzdem noch einen gewissen Spielraum. Und ich finde, schon eigentlich das Resilienzkonzept etwas sehr... wichtiges, gerade Lehrerinnen und Lehrern zu vermitteln, weil ich weiss selber von mir als Lehrerin aber vor allem nachher auch als Psychologin, ist man so extrem auf ähm, auf Probleme ähm, „ein gespart“. Also gerade wenn man dann ein Kind bekommt, das schon, das schon bei einer Pflegefamilie war und schon X Massnahmen... Also jetzt schulische Unterstützungsmassnahmen...

S: Mhm.

K: Massnahmen hat, und noch das und das, und dann beginnt es in der vierten zu rauchen, und so, und dann neigt man, neigen, glaube ich viele Leute, auch ich habe dazu geneigt, einfach so zu denken: Ja es ist geschehen, oder. Das ist verloren. Da gibt es keine Hoffnung mehr. Und das ist eigentlich eine sehr schlechte Einstellung als Pädagogin oder als Sozialarbeiterin oder als Psychologin. Also weil man müsste ja Hoffnung haben, sonst kann man ja jemanden dann nicht begleiten, wenn man glaubt, es ist sowieso alles zu spät. Und so hat mir einfach die Resilienzforschung, mir persönlich, und das ist das, was ich eigentlich den Studis weitergeben möchte, gezeigt, dass es eben fast nie keine Hoffnung.... Also eigentlich nie keine Hoffnung mehr gibt.

S: Ja.

K: Dass es eben immer eben solche gibt, die, ja eben, und zwar mit einem Drittel nicht mal soo wenige, Und je nachdem, wie man es dann definiert, die Resilienz und so, das könnt ihr ja dann...

S: Mhm.

K: Aber einfach, dass es immer, also dass es auch bei den ganz schwierig scheinenden Lebensläufen mit einer schwierigen Vergangenheit, schwierigen Ausgangsbedingungen, eben sich immer lohnt, im Einzelfall irgendwie zu schauen, dass jemand sich

„dürewurstlet“, so wie Emmy in der Radiosendung sagt.

S: Ja.

K: Ich finde einfach schon noch eine wichtige Botschaft.

S: Okay.

-----Unterbruch, Telefon-----

S: Also Sie haben vorhin angesprochen, dass eigentlich eben nie keine Hoffnung mehr geben sollte. Ein Drittel entwickelt sich trotzdem noch gesund, und unser Thema ist ja eben so ein bisschen über die UMA- Kinder, das sind eben Kinder, die ohne Eltern hier in die Schweiz kommen und um Asyl anfragen. Und auch diese Kinder haben ja ziemlich viel erlebt während der Reise, der Flucht, besser gesagt, und ähm, sind auch oft traumatisiert. Jetzt vielleicht auch die Frage an Sie: Haben Sie auch Ahnung von Trauma und Migration im Bezug auf die Resilienztheorie?

K: Jetzt nicht wirklich. Also ich kann mir etwas zurechtlegen so...

S: Mhm.

K: ...kombinieren, aber jetzt nicht so spezifisch hätte ich eine Ahnung, nein.

S: Okay, gut. Und jetzt kommen wir eigentlich zum zweiten Block, da geht es einfach ähm, um die Resilienz in der Theorie. Und da ist so eigentlich unsere Frage: Die erste, die wir nie so ganz schlau daraus worden sind, während dem Verfassen unserer Arbeit: Handelt es sich dabei eigentlich um ein Konzept oder um eine Theorie und bitte das noch begründen?

K: (lacht). Also mir ist es eben ehrlich gesagt auch nicht bis in letzte Detail klar. Aber das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass es eben etwas ist, das sich über die Jahre verändert hat, in der Literatur, also der Resilienzbegriff eben nicht von allen Autoren und Autorinnen in der gleichen Art gebraucht wird. Das macht es auch ein bisschen schwierig, oder. Aber es ist ganz sicher keine Theorie. Ähm, weil eine Theorie wäre ja etwas das nichts mit der Empirie, also nichts mit Daten und Ergebnissen zu tun hat, und das ist es ja nicht. Der Resilienz...begriff ist ja etwas, wo man eben erstau... also erstaunt gewesen dass eben so viele eigentlich äh, Kinder, die unter widrigen Umständen aufgewachsen längerfristig eben nicht, also relativ angepasst danach werden. Und das ist ja ganz klar ein empirisches Ergebnis, oder. Das ist zum Beispiel von Emmy Werner in der Kauai-Studie herausgefunden worden, oder?

S: Genau.

K: Die ganze Komo... also die ganze, also der ganze Jahrgang. Danach einfach im Längsschnitt geschaut, was aus denen wird, oder. Und das ist ganz klar ein empirisches Ergebnis und so gesehen ist es ein Konzept.

S: Okay.

K: Und nicht eine Theorie, weil es ist ein Konzept, das eigentlich gerade aufgrund empirischer Beobachtungen ähm, formuliert worden ist. Und dann ist eben noch die Frage, wie... oder, also wenn man dann Daten auswertet. (Ich weiss nicht, ob ihr da Erfahrungen habt.) (beginnt zu zeichnen): Also dann misst man irgendwie die widrigen Bedingungen in irgendeiner Art, oder. Oder die Anzahl Risikofaktoren, irgend so etwas. Und dann nachher im Längsschnitt im besten Fall, oder sonst halt auch im Querschnitt hat man dann die Anpassung erfasst. Von einem Individuum.

S: Mhm.

K: Und nachher kann man überhaupt nur resiliente Individuen, also die mit hoher Anpassung und hohen Risikofaktoren...

S: Genau.

K: Aber die Frage, ob jetzt hoch, ob ich jetzt einen hohen Schnitt mache oder tief... Also bei fünf Risikofaktoren bei zehn, bei 20, das ist meine individuelle Entscheidung als Forscherin, weil da gibt es nicht in der Literatur äh eine bestimmte...oder eben auch was ich genau erfasse an widrigen Lebensbedingungen. Das ist auch nicht ganz klar. Von dem her ist es nicht so ganz klar...immer ein bisschen andere Ergebnisse gibt. Je nach dem auch wie das Alter einer Stichprobe oder was ich da genau gemessen habe. Und wie ich die Anpassung genau gemessen habe, ja...also.

S: Okay. Ähm Sie haben zuvor angesprochen, dass es verschiedene Definitionen

eigentlich gibt über Resilienz jetzt würde uns eigentlich noch so Ihre persönliche Definition vielleicht interessieren. Was verstehen Sie unter diesem Begriff.?

K: Also eben eine persönliche Definition habe ich nicht. Weil der Begriff kommt aus der Literatur und ich habe mich dort einfach wie...ich habe den ja in der Literatur kennengelernt und habe einfach zur Kenntnis genommen, wie er dort definiert ist.

S: Mhm.

K: So.

S: Also auf welche Definition stützen Sie sich?

K: Also eigentlich eben auf die, die ich zuvor ausgeführt haben.

S: Okay

K: Eigentlich ist das meines Wissens (räuspert sich) auch die ursprüngliche Form von Emmy Werner und den anfänglichen Pionieren oder?

S: Mhm.

K: Ähm eben. Und die Fragen zu was...inwiefern es ein Persönlichkeitsmerkmal und nicht nur ein Risiko- Schutzfaktorending, das kommt glaube ich auch noch später.

S: Genau das kommt noch. (lacht).

K: Das ist ja auch nicht ganz ohne.

S: Und ähm am Anfang dieser Forschung haben sie ja eigentlich gesagt, dass das ein angeborenes Merkmal ist, von dem ist man ja ein bisschen weg gekommen.

L: Ganz.

S: Ja ziemlich ganz. Und man sagt ja jetzt eigentlich auch es in ein Resultat auch von guter Förderung oder? Ähm was ist da ihre persönliche Meinung zu dem?

K: Mhm. Also auch hier habe ich nicht in dem Sinn eine persönliche Meinung aber ich habe probiert einfach äh das zu klären für mich einfach auf Grund der Fachliteratur.

S: Mhm.

K: Und ich weiss nicht ob ähh jemand hat ja mich euch empfohlen.

L: Mhm.

S: Genau.

K: Ob ähm. (Stöbert in einem Stapel Blätter herum) Ah jetzt habe ich die Folie gar nicht da. Das ist jetzt blöd. Ob ihr die...schon mal gesehen habt. Ich habe es mir dann einfach so probiert zu erklären. Also mit ämä mit einer Metapher und zwar (sie beginnt zu zeichnen) hier sind die Lebensbedingungen also widrige also Regenwetter oder Sonnen. Und hier ist jetzt also letztendlich die Anpassung ob es jemandem gut oder schlecht geht.

S: Mhm.

K: Und ähm wenn die Sonne scheint, dann müssen wir...das interessiert uns ja gar nicht.

S: Genau.

K: Also geht es darum es regnet und wie geht es danach jemandem und das da hier sind eigentlich die Risikofaktoren und das ist das Ergebnis und jetzt die Schutzfaktoren wären zum Beispiel ein Regenschirm. Ein Regenschirm oder mehrere Regenschirme oder von mir aus auch noch ein Regendach oder sogar ein Haus, oder eine Kartonschachtel oder irgendwie das was ich zur Verfügung habe. Oder?

S: Ja.

K: (Räuspert sich) Also zur Verfügung habe um mich zu schützen.

S: Mhm.

K: Schutzfaktoren wo zur Verfügung stehen. Aber und das ist das wie ich es mir erkläre. Also das ist ja eigentlich nicht im Individuum, das ist ausserhalb. Oder?

S: Ja.

K: Das was im Individuum ist, ist die Frage was macht das Individuum mit dem was es zur Verfügung hat. Oder? Wenn es ein Haus hat, also ein ganzes Haus aus Beton, das ist ein wahnsinniger Schutzfaktor. Da...da passiert ihm wahrscheinlich nichts. Oder? Aber ein Individuum wo jetzt nur ein ganz ein kleiner Regenschirm hat, das ist alles wo es hat. Nichts. Kein Haus, keine Kartonschachtel, kein Regenschutz und nichts. Aber richtig, wenn es den richtig hat und richtig darunter steht, kann es eben trocken bleiben. Und das wäre jemand resilientes. Aber es muss der sehen, es muss ihn nehmen, es muss ihn richtig aufmachen und noch in die richtige Richtung halten und das ist dann eben wieder

das Persönlichkeitsmerkmal und das ist ja nachher dann das...ja andere würden den liegen lassen, würden finden „äh“ der ist sowieso zu klein, mit dem kann ich mich nicht schützen.

S: Mhm.

K: Das ist so ein bisschen...so habe ich versucht es mir zu erklären. Und bis jetzt alles was ich darüber gelesen habe, habe ich mit dieser Erklärung vereinbaren können.

L: Und jetzt ein Schutzfaktor in der Gemeinde wäre jemand, der einen Regenschirm zur Verfügung stellt?

K: Oder der Regenschirm selber oder?

L: Okay

S: (Lacht)

K: Ja. jaja. Oder natürlich man kann es auch so sehen. Also jetzt für euch als Sozialarbeiterinnen wäre wär ähm, die Schutzfaktoren wären eigentlich die Strukturen, wo von der Sozialen Arbeit zur Verfügung stehen. Und die Ressourcen, also ihr selber. Programm...äh irgend Strukturen oder, oder personelle Ressourcen. Aber die Frage ob jetzt jemand etwas mit einer Bewährungshilfe etwas Positives anfangen kann zum Beispiel oder nicht, da da habt ihr...das liegt ja nicht nur an der Bewährungshilfeperson ob das nachher gelingt oder nicht. Das liegt eben auch an der Persönlichkeit...

S: Mhm

K: Von dem Mensch oder?

S: Genau.

K: Und so ist das...ist natürlich das...von wegen ist es angeboren oder? Also wir wissen ja gewisse Persönlichkeitsmerkmale, also...wie Tiefenneurotizismus, also umgängliche Leute, offene Leute äh...Leute wo, wo leicht Kontakt knüpfen, die Intelligenz also Möglichkeiten auch irgendwie schulische Ressourcen, vielleicht ähm mit denen zu kompensieren, und so weiter. Das sind natürlich Sachen, also die Intelligenz und die Persönlichkeitsmerkmale sind ja sehr stark angeboren oder? Und so gesehen ist ein Teil von dem, wo diesen Kindern oder Jugendlichen oder Erwachsenen nachher ermöglichen mit diesen Herausforderungen umzugehen ja schon irgendwie eben auch angeboren. Aber eben nicht nur. Man kann hoch intelligente, sehr umgängliche Menschen, wenn man die nur genug lange so verdammt schlecht behandelt...ja. Zerschlagen alle oder? → Momentan weggelassen

L: Mhm.

K: Also das steht auch immer wieder in der Literatur. Ähm, wenn keine Schutzfaktoren da sind, also wenn nicht der kleinste Regenschirm und nichts, dann wird jeder nass oder? Dann kann er noch so...perfekt ausgestattet sein.

S: Mhm.

K: Ist das ein bisschen...

L: Ja.

K: ...verständlich?

S: Ja das ist interessant. Ähm jetzt vielleicht Sie haben zuvor die Intelligenz angesprochen, eben als Schutzfaktor. Wir haben uns auch überlegt, ja wie wird den das gemessen? Was für eine Intelligenz meint man? Ist das eine schulische Intelligenz oder einfach eine lebenspraktische Intelligenz.

L: Zwischenmenschliche Intelligenz.

S: Genau. Weil das kommt immer wieder in jedem Buch, wo wir gelesen haben, Intelligenz ist ein Schutzfaktor oder eben auch Temperament, was sie auch beschrieben haben. Was denken Sie, was verstehen sie darunter unter dem Begriff?

K: Also, wenn es psychologische Untersuchungen sind und die meisten sind es, glaube ich oder? Von der Literatur her dann ist die Intelligenz meistens die psychometrische gemessene. Also das sind die IQ- Tests wo man macht. Das sind dann Stichproben von Kindern wo man dann längsschnitt beobachtet. Eben die Risikofaktoren erhebt und die Anpassung und dann eben auch noch die Intelligenz mit...das sind...mhm...das sind einfach verbale Intelligenz da muss man einfach so Aufgaben lösen.

L: So Kommunikationstechnisch?

K: Ja es sind so ganz klar definierte Aufgaben wo man nachher in einer bestimmten Zeit lösen muss. Und dann wird das so an einer Normtabelle im Vergleich mit Gleichaltrigen abgelesen. Ob jetzt jemand...also das ist ein Teil. Und das ist sicher das, hohe schulische Intelligenz ist aber drum auch ähm ähm prädiktiv, eine gute Entwicklung in vielen Bereichen, weil die Kinder bekommen auch weniger Probleme in der Schule können auch einen besseren Beruf lernen oder? Können sich in Bücher flüchten, das sind eben einfach Ressourcen. Rein schulische Intelligenz. Also ähm kognitive Intelligenz im klassischen Sinn. Aber die sogenannte emotionale Intelligenz die ist ja auch mit Resilienz verbunden. Also zum Beispiel ähm ähm der Bedürfnisaufschub. Also zum Beispiel sagen zu können, auch wenn ich jetzt lieber ins Kino möchte oder so, mach ich das jetzt nicht, weil ich lerne jetzt für die die Prüfung. Weil ich möchte diesen Abschluss schaffen und...Also einfach so das dealen im Jugendalter. Bei Kleinkindern ist das die Frage, ist jemand das Plätzchen lieber grad sofort oder wartet es lieber zehn Minuten.

L: Marsh-Mellow Test?

K: Ja genau der Marsh-Mellow Test.

Alle lachen.

S: Okay

K: Also das ist die Fähigkeit, die hängt noch stärker mit Lebenszufriedenheit zusammen, also als die...also die hängt sehr stark mit Lebenszufriedenheit zusammen. Mehr jetzt als die psychometrische, kognitive Intelligenz.

S: Okay. Der Test den Sie zuvor beschrieben haben, wird der auch gemacht für zum Beispiel eine Abklärung, ob ein Kind in eine Sonderschule geht?

K: Ja.

S: Also ist es dieser Test, gemeint?

K: Ja das ist das. Also da gibt es verschiedene aber äh das macht dann der psychologische Dienst. Genau. Testen so, ja.

S: Okay

K: Aber was ja auch immer wieder kommt, dass resiliente Kinder meistens auch sogenannte „Überleisterer“ sind. Also eigentlich die Schulleistung aufgrund der Intelligenz höher ist als das was man aufgrund der Intelligenz erwarten würde. Das heisst auch sie erbringen gute Schulleistungen in der Schule...eben sie sind...vielleicht überdurchschnittlich intelligent aber erbringen noch bessere Leistungen als Gleichintelligente nicht resiliente Kinder.

S: Mhm.

K: Und das heisst, dass sie eben auch sonst gute Strategien haben. Weil die Schulleistung ist nur von einem kleinen Teil der Intelligenz abhängig. Mehr auch von Lernstrategien, eben solchen Fähigkeiten für eine Bedürfnis (unverständliche Stelle), Selbstkontrolle alle diese sind mehr emotionale Intelligenz. Und das haben sie eben auch.

L: Könnte darunter auch fassen...Wir haben auch ganz viel darüber gelesen, dass ein wichtiger Punkt ist bei der Resilienztheorie eben...oder beim Konzept

S: Konzept (lacht)

L: ...Das diese Kinder in der Lage sind, sich Ersatzbezugspersonen selber zum Beispiel zu suchen. Also Kräfte wie zu mobilisieren. Wenn etwas fehlt stattdessen etwas anderes zu nehmen.

K: Ja. Ja eben die internale Kontrollüberzeugung, kommt ja auch immer wieder. Das bedeutet, wenn etwas nicht grad so läuft, dass ich mehr einfach denke, ich kann etwas verändern. Und die Erfahrung auch einmal gemacht habe, dass ich etwas verändern kann. Ja also, dass ich nicht einfach ausgeliefert bin, an dem wo das Leben an mich heranträgt sondern auch selber aktiv etwas verändern kann. Und das ist ja ganz ein wichtiger Teil oder?

L: Selbstwirksamkeit?

K: Selbstwirksamkeit genau. Und äh das ist eigentlich nachher ein Resultat von dieser internalen Kontrollüberzeugung könnte man sagen.

S: Mhm.

K: Äh und eben jetzt gerade für den Aufbau einer sicheren Bindung zum Beispiel, also was ja sehr früh passiert oder nachher auch für das weiterführende, einfach soziale Beziehungen wo jemanden auch stützen, jetzt grade für eure Fragestellung. Ist natürlich danach auch wieder also jemand extrovertiertes, intelligentes ähm emotional ausgeglichenes, findet natürlich auch in einer solchen Lebenslage auf der Flucht oder eben dann in einem fremden Land, schneller ähm...

S: Kontakt.

K: Kontakt und eben auch wieder die weiblichen kommunikativeren Fähigkeiten, wo wahrscheinlich an sozialisiert sind, erleichtern das auch wieder.

S: Mhm.

K: Die eigenen Gefühle preis zu geben, über seine Einsamkeit, seine Vergangenheit zu sprechen oder?

S: Mhm.

L: Mhm.

K: Solche Sachen.

L: Ja genau.

S: Ja hier sind wir eigentlich bei einer nächsten Frage angekommen. Eben diese geschlechterspezifische Unterschiede da ist auch also die Literatur, die wir verwendet haben, da herrscht eigentlich Uneinigkeit, manche sagen es gibt keine Unterschiede, das kann man so nicht sagen. Und für manche ist das weibliche Geschlecht schon direkt ein Schutzfaktor. Ähm was sagen Sie da dazu?

K: Mhm das ist schwierig zum sagen. So noch bin ich jetzt nicht an der Forschung, dass ich das jetzt sagen kann. Aber einfach das weibliche Geschlecht ist halt in der Psychologie oder gerade in dem Bereich Risiko-Schutzfaktoren und Störungen oder nicht Störungen und Resilienz immer eher etwas Protektives.

S: Mhm.

K: Und zwar aus verschiedenen Gründen, also das Einte ist das es ähm also es gibt so Entwicklungsstörungen, wie das die Hyperaktivität, wo in der Schule ein Problem ist die ist zum Beispiel doppelt oder dreimal oder bis zu fünfmal häufiger bei Buben.

S: Ja.

K: Und das sind nachher Sachen wo...wo sicher ä...irgendwie mit der Sozialisierung verstärkt werden, vielleicht auch. Das man das Verhalten bei Buben irgendwie anderes behandelt auch aber das es auch so ist das es ähm...Buben sind auf fast allen Entwicklungsstörungen, haben sie ein höheres Risiko als Mädchen. Und das hat auch biologische Gründe oder? Weil also ä...ja das hat das hat sie in der Radiosendung glaube ich auch...

L: Die Werner hat über das...

K: Ja...Oder weil Geschlechts also einige ähm ä Sachen geht auch von der kognitiven Leistungsfähigkeit, Lernprobleme sind wahrscheinlich auf einem Teil von Geschlechtschromosomen kodiert, also von der Mutter nimmt man an, also von der Mutter auf dem X, muss man sagen.

S: (Schmunzelt)

K: Und ein Mädchen bekommt halt vom Vater ein Teil X und vom Mutter ein Teil X.

S: Ja.

K: Und ein Bub hat das X nur von der Mutter und nachher vom Vater das Y, oder? Wo dann nachher zusammen das Ganze gibt. Dann kann eben, also dann ist es eben so, dass Knaben eben, also biologisch gesehen, schlechtere Startbedingungen haben, weil sie eben mehr schon biologische Risiken mitbringen. Eben zum Beispiel auch so ähm möglicherweise so im Temperament schwierige Sachen. Nachher vielleicht auch durch das Testosteron wo, man darf ja den Einfluss nicht überschätzen, gewisse andere noch, Probleme mit der Aggression vielleicht auch Aggression Sexualität, dass weiss man nicht so genau und so...Und nachher das Andere ist eben auch wirklich dann der soziale Teil wo halt nachher auch sehr fest kulturell bedingt ist. Also das einfach das es, den Frauen mehr antrainiert wird auch über Gefühle zu sprechen, also eigentlich so Strategien, wo jemandem meisten eher helfen als schaden, oder?

S: Ja.

L: Mhm.

K: Frauen viel mehr anwenden eben als Männer.

L: Und darum ist jetzt zum Beispiel bei der Resilienzförderung, wo wir auch gesagt haben, für Buben und für Mädchen, sagt Werner...

K: Ja.

L: ...ganz andere Sachen wichtig. Also für Knaben weiss ich jetzt gerade, starre, also starre, Strukturen...

S: klare Strukturen.

L: Aber eben auf der anderen Seite trotzdem eben, dass sie lernen über Sachen zu reden.

K: Genau. Ja.

L: Das hängt vielleicht auch mit dem zusammen.

K: Ja also eben einfach...das kenne ich jetzt nicht aber das werdet ihr wissen. Was ich einfach noch wichtig finde oder Gruppen von den Buben und Gruppen von den Mädchen, die sind ja nicht eigentlich so. Sondern mehr so. Also viele Knaben können genau gleich gut über Gefühle sprechen, wie viele Mädchen. Und viele Mädchen sind genau gleich aggressiv wie viele Buben. Und nur ein Teil von dieser Geschlechtsgruppe ist nachher typisch oder sehr typisch Mädchen oder Knabe.

S: Genau.

K: Und darum finde ich man kann das mal zu Kenntnis nehmen was da die Leute empfehlen für die Förderung, aber ich finde man muss viel mehr sowieso jeden mal individuell anschauen und schauen, wo hat der seine Stärken und wo seine Schwächen. Und wenn eine Frau nicht über ihre Gefühle sprechen kann, dann muss man ihr das genau so lernen wie einem Mann.

S: Ja das stimmt.

K: Man sagt ja nachher nicht ja du bist eine Frau, wir machen jetzt Selbstverteidigung, wenn das gar nicht ihr Problem ist.

Alle: (Schmunzeln)

S: Ja vielleicht bleiben wir hier ein bisschen mit den Schutz- und Risikofaktoren, das ist ja eigentlich ein grosses Thema in der Theorie.

K: Ja.

S: Vielleicht ä...so vom Konzept. (lacht)

K: Ja.

S: (Lacht) Ich habe es schon verinnerlicht.

K: In der Literatur könnt ihr sagen.

S: Ja genau. (Lacht). Ja ähm was sind für Sie vielleicht so hauptsächliche Risiko- und Schutzfaktoren? Also wichtig.

K: Auch wieder für mich, uf. Ich habe, ich nehme einfach zur Kenntnis, was da die Forschung vorgebracht hat und ja eigentlich immer so bio- psycho-physiologische Modelle.

S: Okay

K: Ich weiss nicht ob ihr die kennt. Oder? Das sind halt auch also, eben alles wo der Volksmund sagen würde. Oder? Also trinken während der Schwangerschaft, einfach alle die toxische Substanzen, genetische Risikofaktoren, biologische, hormonelle vielleicht und nachher die ganzen Sozialen, wo man, ich weiss nicht ob ihr das Modell vom Bensenbrenner kennt?

L: Bio-psycho-sozial, das?

K: Ja. Oder eben so das Mikrosystem, Mesosystem, ja ist ja gleich einfach so...

S: Verschiedene Ebenen?

K: Das Individuum von der Persönlichkeit her, also so seine ähm Big 5 Persönlichkeitsmerkmale: Intelligenz, einfach so. Und nachher Familie, also der kleinste Kreis, nachher so die Nachbarschaft, also so das Quartier oder das Land, der Kanton, immer grösser, oder? Und je nach, je nach Risiko- Schutzfaktoren ist der eben auf einer anderen Ebene oder? Also zum Beispiel, Risikofaktoren für Essstörungen, die sind eben

auch allen Ebenen, also so das Schönheitsideal, das weibliche Schönheitsideal ist ganz weit aussen auf gesellschaftlicher Ebene. Aber dann gibt es auch beim Individuum selber Risikofaktoren. Und so kommt es halt immer ein bisschen drauf an, um was es geht.

L: Mhm.

K: Und Resilienz ist wie, der Regenschirm gegen alles Mögliche, oder?

S: Mhm.

K: Und gleichzeitig ist jedes Individuum auch irgendwo vulnerabel. Also sowohl körperlich wie auch psychisch. Also die einten bekommen, wenn sie zu lange joggen gehen, eine Sehnenscheideentzündung am Fuss die anderen ein Fersensporn. Die dritten...

S: Nichts. (Lacht)

K: Atemnotbeschwerden. (Lacht) Die vierten vielleicht noch gerade nichts aber wenn sie den ganzen Tag nur joggen, bekommen auch sie irgendwann dann etwas.

S: Mhm.

K: Und psychisch ist ja auch so, oder?

S: Also für Sie ist das ganz klar ein Zusammenspiel, also eine Wechselwirkung von diesen Schutz- und Risikofaktoren?

K: Ja also das ist ganz klar. Also letztendlich ist es einfach eine Waage, wo mehr oder weniger Toleranz hat, nicht ganz gerade zu sein. Das wäre eben die Resilienz, eigentlich. Aber Resilienz eben, aber irgendwann bricht auch dieses Blatt, wenn ich es die ganz Zeit hin- und her und den Falt mit den Fingernägeln..., dann fällt es auch auseinander oder? Und das Knäckebrötchen wäre schon beim ersten Mal auseinandergefallen.

Alle: (Schmunzeln)

S: Ja gut jetzt vielleicht noch, was sind so die Hauptmerkmale von der, vom Konzept. Also da geht es und so darum, Hauptpunkte, es geht auch so darum zu schauen ob wir vielleicht so ein bisschen alles in der Theorie drin haben. Ja was ist für Sie, wichtige Punkte, wo man wirklich drin haben muss wenn man über Resilienz schreibt.

K: Also das wisst ihr sicherlich jetzt mehr als ich. Also ich kann euch da nicht mehr Neues sagen. Also ich habe alles gesagt, was ich weiss und ich kann aber nicht ausschliessen, dass es nicht noch neuere Literatur gibt, wo da noch, also jetzt von den letzten zwei drei Jahren. Wo ich allenfalls nicht mitbekommen hätte. Und aber ja es ist nicht eine Wahrheit die Resilienz, also es ist etwas menschengemachtes, man hat dem jetzt mal so gesagt, man diskutiert ab wann sagt man dann jemand ist resilient ist und ab wann nicht, das ist..da kann jeder kommen und sagen nein so ist es oder so ist es. Also das kann man sagen ja du eben du machst es so, ich mache es so (räuspert sich) die meisten haben es so eingeteilt für ihre Forschung und ähm ich glaube seit man seit es sei kein persönliches also nicht angeboren in dem Sinn, seit man gemerkt hat das es Individuen gibt die über eine bestimmte Phase resilient sind und danach nicht mehr oder umgekehrt, oder einfach seit dem das das alles so ein bisschen verschwommen ist, wie fest es eben angeboren ist oder eben nicht, wird das wahrscheinlich auch immer also ich weiss es nicht. Also das ist jetzt wirklich sehr spekulativ.

S: Ja.

K: Aber ich könnte mir vorstellen, dass es als Konzept ein bisschen kompliziert ist für die interessierten Laien. Wie wir letztendlich alle sind, weil wir haben noch so viele andere Themen noch oder.

S: Mhm.

K: Die Wissenschaftler die nur mit dem, die streiten sich über das und das...Aber für mich und euch sind eigentlich Schutz- und Risikofaktoren eine einfachere Lösung, oder? Und dann kann man sagen, es gibt Schutz- und Risikofaktoren, wo im Mensch inne liegen also eben auch die biologischen oder die psychologischen und Schutz und Risikofaktoren wo in der Umwelt liegen und mit dem hat man es ja eigentlich auch. Mit dem und der Metapher der Waage hat man eigentlich das Resilienzkonzept auch und alles andere auch noch. Also man muss dann nicht sagen, von denen sind so viele resilient und so viele nicht, sondern man kann dann einfach für jedes Individuum, wie sagen das liegt halt in der Risikowaagschale und das in der Positiven

L: Ja.

K: Und das ist ja eigentlich auch schon nützlich. Weil ihr arbeitet nachher mit, ihr wisst ja nachher nicht wird jetzt jemand aufgrund der Einteilung welche die Forscherin sowieso gemacht hat, resilient bezeichnet oder nicht. Sondern im Arbeiten ist es ja eher wichtig, was sind seine Ressourcen und wo liegen seine Probleme.

L: Mhm.

S: Genau.

K: Es gilt diese Rechnung zu machen, die Probleme zu beheben und die Ressourcen zu nützen und die Stärken zu stärken, so gut es halt eben dann geht, mit den Mitteln die ihr dann habt. .

L: (Schmunzelt). Ja.

S: Genau. Jetzt Ressource ist ein neues Stichwort. Für uns ist irgendwie nicht immer ganz klar was ist der Unterschied vom ressourcenorientierten Ansatz und der Resilienztheorie. Also ist ja zum Beispiel, es sollte die Selbstwirksamkeit gefördert werden und die Kinder sollten in Entscheidungsprozessen mit eingebunden werden und so weiter und ja wir fragen uns dann ja was ist denn jetzt so neu an diesem Konzept.

K: Nichts.

S: (Lacht)

K: Es ist nichts neu. Und es ist letztendlich wirklich alles das Gleiche. Ob man dem jetzt Schutzfaktoren oder Ressourcen oder so sagt ist gleich. Und die Risikofaktoren und die Vulnerabilität und aller Dreck und alles Unglück...

S: (Schmunzelt)

K: ...kann man in diesen Korb und eben das sind diese zwei Waagschalen und die Resilienz betrifft eben nachher einfach die wo aufgrund von der Waagbilanz eigentlich schon längst hätten müssen knicken.

L: Wider Erwartung?

K: Ja genau. Und eben ab wann man dann sagt jetzt ist jemand resilient gewesen und ab wann nicht, dass ist vollkommen beliebig. Also da gibt es höchstens eben über gewisse Forschergruppen Empfehlungen zu sagen so viel und so viel aber das muss man nachher eigentlich wirklich in die Methode von der Untersuchung nachschauen, was haben die genau gemacht. Und weil es eben, es ist eben nicht eine absolute Wahrheit, wie ich sagen kann Sie haben eher braune Augen und Sie auch. Kann ich nicht sagen Sie sind resilient und Sie auch. Das kann ich selber bestimmen, je nach dem oder?

S: Genau.

K: Und darum es ist nichts neu. Und ihr müsst euch auch nicht verunsichern lassen, dass ihr nicht...Also ich würde es jetzt mal so sagen, ich habe auch gesagt, ich lass mich nicht mehr verunsichern.

S: (Lacht)

K: Das man nicht genau draus kommt. Weil, weil einfach jeder definiert die Begriffe wieder anders verwenden und letztendlich ist ähm...kommt vieles ja auf das Gleiche heraus. Und das hat insofern noch etwas Beruhigendes, weil eben. Wenn ihr irgendwelche Ressourcen stärkt oder Schutzfaktoren zur Verfügung stellt oder wie sagt man dem noch positive (lacht)...

S: Verstärker...

K: Ja einfach so. Das ist ja nie falsch. Das ist nie falsch. Und Risikofaktoren bekämpfen spezifisch oder allgemein, ist auch nie falsch. Und so gesehen kann man zum Glück nicht viel falsch machen.

L: Mhm.

S: Okay.

K: Und was vielleicht noch, also doch, was ich vielleicht noch sagen kann, ist einfach die eben die Resilienzfaktoren, wo man gefunden hat, also das man sich vielleicht dort mal vielleicht ein bisschen überlegt, wieso gerade diese? Also das wird ja auch diskutiert in der Literatur und nachher auf welche habe ich dann Einfluss als Lehrerin, als Sozialarbeiterin und auf welche vielleicht weniger, oder? Es gibt Sachen wo ihr einfacher mit jemandem in der Begleitung angehen als andere.

S: Mhm.

L: So um den Fokus besser zu legen?

K: Ja weil man kann ja nicht überall, sonst müsste man ja jemand irgendwie zu sich nehmen. 24 Stunden irgendwie und noch dann geht es nicht. Also das man irgendwie sich über die Mechanismen bewusst ist also wo kann ich, wo muss ich, Prioritäten setzen. Also ich sage jetzt mal bei jungen minderjährigen Asylsuchenden, ist sicher eine Priorität eine Beziehung...äh.

S: Aufzubauen?

K: Ja eine soziale, in ein soziales Netz irgendwie hineinzukommen, weil das nachher wie vieles auch noch grad mit sich bringt. Ist sicher wichtiger als jetzt als erstens grad irgendwie äh...was gibt es da noch ein Humortraining mit ihm zu machen.

L/S: (Beide lachen)

K: Also ja. Einfach die Faktoren ein bisschen gegen einander aufzuwägen. Aber ich denke da hat man ja mit der Zeit auch ein bisschen ein Gespür dafür. Welches die wirklich entscheidenden Punkte sind.

S: Ja. Okay. Jetzt kommen wir eigentlich zu einem neuen Block, eigentlich zur Resilienz in der Praxis. Und ja unsere Frage ist, haben Sie schon in der Praxis, mit diesem Konzept gearbeitet? Haben Sie dort Erfahrung?

K: Ja eben also so gesehen, was heisst das habe ich mit dem gearbeitet? Das ist ja nicht ein Konzept, wo man ja so 1:1 so gerade damit arbeiten kann. Es ist ja eben mehr etwas wo einem hilft Menschen in bestimmte Gruppen einzuteilen

S: Mhm.

K: Darum, also im weiteren Sinn ja. Ich habe immer wenn ich irgendwie ähm an jemanden zum Beispiel glaube, wo vielleicht viele nicht an ihn glauben oder an sie glauben, mache ich ja eigentlich Resilienzförderung.

S: Mhm.

K: In dem ich mich als Person, als Beziehungsperson zur (räuspert sich) zur Verfügung stelle. Oder immer wenn einem Kind oder auch meinen Studis indirekt versuche, dass sie gute Lehrerinnen werden, wenn sie die dann sind, eben auch diesen Kindern, Welten eröffnen, durch die Bildung, also...Im weitesten Sinn machen alle sozialen Berufe irgendwie auch...tragen zur Resilienzförderung bei. Wenn sie es gut machen und wenn sie es schlecht machen natürlich nicht.

S: Mhm (lacht)

Alle: (Lachen)

K: Ja.

S: Ja unsere Frage ist eigentlich auch so gibt es überhaupt eine Institution, wo das wie als Konzept hat und wirklich voll nach dem arbeitet. Weil wir haben jetzt in den Interviews gemerkt, ja dass sie vielleicht gewisse Teile wirklich machen, wo jetzt mit diesem Resilienzkonzept etwas zu tun hat aber nicht wirklich: Jawohl wir arbeiten nach dem. Jetzt vielleicht wissen Sie etwas in der Schweiz, wo das direkt angewendet wird und mit welchen Zielgruppen?

K: Nein eben. Weil ich glaube es ist zu wenig es ist gar wünschenswert, dass jetzt nur mit dem gearbeitet wird. Das ist jetzt spezifisch noch zu wenig umfassend. Es ist ja nicht ein Präventionsprogramm, in dem Sinn. Es ist eine Erkenntnis das eben, dass es auch wenn die Startbedingungen schlecht sind, Hoffnung gibt. Es ist die Erkenntnis, dass es eben einen Unterschied macht, in vielem, ob jemand Ressourcen zur Verfügung hat oder nicht, wo man eben auch stärken kann, die Ressourcen eben auch die Möglichkeiten, die, die Schutzfaktoren auch zu ergreifen und das macht natürlich jede Therapeutin, jeder Therapeut. Die guten Lehrpersonen, die guten Sozialarbeitenden, ganz intuitiv, oder? Die wissen vielleicht nicht einmal was Resilienz ist, dass müssen sie auch nicht unbedingt wissen.

S: Mhm. (Schmunzelt)

K: Sie müssen einfach vom Menschenbild her, müssen sie daran glauben, dass das ähm nur die mit der guten Ausgangslage, gut „herauskomme“. Also das es eben bei allen lohnt. Aber ich gehe davon aus, es werden auch nicht viele Leute in eure Ausbildung einsteigen, wo nicht grundsätzlich dort auch Hoffnung haben.

L: Ja.

S: Ich hoffe es. (lacht)

K: Weil sonst ja macht man sich ja auch kaputt. Man hat ja nur mit Problemfällen zu tun.

S: Ja das stimmt. (lacht) Also in dem Fall denken sie eher nicht, dass Resilienz wie ein fixer Bestandteil wird jetzt vielleicht in der pädagogischen Arbeit? Also in der sozialpädagogisch...

K: Eben mich dünkt es einfach wichtig, dass man vermittelt (räuspert sich) das man empirisch herausgefunden hat, dass nicht nur die mit guten Ausgangslagen sich gut entwickeln sondern das auch ein beträchtlicher Teil von denen, wenn man so ein Rundumschlag macht, wo man gerade jegliche Hoffnung absprechen, eben sich auch gesund entwickeln. Eben das dünkt mich etwas ganz wichtiges und das hoffe ich schon, das...das...in den Ausbildungen kommt. Und das ist eben der Grund, dass ich das auch ja darüber erzähle, aber wie viel wirklich hängen bleibt. Das wissen Sie ja wie das ist.

L: Ja (lacht) So viel.

S: (Lacht)

K: Ja man bekommt so viel erzählt.

S: Ja.

K: Ja.

S: Also habt ihr irgendwie auch das Gefühl, dass das fast wie eine Werthaltung sein könnte?

K: Ja.

S: Also eben, jetzt als Lehrer oder Sozialpädagogin.

K: Ja das habe ich das Gefühl, ja. Irgendwie. Also natürlich nicht nur das sondern überhaupt einfach so eine humanistische, menschenfreundliche äh...an das Gute glauben...Haltung. Das glaube ich schon, dass es das irgendwie ist. Und das glaube ich auch das solch eine Haltung einem entgegenkommt. Also vielleicht ist man dann auch ein bisschen anfällig auf Enttäuschungen, weil die es halt dann von 2/3 der Fälle trotzdem gibt.

S: Mhm.

K: Wenn man es solange begleitet aber wenn so auch das Gegenüber merkt, was man für eine Grundhaltung hat ihm gegenüber. Das kann man glaube ich schlecht überspielen. Ob man die Menschen gern hat und an sie glaubt oder nicht.

S: Ja das stimmt.

K: Das fliegt spätestens an der zweiten, dritten Sitzung dann auf.

S: Ja jetzt so ein Unterbegriff ist jetzt eigentlich die Resilienzförderung, wo man dann direkt etwas macht in der Praxis. Was sind so Ziele einer Resilienzförderung?

K: Ähm jetzt in der pädagogischen Praxis?

S: Ja mhm.

K: Äh ja es wird vielleicht jetzt ein bisschen öde, also ich kann nicht so viel mehr jetzt sagen als immer wieder das Gleiche. Ja Ziele sind, lernen mit den persönlichen Risikofaktoren, wo halt sind, also viele kann man ja auch nicht einfach ändern, ein Weg, ein Umgang zu finden. Ähm oder sie aus dem Weg zu räumen, eines von beidem. Und eben vor allem, weil das ja sehr deprimierend ist, sich immer nur mit dem Negativen zu befassen, gleichzeitig irgendwie die Stärken zu stärken.

S: Mhm.

K: Ja.

S: Okay.

S: Und wer kann alles Resilienz fördern?

K: Alle. Alle Menschen. (Schmunzelt) Eben auch die Grossmutter, die nur ein Bein hat oder? In dieser Erzählung. Wirklich alle. Also ja. Bewusst...

L: Ja mit uns ist so die Frage im Zentrum, bei denen Kinder, die jetzt allein ankommen in der Schweiz...

K: Okay

L: Da geht es ja vor allem immer wieder um Bezugspersonen.

K: Oder Kirche natürlich.

L: Ja.

K: Also religiöse Gemeinschaften und dort hat man ja auch herausgefunden, es ist weniger der Glaube, also das Individuum, also die Gläubigen alleine, die waren nicht resilienter. Aber die die in einer Gemeinschaft eingebunden waren. Dann kann es auch so irgendein unkonventioneller, unkonfessionelle, esoterische Gemeinschaft möglicherweise sein. das müsste jetzt nicht unbedingt äh eine christliche oder, oder buddhistische oder muslimische Gemeinschaft sein. Und so gesehen natürlich auch, ja alles so kirchenähnliche, sozial verbindliche Strukturen, oder? Also jetzt für Kinder kann es eine Schulklasse, im besten Fall schon auch so, ähm positive Gruppenerlebnisse, in einer Institution vielleicht auch, sein. Also aber wie oft, dass das dann vorkommt, weiss ich jetzt auch nicht. Also das man sich wirklich so verbunden fühlt, aber jetzt eben in einer Schule zum Beispiel, eine Klassengemeinschaft, eine Schulgemeinschaft, wo auch so parareligiöse Züge haben können. Und jetzt bei euch bei eurer Gruppe, wo ihr euch dafür interessiert, äh ja...wo kommen die überall vorbei? Ja da.

S: Ja also die Frage ist eigentlich so, weil ja die Eltern wie wegfallen oder? Ja ob das eigentlich möglich wäre, das die Lücke die da entsteht, durch die Sozialarbeitende in den Zentren wie gefüllt werden. Das ist so...

L: Oder durch Lehrer.

S: Ja genau sie gehen ja dann in die Schule. So...

K: Wahrscheinlich nicht. Sicher besser als nichts. Aber ich glaube (räuspert sich) es ist halt dann trotzdem eine Arbeitsbeziehung, oder? Die professionellen Betreuungspersonen ersetzen wahrscheinlich nicht eben eine Familie privat. Aber da gibt es gäbe es Möglichkeiten das Sozialarbeiter irgendwie (räuspert sich) oder Lehrpersonen schon ja, schauen würden, dass sie irgendwo in ein familiären Ersatzrahmen eingebunden werden. Was sind das...ich weiss nicht genau. Das man dort irgendjemand...so vermittelt oder?

S: Genau. Und haben Sie eigentlich das Gefühl, dass mit jedem Kind und mit jedem Jugendlichen, resilienzfördernd gearbeitet werden kann?

K: Ja das ist jetzt ein bisschen die Frage, wie man das Konzept wie man das Konzept definiert oder? Also es wird ja nicht jeder resilient sein oder wenn man sagt letztendlich ist jeder resilient, dann kann man das Konzept in den Abfallkübel werfen.

S: Mhm.

K: Also man kann bei jedem die Risikofaktoren reduzieren und die Schutzfaktoren erhöhen, ein Stück weit (räuspert sich) aber ob das nachher reicht, je nach der Ausgangslage von dieser Waage, oder ob das danach reicht um nicht zu knicken...Das ähm, muss man dann eben anschauen. Und so gesehen ja nein ist es nicht in eurer Macht bei jedem das zu schaffen, dass er nicht knickt. Abär äh ja...

S: Mhm.

K: Man muss es versuchen, weil man weiss nicht wer knickt und wer nicht.

S: Ja das ist so.

K: Und darum lohnt es sich sowieso.

S: Es zu versuchen...Ja.

K: Und nachher muss man ja auch sehen Resilienz, das hat ja die Emmy Werner auch noch erzählt, bedeutet ja nicht, dass die dann nie Schwierigkeiten haben, auf ihrem Entwicklungsweg. Sondern wie mehr längerfristig gesehen oder? Das es wie gut herauskommt.

S: Mhm.

K: Und nicht mit 14 mit 16 und 18 und 20, überangepasst ohne Problem.

S: Genau.

L: Sind eben keine Superkids.

K: Nein und das müssen sie auch nicht sein oder? Ja.

S: Ja. Und wissen Sie vielleicht noch etwas darüber in welchem Alter es am wirksamsten ist mit diesen Kindern oder Jugendlichen resilienzfördernd zu arbeiten? Also so quasi, wann bringt es am meisten, in welchem Alter?

K: Also es sind ja verschiedene die Resilienzfaktoren wo man gefunden hat. Es sind ja wie Faktoren die eben ja eher angeboren, also so die Temperamentsmerkmale...

L: Mhm.

K: Und danach die Bindung, die erste Bindung jetzt, in den ersten 18 Monaten. Ja also ja das ist nachher auch vorbei. Dann müsste man eben dann wenn die Bindungserfahrung nicht gut war, mehr therapeutisch halt das aufarbeiten, das kann man sicher besser im Jugendalter als in der Kindheit. Aber so gesehen ist es für viel, also Sachen, man kann in jedem Alter etwas machen, einfach sicher nicht in jedem Alter macht man dasselbe. Und dann gibt es halt, gewisse Sachen wo euer Einfluss relativ beschränkt ist. Also wenn ein Jugendlicher eine negative, unsichere Bindung hat, dann hat er die. Dann könnt ihr nicht mehr viel machen. Ihr könnt ihm als konstante Bezugsperson zu verstehen geben ich bleibe bei dir. Oder ich begleite dich, auch wenn du mich blöd findest. Oder so. Aber an den früheren Erfahrungen könnt ihr nichts ändern oder?

S: Mhm.

K: Und so gesehen kann man in jedem Alter auf die...auf eine gute Art also auf unterschiedliche altersangepasste Art ähm eben die Ressourcen von einem Kind oder Jugendlichen verstärken und die Risikofaktoren abbauen.

S: Gut. Und jetzt sind eben noch so konkrete Beispiele, die wir gefunden haben in der Literatur, eben das man die Selbstwirksamkeit fördert, nachher ähm die Selbstwahrnehmung die Selbststeuerung und auch den Umgang mit Stress. Jetzt haben wir eigentlich am Anfang die ganze Zeit danach gesucht, ein Modell, dass uns dann zeigt, wie setzt man das in der Praxis um...Haben wir aber eigentlich kein konkretes gefunden und da wollten wir Sie noch fragen ob Sie vielleicht so ein Modell kennen?

K: Also ein Modell. Jetzt wie man die Selbstwahrnehmung und und (räuspert sich)

S: Punkte ja.

K: Die Punkte fördert?

S: Ja das sind jetzt Beispiele von Punkten, die sagen, dass heisst Resilienzförderung, wenn man die Punkte beachtet. Und jetzt ist eigentlich die Frage, gibt es eigentlich ein Modell, das nur unter dem Resilienzbegriff bekannt ist?

K: Nein.

S: Wissen Sie was ich meine?

K: Nein wüsste ich jetzt nichts. Ja. Weil eben das sind so wie generelle Mechanismen wo in jeder Psychotherapie ein Thema sind also die selbstregulative Fähigkeiten, Selbstwahrnehmung, Identität, Umgang mit Stress sowieso. Aber danach auch wie geht es in eurer Familie, wie geht es in eurem weiteren Umfeld, was habt ihr für Stärken, was macht ihr gerne. Also in der Beratung und in der Therapie ist immer ein Thema. Darum das Resilienzkonzept umfasst eigentlich alles, wo es gibt. (lacht)

L: Ja. Das haben wir eben auch das Gefühl.

S: (lacht)

K: Und darum ist es eben nicht, es ist ermutigend aber nicht besonders wirksam für spezifische Massnahmen abzuleiten.

S: Ja.

K: Spezifische Massnahmen eben dann spezifischer sein müssen. Und für die einzelnen Punkte zu fördern gibt es dann in der pädagogischen oder in der klinischen Literatur sicher Sachen, aber ich glaube nicht, dass das nachher ihre Aufgabe ist. Ihre Aufgabe ist wahrscheinlich dann mehr die Triage zu machen.

L: Genau.

S: Genau. Ja. Aber in dem Fall ist das wirklich so, dass jetzt nicht nachher von diesem Konzept hier „täg“ ist das Modell, dass könnt ihr in der Praxis...Das gibt es nicht?

K: Nein. Ja doch. Also eben alles.

S: (Lacht) Alles. Ja.

K: Von Risikofaktoren, von Schutzfaktoren.

S: Genau. Aber die sind dann meistens unter einem anderen Begriff. Also Konzepte, wie Fit heisst das glaube ich, da geht es ja dann auch darum, dass man die Stärken stärkt und die Risikofaktoren senkt, aber das ist dann irgendwie unter einem anderen Begriff.

K: Ja das hat. Eben Resilienz ich weiss nicht ob es vielleicht ein bisschen am aussterben ist oder sich gar nie so richtig durchgesetzt hat.

S: Mhm.

K: Weil es eben irgendwie immer wieder ein bisschen verwirrt ist. Ist es jetzt ein Persönlichkeitsmerkmal, oder eben nicht.

S: Ja.

L: Darum eben auch eine von den letzten Fragen ob es ihrer Meinung nach Zukunft hat?

K: Das Konzept?

S: Also haben Sie das Gefühl es nimmt eher ab oder es wird ein Boom und alle...

K: Also die Frage...Resiliente Menschen wird es immer geben. Ganz egal ob die Literatur, diesen Begriff noch...

S: Braucht?

K: Braucht oder nicht. Also so gesehen. Und ob sich der Begriff von der Resilienz, als nützlich jetzt für Bereiche wie die Sozialarbeit oder die Schule noch durchsetzen wird, bezweifle ich ein bisschen. Weil er eben, immer nur so die Resilienten fokussiert und wir sind ja alle mehr interessiert an Massnahmen für alle.

S: Genau.

K: Und nicht nur für die Resilienten. Und wenn man Massnahmen für alle, auch bei den Resilienten machen kann und die dann den nicht Resilienten nicht schaden, was bei allen vom abbauen von Risikofaktoren und aufbauen von Schutzfaktoren der Fall ist dann braucht es eigentlich die Resilienz nicht unbedingt. Eben ausser um zu zeigen, dass die Hoffnung eben eigentlich nicht so schnell aufgegeben werden sollte.

S: Mhm.

L: Ja.

S: Gut jetzt vielleicht noch das letzte Wort haben eigentlich Sie. Haben wir noch etwas nicht gefragt, wo Sie jetzt denken, „Ihh“ das muss doch kommen...oder

K: Nein also ich finde ihre Fragen gut und ich...mein Schlusswort hat fast wie ein Gebet geklungen.

Alle: (lachen)

K: Ja ich habe einen guten Schluss. Ja aber ich kann so nicht mehr dazu sagen.

S: Okay. Das ist tiptop so, vielen Dank.

L: Ja.

(Ende der Aufnahme)

Interview J

Umstände des Interviews

Das Interview fand am 12. Dezember 2013 im PH Gebäude in Bern statt. Insgesamt dauerte das Gespräch 56 Minuten und wurde auf Dialekt durchgeführt. Die Kontaktadresse erhielten wir von einer Bekannten, die an der Uni Bern Psychologie studiert. Frau Brodbeck doziert an der Uni Bern zum Thema Resilienz. Im Vorfeld schickten wir unserer Interviewpartnerin den Leitfaden zu und klärten sie kurz über unsere Zielgruppe auf.

Das Interview führte Frau Lochmatter, wobei Frau Fussen mit Fragen ergänzte und Notizen anfertigte.

Für die nachfolgenden Transkripte gilt folgende Legende:

(???) Unverständliche Stelle

(wort) Zwischengeräusche

L: Lara

S: Sibylle

J: Jeanette Brodbeck

L: Also ich werde das Interview führen und meine Kollegin wird ergänzen, falls ich etwas Wichtiges vergessen sollte.

J: Ja.

L: Okay, wir haben, wie Sie gesehen haben, einen ersten Teil, in dem es so um Ihre Person geht.

J: Mhm.

L: Also würde uns interessieren, wie Sie heissen, wie lange Sie vielleicht hier arbeiten,

J: Ja. Also ich heisse Jeannette Brodbeck, ähm, ich arbeite hier an der Uni seit 2006. In der Abteilung für Klinische Psychologie und Psychotherapie. Und zuvor habe ich zehn Jahre in der Psychiatrischen Uniklinik gearbeitet.

L: Mhm.

J: Ich habe eine, eine Therapieausbildung, Schwerpunkt kognitive Verhaltenstherapie und systemische Therapie aber momentan mache ich vor allem Forschung. Ich war drei Jahre in Cambridge, und habe dort an einer Studie zu Kindesmisshandlung gearbeitet.

S: Mhm.

L: Okay, und jetzt unterrichten Sie ja zum Thema Resilienz.

J: Ja, nächstes Semester, ein Schwerpunktseminar und dieses Semester habe ich Kindesmisshandlung mit Einschub von Resilienz gemacht.

L: Ah, okay. Und konnten Sie das selber auswählen?

J: Ja.

L: ... oder war das auf dem Lehrplan so...

J: Nein, das durfte ich selber wählen.

L: Okay, und was war die Motivation für das Thema Resilienz?

J: Ähm, Ich fand es immer schon faszinierend, wie Leute, die wirklich unter schwierigen Bedingungen aufwachsen, äh, das bewältigen können.

L: Mhm.

J: Und das man dann zum Beispiel zum Teil im Erwachsenenalter äh, gar nicht mehr merkt.

L: Mhm.

J: Dass Teilweise wirklich Leute unter ganz ganz schlimmen Bedingungen aufgewachsen sind, und das irgendwie gemeistert haben, in den Griff gekriegt. Und äh, das hat mich immer schon fasziniert. Vor allem im Kontrast dann zu Patienten, die man in der Psychiatrie sieht.

L: Mhm.

J: wo, wo es einfach nicht geklappt hat.

L: Ja.

J: Und die es gerade schaffen, äh, in einer geschützten Werkstatt zu sein. Ähm, ja, vielleicht in einer geschützten Wohnsituation und immer wieder in die Klinik kommen. Mit einem Hintergrund, der eigentlich weniger schlimm ist, als der von Leuten, die gut funktionieren.

S: Mhm.

L: Mhm.

J: Einfach so warum schaffen es einige und warum die anderen nicht?

L: Okay, und unterrichten Sie dann auf ein Semester?

J: Ja.

L: Gut, okay. Gut, und jetzt gerade so... Haben Sie auch Ahnung von Trauma oder Migration? Eines dieser Themen. Haben Sie dort auch eine Ausbildung oder so?

J: Ähm, Trauma ist ein Teil der Therapieausbildung gewesen.

L: Ja.

J: Und in der Klinik habe ich einige Patienten gehabt, die ein Trauma haben.

S: Mhm.

J: Beziehungsweise ist es eigentlich... Praktisch alle Patienten haben irgendeine Form von Kindsmisbrauch gehabt.

L: Mhm.

J: Also das ist dort sehr präsent.

L: Aha, okay.

J: Und Migration: Ich habe drei Jahre in England gewohnt, habe also selber ein bisschen Migrationserfahrung. (lacht).

L: (lacht). Okay.

J: Aber nicht, dass ich professionell mit Migranten gearbeitet hätte.

L: Ja, gut. Weil wir haben uns eben mit Resilienz in dem Zusammenhang auseinandergesetzt, weil uns interessiert, im Zusammenhang mit Flüchtlingskindern, also mit unbegleiteten Minderjährigen. Und was wir nie ganz verstanden haben: Ist es das Resilienzkonzept oder ist es eine Resilienztheorie? Weil immer irgendwie je nach Fachbuch steht wieder ein anderer Begriff.

J: Ja.

L: Können Sie das entwirren oder kann man das gar nicht sagen? (lacht).

J: Äh. Es wird einfach eine uneinheitliche Terminologie verwendet.

L: Mhm, okay.

J: Und äh, die Frage ist: Was ist eine Theorie? Und die Minimalvariante einer Theorie ist einfach, dass sie Zusammenhänge zwischen Variablen erklärt. Und dass man aufgrund dessen etwas vorhersagen kann. Also das sind nicht nur in Beobachtungen, dass es nicht nur auf Beobachtungen beruht, dass ein Abstraktionsniveau höher geht.

S: Mhm.

L: Also empirisch?

J: Nein... Einfach Details einer bestimmten Situation, ein kleines bisschen wie bei einer Fotografie, aber mehr wie eine Landkarte.

L: Ah. Okay.

J: Also die Orte sind gespeichert, die Strassen, aber zum Beispiel nicht die Bäume.

L: Mhm.

J: Also die wichtigsten Elemente werden in der Therapie hervorgehoben. Äh, in einer Theorie. (lacht).

L: Okay. (lacht).

S: Und im Konzept, was ist da genau der Unterschied?

J: Äh, je nachdem, wie man den Begriff braucht. Es ist vielleicht weniger ausführlich wie eine Theorie. Es wird auch ab und zu das Wort „Modell“ verwendet.

S: Ja.

J: Wo man dann so Zusammenhänge zwischen verschiedenen Faktoren zu klären versucht oder aufzuzeichnen. Also ich würde sagen, es ist einfach ein akademischer Unterschied.

L: Ja.

J: Nichts, das wirklich existiert. Je nachdem, wie man den Begriff halt braucht.

L: ...Wie man es verwendet. Okay.

J: Und Resilienz selber würde ich eher so als als Beobachtung bezeichnen oder als Teil eines Denkmodells. Wo man nicht nur die schädlichen Faktoren anschaut, die Probleme, das Schwierige, sondern auch das, was gut läuft. Schutzfaktoren, Sachen, die eine Person erreicht hat...

S: Ja.

J: Ressourcen.

L: Ja. Okay. Und die Definitionsfrage ist ja auch immer eine riesige... eben eine riesige Diskussion.

J: Ja.

L: Und, haben Sie eine persönliche Definition, oder was ist für Sie Resilienz? Wie würden Sie das einem Laien erklären?

J: Ja. Also, es gibt ja verschiedene Definitionen. Und viele sagen, es ist äh, wie ein Ergebnis.

L: Mhm.

J: Es ist eine gute Anpassung von Leuten, die schwierige Bedingungen durchlebt haben.

S: Mhm.

J: Und das ist natürlich auch immer eine Momentaufnahme. Man kann die Resilienz von jemandem anschauen mit 15, mit 30, mit 40. Und das ist einfach quasi der Stand, was er erreicht hat Problembewältigung, mit Anpassung, mit dem Sozialen Funktionieren. Wohlbefinden...

L: Mhm.

J: Ist das so?...

L: Ja, sicher, das ist super. Und etwas ist auch immer wieder in der Diskussion: Also ganz früher war es ja so, wenn wir das richtig verstanden haben, man hat gesagt, es gibt resiliente Menschen und weniger resiliente Menschen.

J: Ja.

S: Es ist angeboren oder nicht.

J: Ja.

L: Und jetzt ist man ja ein bisschen davon weggekommen, und jetzt sagt man, es ist auch Resultat von guter Förderung. Kann man das so sagen? Früher war es so ein wenig die Art und jetzt ist man davon weggekommen.

J: Ja, es gibt immer so...so Modewellen. Eine Zeitlang denken die Leute, dass alles biologisch ist, alles ist angeboren.

S: Mhm.

J: Und dann kommt irgendwie eine andere Welle, die sagt, ja es ist alles nur in der Umgebung und Förderung. Und heute ist man so äh, bei einem Gleichgewicht von beiden.

L: Mhm.

J: Also bei, bei Resilienz redet man oft von einer Gen- Umwelt- Interaktion. Das... Oder von einem Vulnerabilität- Stressmodell.

L: Mhm.

J: Dass Leute halt äh, eine unterschiedliche genetische Ausstattung haben, ein unterschiedliches Temperament, das zu einem gewissen Teil angeboren ist. Dass dann aber auch immer äh, die Umwelt das formt.

L: Mhm.

J: Die, die Sachen, die jemand mitbringt. Und es gibt auch den Begriff von der Epigenetik.

L: Ja.

J: Das heisst, dass... Es ist quasi die Frage: Welche Gene, die vorhanden sind, werden angeschaltet? Wie das Licht.

L: Mhm.

J: Weil nicht alle Gene, die man hat, kommen zum Tragen.

S: Mhm.

J: Sondern einfach die, die halt angeschaltet werden. Und bei Mäusen zum Beispiel haben sie viele Experimente gemacht. Und die haben dann die Mäuse einfach gezüchtet, geklont. Das, ich weiss gerade nicht mehr ob gezüchtet oder geklont, aber sie haben die gleiche genetische Ausstattung gehabt.

S: Mhm.

J: Und äh, Die einen Mütter wurden gestresst, und die anderen Mütter, Mäusemütter, die haben eine gute Umgebung gehabt. Und die gestressten Mütter haben, haben ihre Kinder weniger, also die Mäusebabys weniger umsorgt, weniger geschleckt.

L: Mhm.

J: Das ist irgendwie eine Zuneigungsbekundung unter Mäusen.

L: Mhm.

J: Und die Mäuse haben dann auch, haben dann andere Gene angeschaltet bekommen, als die Mäuse, die bei einer nicht gestressten Mutter aufgewachsen sind.

S: Mhm.

L: Obwohl man ja davon ausgehen würde, dass es wieder die gleichen sind.

J: Die gleiche genetische Ausstattung ursprünglich aber durch das Pflegeverhalten der Mutter werden andere Gene aktiviert.

L: Ah, okay. Spannend.

J: Und es ist sehr spannend. Ich denke mit Menschen funktioniert das wahrscheinlich ähnlich.

S: Mhm.

J: So mit der Genetik.

S: Mhm.

J: Und äh, Eben das Temperament zum Beispiel das ist ja auch ein Stück weit genetisch bedingt, vererbt. Und das Temperament hat einen Einfluss darauf, wie äh, wie resilient jemand ist.

L: Mhm. Ja, darauf werden wir dann auch noch kommen.

J: Ja. Und dann ist es einfach eine Interaktion und jemand, der ein schwieriges Temperament hat, der irgendwie unverträglich ist, schnell „hässig“, Äh, grosse Veranlagung zu negativen Gefühlen,

L: Mhm.

J: Äh, nicht gewissenhaft, dass diese Personen dann halt auch, äh, weniger gut soziale Kontakte eingehen können.

L: Mhm, ja.

J: Die anderen eher zurückstossen, und durch das dann auch weniger den Umgang mit anderen lernen können. Weniger Schutz haben vor anderen vielleicht, und dass das einfach die Bildung von Resilienz erschwert. Das ist wirklich ein Ineindandergreifen von ererbten und Umweltbedingungen.

L: Mhm. Ein Zusammenspiel. Und das ist jetzt momentan auch der Stand der Forschung? Oder...?

J: Das ist momentan der Stand der Forschung.

L: Mhm.

J: Und äh, was sehr äh, im Zentrum der Forschung steht momentan, sind so die biologischen Grundlagen.

L: Mhm.

J: Von der Stressverarbeitung. Das ähm, Die HPA- Achse, Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse. Das ist wichtig für die langfristige Stressverarbeitung.

L: Ja.

J: Und die kann geschädigt werden, mit viel frühkindlichem Stress.

S: Mhm.

J: Aber wahrscheinlich gibt es da auch äh, eine Grundausrüstung, die jemand genetisch mitbringt.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Und so die Reaktionsweise auf Stress wie gut man das verarbeiten kann, das hängt dann auch wieder mit Resilienz zusammen.

S: Mhm.

L: Ja, es ist wahrscheinlich sehr eng mit Stress verknüpft allgemein in der Theorie.

J: Ja. Ja, ja.

L: Und dann so Resilienzmerkmale würden uns noch interessieren. So, woran merkt man es eigentlich?

J: Ja. Da braucht es zwei Sachen. Das eine sind eben schwierige Bedingungen.

S: Mhm.

J: Das kann frühkindlich sein, das kann spätes Trauma sein, oder eben bei bei, jugendlichen Flüchtlingen einfach die Erfahrung von Fluchten müssen, von Krieg,

S: Mhm.

J: Zusätzlich ein zweites Element: Dass die Leute, die das erlebt haben, trotzdem gut funktionieren.

L: Mhm.

J: Und das gut Funktionieren, das ist auch ein bisschen die Frage, was ist das?

L: Ja, genau.

J: Also das eine ist sicher äh, Psychopathologie, beziehungsweise äh, das psychische Wohlbefinden. Und zwar das resiliente Leute wie ein durchschnittliches psychisches Wohlbefinden haben. Sie müssen nicht besser sein als der Durchschnitt, aber einfach so wie andere auch, sie...

L: Ja.

J: Die diese schwierigen Erfahrungen nicht gemacht haben.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Das ist das eine. Dann ist da so die soziale Anpassung. Ob jemand arbeiten kann, ob jemand eine Beziehung hat, ob jemand die Freizeit gut gestalten kann, das Leben geniessen kann,

S: Mhm.

J: Das sind weitere Faktoren, ähm, ja... Ich denke, es braucht beides.

L: Mhm.

J: So, ich weiss nicht, ob es das gibt, jemand, der psychisch völlig gesund ist, aber wirklich in einer ganz, ganz schlimmen Beziehung, und das akzeptiert. Irgendwie eine Frau, die geschlagen wird.

L: Mhm.

J: und die nicht aus der Beziehung herausgeht. Das würde ich dann auch nicht unbedingt als resilient bezeichnen.

S: Ja.

L: Ja.

J: Insgesamt.

L: Ja, mhm. Ja, das stimmt.

J: Also resilient, muss man auch immer sagen, im Bezug auf was?

L: Ja, genau. Und dann haben wir so die Schutz- und Risikofaktoren haben wir auch gesehen. Und eben, manche sind angeboren, andere aus der Umwelt, der Gemeinde, oder so. Und was sind für Sie vielleicht aus der Praxis oder so. Was sind ganz wichtige Schutzfaktoren? Oder eben Risikofaktoren? Die immer wieder kommen. Oder woran merken Sie, das hilft ganz spezielle einem Menschen?

J: Mhm. Also, das... ein sehr wichtiger Schutzfaktor ist, das sind soziale Beziehungen.

L: Mhm.

J: Dass Leute da sind, die helfen.

S: Mhm.

J: Wie bei Kindern kann das, können das Grosseltern sein, die da sind. Oder dann jetzt ähm, nehmen wir an äh, ein Trauma passiert einem Kind: Es wird angefahren auf der Strasse oder es wird irgendwie zusammengeschlagen, was auch immer. Dort kann es sehr helfen, wenn jetzt eine Mutter da ist, die das Kind tröstet, die das Kind beschützt.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Also einfach soziale Unterstützung. Später dann ähm, im Jugendalter, Erwachsenenalter sind es viel Freunde, Peer- Gruppen, in denen man gute Erfahrungen machen kann. Wo man lernen kann, wie mit Konflikten umgehen. Wo man dann auch.. in der Psychotherapie sagen wir korrekte Erfahrungen. Wenn man korrekte Erfahrungen machen kann, dass nicht alle Leute böse sind.

L: Ja.

J: Dass nicht alle Leute gefährlich sind.

L: Um das Vertrauen wieder herzustellen?

J: Vertrauen zu gewinnen, ja.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Wenn jetzt jemand in einer sehr gewalttätigen Familie aufwächst, also in einer emotional misshandelten Familie,

L: Mhm.

J: Dann kriegt man das Gefühl, Beziehungen sind gefährlich.

S: Ja.

J: Es kann mir jederzeit etwas passieren, ich kann niemandem trauen, wenn ich etwas sage, dann kann es sein, dass ich auf das Dach kriege. Und einfach Beziehungen zu haben, wo das nicht eintritt.

L: Mhm.

J: Das ist ein, sehr ein wichtiger Schutzfaktor.

L: Ja.

J: Etwas anderes sind äh, Problemlösefähigkeiten. Also auch intelligenzmässig.

L: Coping?

J: Ähm, Copingstrategien. Dass man Probleme aktiv angehen kann.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Das ist sehr wichtig. Dass man weiss, wo man Hilfe erhält. Was man machen kann, dass man sich motivieren kann, die Situation zu ändern. Das ist sicher sehr wichtig.

L: Mhm.

J: Ähm, eben Intelligenz. Einfach...

L: Ja.

J: Grundlegende Fähigkeiten, wie man Probleme lösen kann.

L: Gut, da ist unsere Frage, wie das gemessen wird, oder.

S: Ja, da haben wir eben auch noch eine Frage:

J: Ja.

S: Wir haben noch aufgeschrieben, Intelligenz und Temperament das ist... das kommt immer wieder als Schutzfaktor und wir haben uns dann gefragt, ja wie wird das gemessen, oder.

J: Mhm.

S: Es gibt ja die schulische Intelligenz, dann noch die emotionale Intelligenz.

J: (hustet).

S: Worauf stützt man sich da? Jetzt in der Forschung, wissen Sie das? Welche Intelligenz da gemeint ist? (lacht).

J: Wenn man Intelligenz sagt, dann ist es normalerweise die intellektuelle Intelligenz.

S: Ah, okay.

J: Sonst sagt man emotionale Intelligenz oder soziale Intelligenz.

S: Mhm.

J: Und so die, die Intelligenz- Intelligenz...

S: (lacht).

J: Das äh, sind wirklich so die, die kognitiven Fähigkeiten.

S: Mhm.

J: Kognitiv sagt euch etwas?

S: Mhm. Ja.

J: Ja?

S: Mhm.

L: Mhm.

J: Und äh, eine Möglichkeit, das zu messen ist eben Intelligenztests,

S: Mhm.

J: Und Intelligenztests sind eigentlich äh, eine Reihe von Aufgaben, die eine Person lösen muss.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Irgendwie Muster erkennen, Allgemeinwissen wird zum Teil dazugenannt.

S: Mhm.

J: Oder irgendwie so Klötzchen zu einer Figur zusammenfügen, und...

L: Mhm. Auch so Logiksachen, nicht?

J: So Logiksachen, ja. Oder dann äh, bei kleinen Kindern ist das ja schwierig.

L: Mhm.

J: Man kann denen keinen Intelligenztest geben. Es gibt auch solche für Kleinere aber...

S: Ja.

J: Da kann man zum Teil auch schauen, wie sie Probleme versuchen zu bewältigen.

L: Mhm.

J: Ja.

S: Mhm.

J: Vielleicht dann wie interessiert sie sind, wie schnell sie etwas begreifen.

L: Mhm.

J: Das geht dann auch so Richtung Intelligenz.

L: Ja, okay.

S: Ja.

L: Und ein anderes grosses Thema von uns, das uns sehr interessiert, sind so die geschlechtsspezifischen Unterschiede oder eben Nicht- Unterschiede.

J: Mhm.

L: Weil wir haben eben, bei Emmy E. Werner sind wir natürlich hängen geblieben. Und irgendwie sagt sie einmal sagt sie, weibliches Geschlecht per se ist ein Schutzfaktor, irgendwie sagt sie aber dass die Unterschiede auch wieder nicht so gross sind, und, ja. Uns interessiert, ob man wirklich per se sagen kann, dass weibliches Geschlecht ein Schutzfaktor ist?

J: So per se nicht.

L: Nicht?

J: Nein, Es hängen immer so viel, spielen so viele verschiedene Faktoren mit.

L: Mhm.

--Pause--

L: Okay.

J: Ja... also und eben, es hängt, es ist viel zu komplex es hängt von der Art des Traumas ab, von der Art der Misshandlung, äh, körperliche Misshandlung zum Beispiel ist gleich häufig bei Männern und Frauen, oder bei Mädchen und Jungen. Sexuelle Misshandlung ist häufiger bei Frauen.

S: Mhm.

J: Emotional ist es wieder gleich. Äh... Ja.

L: Also kann man das im Prinzip wirklich nicht so sagen.

J: Ich kenne keinen Befund, der so eindeutig sagt, ähm, Frauen sind resilienter als Männer.

L: Weil was ich jetzt eben gelesen habe, ich weiss aber eben nicht, ob das noch aktuell ist, ist dass Frauen oder junge Mädchen Bindungen eingehen, die später länger halten.

J: Ja.

L: Oder wie intensiver sind und dadurch Schutz beieinander finden.

J: Mhm. Das ist zum Beispiel eine Erklärung, wieso vielleicht geschlechter... Geschlecht ein Faktor ist.

J: Das wäre eine gute Erklärung. Weil ja soziale Beziehungen ja auch ein riesiger Schutzfaktor sind.

L: Genau.

J: Auf der anderen Seite haben Frauen viele andere Nachteile.

L: Ja. (lacht). Das stimmt.

S: Ja.

J: Also Und Frauen sind mehr, weiteren Viktimisierungen ausgesetzt.

L: Ja.

S: Mhm.

J: Es ist, es ist wirklich ein Zusammenspiel.

L: Ja. Und was eben auch als Risikofaktor angesehen wird, ist Migration an und für sich. Weil eben diese Leute auch wie entwurzelt sind, haben traumatischen Erlebnisse durchgemacht. Auf der anderen Seite heisst es aber auch, dass Migration ein Schutzfaktor sein kann. Wenn diese Adaptierung gelingt, dann ist es dann wie... ja.

S: Ja, wie eine Sicherheit. Oder.

L: Ja. Wenn sie zum Beispiel aus einem Kriegsgebiet kommen, und dann hier in die Schweiz, ist es auch wie ein Schutz oder. Dass sie wie aus diesem Krisengebiet heraus sind.

L: Könnten Sie sich vorstellen, dass das auch ein Schutzfaktor sein könnte?

J: Also nicht per se. Weil Migration, da gibt es ja viele verschiedene Gründe.

L: Mhm.

J: Ähm, vielleicht weil sie in der Schweiz keine Arbeit finden, und dann eben nach England geht, so wie ich. (lacht) Oder wie auch immer. Oder nach Deutschland geht. Und dann natürlich eben Flüchtlinge, die die aus einer Gefährdung heraus flüchten.

L: Mhm.

J: Und da die Migration verhilft zu mehr Schutz.

L: Mhm.

J: Dann denke ich, wenn sie hier in der Schweiz sind, werden sie hoffentlich nicht politisch verfolgt.

L: Mhm.

J: Aber das würde ich nicht als klassischer Schutzfaktor bezeichnen.

L: Mhm.

L: Mhm. Das ist wahrscheinlich...

J: Also Resilienz ist schwer zum Sagen.

L: Ja, wie wir halt darauf kommen: Wenn wir jetzt so minderjährige unbegleitete Asylsuchende sehen, die hierher kommen, dann haben wir die Hypothese aufgestellt, dass die irgendwie recht resilient sind.

J: Ja.

L: und wir haben auch in der Praxis immer wieder Interview geführt mit Leuten, die mit denen arbeiten, und die haben gesagt, dass die sogar überdurchschnittlich resilient sind ihrer Meinung nach. Weil die eben das Ganze gemeistert haben, und hier angekommen

sind, und jetzt hier eine Schulbildung machen. Und so. Und darum ist das unsere Hypothese, dass diese relativ resilient sind, eben diese Jugendlichen.

S: Ja, darum sind wir eigentlich auch auf diese Theorie gestossen,

L: Ja, genau.

S: Wir haben lange nicht gewusst, was für eine Theorie passt zu diesem Klientel eigentlich.

J: Mhm.

S: Und haben jetzt uns das so zusammengereimt, dass sie wahrscheinlich, die meisten, ähm, vielleicht Gewalterfahrungen gemacht während der Flucht, und haben es dann aber trotzdem geschafft, bis in die Schweiz zu kommen. Also wenn wir jetzt, keine Ahnung, einen Jugendlichen, der 13 ist, flüchtet von Afrika in die Schweiz, und schafft es, hier anzukommen, hat er unserer Meinung nach schon irgendwo resiliente Merkmale. Oder.

J: Also dass er die Flucht überhaupt schafft?

S: Ja, genau. Ja.

L: Oder halt Glück.

J: Ja, ja. Ja.

L: Aber das ist wahrscheinlich noch schwierig...

J: Ich bin mir nicht sicher, ob der Begriff Resilienz hier zutrifft.

L: Mhm.

J: Äh, das psychische Befinden zum Beispiel von diesen Leuten wie, wie ist das?

L: Mhm.

J: Ist das...

S: Das ist eigentlich auch sehr unterschiedlich gewesen. Je nach Zentrum. Also wir hatten Zentren, in denen sie eigentlich gesagt haben, ja diese Kinder sind fast alle traumatisiert. Und dann gab es Zentren, die dieses Trauma wie gar nicht angesprochen haben. Die schon gesagt haben, dass es vereinzelt Kinder hat, die psychische Probleme haben.

L: Aber der Grossteil nicht.

S: Aber der Grossteil ist eigentlich gut gelungen, eben sind eigentlich psychisch stabil. Ja, es ist sehr unterschiedlich, was wir dort für Antworten erhalten haben.

J: Also um wirklich beurteilen zu können, jetzt aus wissenschaftlicher Sicht, ob Leute, die in die Schweiz kommen, die flüchten konnten, resilient sind, müsste man sie vergleichen mit denen, die im Gebiet bleiben.

L: Mhm.

S: Okay.

J: Man müsste das psychische Befinden vergleichen, von denen, die in der Schweiz sind, im Vergleich zu denen, die nicht flüchten. Man müsste, eben das Soziale Funktionieren anschauen.

L: ah, die gleiche ethnische Zugehörigkeit wäre da wichtig?

J: Ja.

L: Ja.

J: Also es müsste einfach am gleichen Ort sein.

L: Mhm.

J: Die so quasi am gleichen Ort aufwachsen. Und die einen gehen und die anderen bleiben.

L: Mhm.

J: Das wäre ein, ein guter Vergleich.

L: Ja.

J: Und sonst kann man sagen, die einen können es besser bewältigen als die anderen.

L: Mhm.

J: Im Bezug auf Flüchtlinge, die in der Schweiz sind.

L: Ja.

S: Mhm.

J: So. Die einen haben halt psychische Folgen und die anderen nicht.

L: Mhm.

J: Aber das muss man dann auch wieder in Bezug setzen zu dem, was sie erlebt haben.

L: Ja.

J: Im Herkunftsland.

S: Mhm, a.

L: Ja, das stimmt. Und dann ähm, ist, ist noch interessant für uns das Zusammenspiel zwischen Risiko- und Schutzfaktoren. Also ist es ein Schutzfaktor dadurch, dass es keinen Risikofaktoren gibt oder...

J: Mhm.

L...Ja, wie das so zusammenhängt.

J: Ja,

L: Können Sie dazu vielleicht etwas sagen?

J: Ich denke, auch hier gibt es unterschiedliche Begriffsverwendungen.

L: Mhm.

J: Die einen sagen ein Schutzfaktor ist nur ein Schutzfaktor, wenn auch ein Risikofaktor da ist.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Und sonst spricht man irgendwie von Ressourcen oder protektiven Faktoren.

Das ist eine Unterscheidung. Und ich denke am Schluss ist es einfach äh, ein Gleichgewicht.

L: Mhm.

J: Zwischen Risiko- und Schutzfaktoren. Wobei ich denke, dass die Risikofaktoren am Schluss entscheidender sind.

L: Mhm.

J: Ich glaube, man kann wirklich alle Leute in ein Trauma hineintreiben. Auch wenn sie noch so gute Voraussetzungen haben, das zu bewältigen.

L: Mhm.

J: Kindersoldaten zum Beispiel. Ich glaube, das ist das allerschlimmste, das man jemandem antun kann.

L: Ja.

J: Und ich glaube, da würden alle irgendwie..

L ...zerbrechen.

J: Nicht resilient daraus herausgehen. Oder alle würden sehr, sehr sehr darunter leiden.

L: Mhm.

J: Und ...Ja.

L: Ja. Aber im Gegensatz kann man danach nicht alle aus der Situation dann gleich wieder mit Schutzfaktoren wie eindecken, oder.

J: Ja. Ja. Und eben, was schon auch sehr wichtig ist, sind so die die, der Zustand von jemandem. Die Fähigkeiten, die jemand erworben hat.

L: Mhm.

J: Vor dem Trauma. Oder vor, vor der schwierigen Situation.

L: Ja.

J: Und wenn dort jemand gut angepasst gewesen ist, und viele Beziehungen hatte, dann sind die Voraussetzungen viel, viel besser.

S: Mhm.

J: Dass das Trauma bewältigt werden kann. Und es gibt ja verschiedene Verläufe von Resilienz. Wenn das die Zeit ist (beginnt zu zeichnen). Und das ist irgendwie die psychische Belastung.

S: Mhm.

J: Die soziale Anpassung. Wie auch immer. Die, die immer darunter sind, das sind die, die nicht resilient sind.

L: Ja.

J: Ja. Die, die eigentlich gute Ausgangsbedingungen haben, dann kommt irgendwann ein Trauma,

S: Ja.

J: Und dann erholen sie sich wieder, das wird mehr so als Erholung bezeichnet. Dann Leute, die die einfach von klein auf unter schwierigen Bedingungen aufwachsen, dann in andere Bedingungen kommen, also so ein Verlauf haben, dann ist das Normalisierung, würde das heissen. Also...

S: Ja.

J: Die nähern sich dem normalen Funktionieren an, sie erholen sich.

S: (hustet).

J: Und ich denke, eine Normalisierung ist viel, viel schwieriger als ein Kli... äh, Erholung.

L: Ja.

J: Weil sehr viele Fähigkeiten neu aufgebaut werden müssen. Weil wahrscheinlich, eben, die ganze Stressverarbeitung sehr viel abhängiger, sehr viel vulnerabler, Beziehungserwartungen werden wahrscheinlich schlechter sein,

S: Mhm.

J: Und was es dann auch noch gibt, ist so das posttraumatische Wachstum.

S: Mhm.

J: Dass jemand sich aus dem Trauma heraus weiterentwickeln kann. Ja. Grössere Weisheit, oder wie man das nennen will.

L: Ja.

J: entwickeln oder, quasi positiv ummünzen kann.

S: Ja.

L: Das ist eigentlich der Idealfall?

J: Ja, das wäre schön, wenn das geht. Ja... (lacht). Eben, es hängt davon ab, was, was das Trauma ist.

L: Mhm. Ja das stimmt.

J: Also wenn jemand aus ganz schlimmen Bedingungen kommt, dann ist es schon eine tolle... ein toller Erfolg...

L: Mhm.

J: Wenn jemand dann einfach unauffällig ist.

L: Mhm.

J: Glückliche leben kann. Gut funktioniert.

S: Mhm.

L: Ja, okay.

J: Und so das posttraumatische Wachstum ist vielleicht eher die äh, wenn jetzt der Partner nach einem Unfall stirbt oder so,

L: Mhm.

J: Und man dann völlig durcheinander gerät, also wenn, wenn der Partner Trauerzeit macht, dass man das dann irgendwie so ummünzen kann.

L: Ja. So in das Weltbild einbauen. Oder so. Dass man nachher eine eigene Philosophie hat.

J: Jaa. Ja. Und ich glaube, das funktioniert eher, wenn jemand schon ein gutes Anfangsniveau hatte. Ein gutes Ausgangsniveau.

L: Mhm.

J: Im Bezug auf äh, Bewältigung und Wohlbefinden.

S: Ja.

L: Okay. (hustet). Und wir haben immer wieder versucht, ein bisschen den Begriff von der Ressourcenorientierung zum Begriff von der Resilienz abzugrenzen. Das ist uns einfach nicht gelungen. (lacht). Also irgendwie ist Resilienz etwas, das so oben schwebt, es ist so ein grosser Begriff. Und Ressourcenorientierung irgendwie auch und beides hat ähnliche Komponente enthalten, unserer Meinung nach.

J: Mhm.

L: Finden Sie, das kann man unterschieden oder...

J: Also wenn man jetzt Resilienz als Ergebnis eines guten Anpassungsprozess nennt.

L: Jawoll.

J: Dann kann man es unterscheiden.

S: Mhm.

J: Und dann sind die Ressourcen mehr äh, der Weg oder ein Mittel, das zur guten Anpassung führt.

L: Mhm.

S: Jawoll.

J: Und Ressourcenaktivierung ist eben, das man gezielt versucht, diese Ressourcen zu brauchen, dass jemand eine gute Entwicklung macht.

L: Mhm.

J: Und Resilienz wäre dann einfach wie

S: das Ergebnis.

J: das Ergebnis.

L: Oder, das was man nachher hat.

S: Ja.

L: Etwas was man dann messen kann, oder eben nicht messen.

S: Ja. Also das ist eigentlich wie so ein äh, Aussortieren, ein Aussortierprogramm, (lacht). Schlimm gesagt.

J: (lacht).

S: Ähm, ist ein Kind resilient oder nicht. Oder eine erwachsene Person. Oder. Und, und ja wie Sie zuvor gesagt haben, und die Ressourcen sind wie der Weg dazu, dass sie es schaffe.

J: Ja.

S: Resilient zu sein.

J: Ja, ja.

L: So pragmatisch.

J: Und ja.

S: Ja. (lacht). Und dann gibt es ja dann auch noch die Resilienzförderung oder. Und das ist eher jetzt für uns, ist auch noch verschwommen. Weil dort geht es darum, also wir haben da zum Beispiel von der Wustmann ein Buch gehabt. Und die hat eben dann so

Punkte genannt, wie man diese Resilienz fördern kann. Beispielsweise dass man die Selbstwirksamkeit eines Kindes fördert.

J: Mhm.

S: oder.. das Kind eben in Entscheidungsprozesse mit einbezieht. Und so weiter. Und da fragen wir uns eben dann auch, ja was ist jetzt da der Unterschied? Ob man jetzt da die Ressourcen anschaut und die wie stärkt oder

J: Mhm.

S: Ja... oder die Selbstwirksamkeit fördern ist ja sicher ...

J: Das ist immer gut.

S: Ja! Ist ja immer ein Ziel eigentlich. Also von der päda., also sozialpädagogischen Arbeit heraus gesehen natürlich.

J: Ja.

S: Ja...

L: Und darum ist uns das eben nicht klar. Was ist eigentlich... ja, was ist Resilienzförderung und was ist Ressourcenorientierung?

J: Also Resilienzförderung würde ich nur sagen, wenn jemand in schwierigen Bedingungen ist.

L: Mhm.

J: So.

S: Mhm.

J: Weil eben die Resilienz sich aus zwei Teilen der Definition zusammensetzt. Und das andere ist einfach Ressourcenförderung.

S/L: Mhm.

J: Und das Selbstwertgefühl ist, ein hohes Selbstwertgefühl ist immer gut. Egal, ob man jetzt später ein Trauma erlebt oder nicht.

S: Mhm.

J: Von dem her würde ich das wirklich eher als einfach ja, als Ressourcenförderung oder Förderung von, von der Lebensbewältigung oder wie auch immer das genannt wird. Das so bezeichnen. Und Resilienzförderung denke ich, das kann man wirklich machen mit Leuten, die in schwierigen Bedingungen sind.

L: Mhm.

J: Also hier sind zum Beispiel Äh, arme Familien, Ähm, Armut ist auch ein Risikofaktor.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Für Kindsmisshandlung zum Beispiel. Oder eben, Migrantinnen, Migranten, die etwas Schwieriges durchgemacht haben. Dass man dort spezifischer versucht, ähm, Fähigkeiten zu fördern, die sie brauchen, um ihre, ihre schwierige Situation zu meistern.

S: Mhm.

J: Da wird so der Unterschied gemacht.

L: Ja, okay.

J: Und wenn man irgendwie von Resilienzförderung in der Schule redet, hier. Ja, Resilienz klingt immer gut. Das ist manchmal wie so ein Wort für alles.

L: Ja, eben genau!

J: Und äh, klar, kann es helfen, wenn dann irgendetwas kommen sollte, aber ich würde das eben eher als Ressourcen... Ressourcenförderung bezeichnen.

S: Mhm, okay. Ja, das ist eine gute Erklärung, finde ich. (lacht).

S: (lacht).

L: Und jetzt haben wir so Resilienz in der Praxis, was uns auch interessiert, weil wir eben in diese Zentren immer gegangen sind.

J: Mhm.

L: Kennen Sie vielleicht eine Institution oder so, die wirklich jetzt resilienzfördernd .. oder kann man in der Praxis einfach so machen? Wenn man jetzt ein Jugendheim hat, und da haben ja die meisten zuhause schwierige Bedingungen, sonst wären sie ja nicht im Jugendheim. Kennen Sie das aus der Praxis?

J: Da ist dann eben halt auch der Begriff Resilienzförderung ein bisschen schwierig. Wie ist die Abgrenzung zur Therapie?

S: Mhm.

J: Weil in der Therapie sollte man auch Resilienz ausbilden, also aufbauen. Dass wir lernen, mit den Problemen umzugehen. Ähm, Selbstwertgefühl entwickeln. Äh, Kontrolle, äh, -erwartungen entwickeln. Ja.

L: Okay.

J: Von dem her eben dünkt mich, dünkt mich das auch riesig schwierig. Und ich meine, im, in jeder psychotherapeutischen Behandlung wird ein Stück weit Resilienz gefördert, vielleicht kann man es auch äh, eher am Abschluss nehmen, von einer Behandlung, wenn dann Rückfallprävention gemacht wird.

S: Mhm.

L: Ja.

J: Und so versucht wird, dass man das, was man gelernt hat im Umgang mit einer Situation auf andere Situationen zu generalisieren. Auf andere Probleme zu generalisieren.

L: Mhm.

J: Das wäre eine Möglichkeit, dann äh, in Zürich haben sie jetzt gerade recht viel Geld bewilligt, für äh, ich glaube, es ist so ein Besuchsdienst für die armen Familien, die Sozialhilfe beziehen.

L: Ja.

S: Ja.

J: Wo regelmässig so eine Familienhelferin, ein Familienhelfer hinget und schaut, was man machen kann, oder.

S: Mhm.

J: oder Elternteraining ähm, das kann man ein Stück weit Resilienz fördern.

L: Mhm.

J: Eine Abgrenzung ist auch von Resilienzförderung, einfach Prävention.

L: Ja, genau.

S: Mhm.

J: Prävention von Langzeitfolgen. Und vielleicht ist ein Unterschied, dass Resilienzförderung vielleicht mehr auf die positiven Anteile abzielt, wie kann man Freunde finden, die einem helfen? Wie kann man äh, Kontrolle verstärken? Und Prävention dann mehr zur Vermeidung von negativen Folgen dient.

S;: Mhm.

J: Aber das ist einfach auch wieder eine künstliche Unterscheidung.

L: Ja. Das ist gar nicht so einfach.

J: Nein, es ist.. Viel ist halt eine Definitionsfrage.

L: Ja.

J: Und die Leute brauchen Begriffe unterschiedlich.

L: Ja.

J: Das macht manchmal konfus, weil

S: Ja. (lacht).

J: ...also vor allem beim Begriff Resilienz, das ist dann recht schwierig.

L: Genau.

S: Ja.

J: Dann bei der Prävention vielleicht noch: Ich kann mir auch überlegen, was jetzt Resilienzförderung ist und was nicht... Da kann man quasi drei Ansatzpunkte unterscheiden. Und der eine ist dass man äh, ähm, der Risikogruppe Hilfe anbietet, also bei den Familien jetzt, die arm sind, wo aber noch keine Kindsmisshandlung stattgefunden hat,

L: Mhm.

J: Dass man so versucht, äh, die Entstehung von schlechter Behandlung von Kindern zu verhindern.

L: Mhm.

J: Dann äh, nach der Kindsmisshandlung, dann kann man unterscheiden zwischen ähm, Massnahmen, wo Wiederholung verhindern sollen.

S: Mhm.

J: Da gibt es zum Beispiel ein Gewalttraining für äh, schlagende Väter.

S: Ja.

J: Wo dann die 26 Stunden in irgend so ein Gewaltpräventionstraining müssen.

S: Mhm.

J: Damit sie das Kind nicht mehr schlagen. Und dann jetzt am Schluss gibt es noch ähm, Massnahmen zur Prävention von von... von schlechten Folgen. Also in der Psychotherapie wäre dann das.

L: Ja.

S: Mhm.

J: Wenn eine Wiederholung vielleicht schon da gewesen ist, muss man wirklich anfangen zu schauen, dass man, äh, intensive Hilfe anbietet. Was dann nicht mehr präventiv ist, sondern wirklich Behandlung.

L: Ah, okay.

S: Aber die Psychotherapie wäre dann mit dem Opfer, also dem Kind, das geschlagen wird, oder mit dem, der das Kind schlägt? Also mit dem Vater?

J: Am besten mit beiden.

S: Mit beiden zusammen?

J: Also je nachdem, wie gut die Eltern zugänglich sind.

S: Ja.

L: Ja, klar.

S: Mhm.

J: Wenn man jetzt irgendwie.. sagen wir mal eine psychisch kranke Mutter nimmt, die zusätzlich noch alkoholabhängig ist, und wenig Einsicht hat, dann ist das vielleicht schwierig.

S: Ja.

J: Das anzusetzen. Sie will wahrscheinlich auch keine Behandlung und will einfach das Kind bei sich behalten.

L: Mhm.

J: Viele Mütter äh, wehren sich zum Teil auch und sagen, dass das Kind bei ihnen wirklich am besten aufgehoben ist.

S: Mhm.

J: Auch wenn das von aussen gesehen gar nicht der Fall ist.

S: Ja.

J: Und dort muss man dann halt eher beim Kind ansetzen.

L: Ja.

S: Mhm.

J: Und versuchen, zu unterstützen. Oder dann halt auch Unterstützung bieten, wenn das Kind älter wird. Und auch selbstständiger wird. Und zum Beispiel von zuhause ausziehen kann.

L: Mhm.

J: Das ist dann auch nochmal so ein Punkt.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Wo Leute einen Schub ins Positive machen wollen. Anderen Freundeskreis suchen, oder überhaupt einen Freundeskreis aufbauen. Abstand von der Familie nehmen.

L: Selbstständig werden.

J: Irgendwie an der Uni gute Erfahrungen machen.

L: Ja.

J: Beruflichen Erfolg haben.

S: Mhm.

J: Wo sie einfach aus dem Einflussbereich von den Eltern herauskommen.

L: Ja. Das sind wie verschiedene Ebenen in dem Fall?

J: Ja.

L: Und dann sind es auch Ihrer Meinung nach verschiedene Fachpersonen, die dafür zuständig sind? Weil wir haben uns überlegt, was kann eine Sozialpädagogin in einer Einrichtung zum Beispiel zur Resilienzförderung beitragen? Oder ist das ein Stück weit Therapie, was Psychotherapeuten oder -therapeutinnen braucht?

J: Mhm.

S: Oder braucht es einfach beides. (lacht). Also eh wieder wie ein Zusammenspiel eben in... auf einer Seite sind sie eben in der Institution und dort versuchen Sozialpädagogen, Struktur und Ressourcenförderung und so weiter. Und eben, wenn vielleicht ein Trauma da ist, und das wie aufgearbeitet werden muss, ist dann doch psychologische Hilfe vonnöten. Oder. Und das ist eigentlich auch das, was in den Interviews herausgekommen ist: Dass eben eigentlich beides wie gebraucht wird. Und es ist zwar ein bisschen schwierig, jetzt für diese Kinder, psychologische Hilfe zu erhalten, einfach aus finanziellen Problemen. Ja. Das war eigentlich da Fazit, oder?

L: Ja.

J: Ja, ähm, es hängt von dem Ziel der Massnahme ab. Also jetzt da mit der Familienhelferin, die die Familien besuchen gehen, dann bieten die ganz praktische Hilfe an.

S: Mhm.

J: Im Alltag, und das kann sehr sehr wichtig sein.

L: Alltagsbewältigung.

J: Alltagsbewältigung. Oder wie kann man mehr Geld vom Sozialdienst kriegen?

S: Mhm.

J: Also mit Flüchtlingen könnte man Sprachunterricht zum Beispiel.

L: Mhm.

S: Mhm. Dann ist das schon eigentlich wie eine resilienzfördernde Massnahme? Alleine schon nur das Angebot dass sie die Sprache lernen?

J: Ich würde sagen...

S: Mhm.

J: Ich würde sagen. Oder soziale Integration.

S: Ja.

J: Oder irgendwie die kulturellen Normen von hier versuchen, zu vermitteln.

L: Ja, genau.

J: Oder äh, ja, ...

S: Ja. Ich glaube, wir haben irgendwie das immer ein bisschen zu weit gesucht. Oder. Wir haben dann die Institutionen auch gefragt, ja, ob sie Resilienkonzepte anwenden.

J: Mhm.

S: Und so weiter. Und ja, eben, vielleicht sind es eben die kleinen Sachen, die sie immer wieder erwähnt haben, mit eben mit Sprach, das ist in jedem Zentrum gekommen, dass sie Deutsch lernen.

J: Mhm.

S: und eben auch Freizeit, dass sie versuchen, auch mit Einheimischen, von hier eben zum Beispiel mit einem Sportclub oder so

J: Ja.

S: zu besuchen. Ja...

J: Das ist schon sehr viel. Sehr viel. Und dann kann man natürlich eben spezifischere Trainings anbieten. Ähm, Stressbewältigung, Genusstraining.

S: Mhm.

J: Zum Beispiel... oder ähm, Genusstraining. Das wäre dann auf einer höheren Stufe.

S: Ja.

J: Also wenn es jemandem schon recht gut geht.

S: Ah, okay.

J: oder Training von den emotionalen Kompetenzen. Aber das ist dann denke ich, mehr für Leute, die die, wieder psychische Probleme haben.

L: Mhm.

S: Mhm. Ja.

J: Die, die dort den Bedarf haben .. man kann es sicher allen anbieten, es werden wahrscheinlich alle davon profitieren, aber die, die psychische Probleme haben, werden am meisten davon gewinnen, denke ich.

L: Ja.

S: Ja. Okay.

J: Also wieder auf ganz verschiedenen Ebenen. Und ich würde von Grund auf anfangen, einfach die Bedürfnisse zu befriedigen.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Also Essen, Trinken, Sicherheit. Dann ähm..

L: So die Pyramide.

J: Ja, ja. Soziale Kontakte sind sicher wichtig.

S: Ja.

L: Ja.

J: Vielleicht auch so Leute, die aus der gleichen Kultur kommen, die hier schon integriert sind.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Dass man das fördert.

S: Okay.

J: Ja. Dass man es halt so lernt zu verstehen, dass wenn jetzt jemand wirklich traumatisiert ist, dass er eine Psychotherapie macht.

S: Ja.

J: Dort ist halt dann auch wieder die Frage der Sprache.

S: Ja.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Geht das, oder muss man mit Übersetzern arbeiten?

S: Mhm.

L: Ja, genau.

S: Das würde mich noch interessieren: Haben Sie Erfahrung jetzt in der Traumatherapie?

J: Mhm.

S: Mit Kindern?

J: Mit Kindern nicht.

L: Mit Erwachsenen?

J: Ich habe immer mit Erwachsenen gearbeitet.

S: Ja.

L: Mhm.

S: Und können Sie vielleicht so die Hauptpunkte sagen, also die Hauptziele, also was versuchen Sie da zu machen? Ja, Keine Ahnung.

J: Mhm. Ähm, das hängt vom Ausmass des Traumas ab.

S: Jawoll.

J: Also das wichtigste ist, sicher ähm, Suizidalität anzuschauen.

S: Mhm.

J: Also man beginnt wirklich mit dem drängendsten.

S: Mhm.

J: Also wenn jemand suizidal ist, dann muss man schauen, dass... dass man das angeht.

S: Mhm. Jawoll.

J: Oder viele Leute, die Trauma erlebt haben, haben Borderline- Persönlichkeiten.

S: Mhm.

J: Äh, die schneiden sich...

S: Selbstverletzendes Verhalten?

J: Viele.

S: Ja.

J: Und dann muss man das zuerst angehen.

S: Ja. Okay.

J: Also deeskalierend, quasi.

S: Mhm.

J: Und dann äh, ähm, Therapiefähigkeit. Also dass jemand es aushält, zum Beispiel in der Therapie zu bleiben.

L: Ja.

J: Oder therapiegefährdendes Verhalten. Es machen auch viele Leute, mit Persönlichkeitsstörungen, dass sie einfach auf der Beziehungsebene die Therapeutin so angreifen, dass gar keine Beziehung zustande kommt.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Und das ist sicher wichtig. Sehr wichtiges Ziel ist auch einfach eine Arbeitsbeziehung aufbauen.

L: Mhm.

J: Eine gut.. eine gute, vertrauensvolle sichere Beziehung. Das braucht manchmal recht viel Zeit.

L :Ja.

J: Wenn jemand traumatisiert ist, dass auch die, die Kinder, die missbraucht worden sind,

S: Ja.

J: Weil die haben meistens nicht so Vertrauen oder Sicherheit.

S: Mhm, ja.

J: Also das muss zuerst erarbeitet werden. Und dann äh, eben verstehen, was ist eigentlich überhaupt passiert?

S: Ja.

J: Wenn jemand stabil genug ist. Sonst einfach zuerst stabilisieren. Bevor man im Detail zurückschaut.

S: Jawoll. Mhm.

J: Versuchen, aktuelle Probleme zu lösen. Wenn jetzt jemand in einer gewalttätigen Beziehung ist, diese zuerst anschauen.

S: Mhm.

J: Oder wenn jemand obdachlos ist, zuerst schauen, dass eine Wohnung gefunden wird.

S: Mhm. Ja.

J: Oder dringende Arbeitsprobleme zuerst bewältigen. So.

S: Ja.

J: Und ähm, eben, dann so langsam das Trauma anschauen. Was war es? Wichtig ist dort die Kontrolle zu vermitteln. Dass man nicht einfach nur zurückgeht und schaut, was war, sondern die Erinnerungen versucht zu verändern. Und wenn wir uns erinnern, dann gestalten wir das immer wieder neu.

L: Mhm.

J: Also Erinnern ist ein aktiver Prozess. Und je nach Umständen, wie man sich erinnert, äh, werden die wieder anders abgespeichert.

S: Mhm.

L: Ja.

J: Und wenn jetzt jemand in einer sicheren Umgebung zurückgeht, in eine traumatische Situation, und dort versucht, ähm, irgend einen Schutz zu finden, irgendein Helfer, einen imaginat... imaginären Helfer zu integrieren in diese Reise, der einen schützt, das kann dann schon noch dazu führen, dass diese Erinnerung als weniger schlimm...

L: Ja.

J: ..abgespeichert wird.

S: Mhm.

J: Und äh, es gibt auch Techniken, Hypnosetechniken oder imaginatives Beschreiben, nennt man das.

S: Ja.

J: Wo man versucht Kontrolle in die Erinnerungen zu bringen. Dass man die traumatische Situation anschaut, aber wie durch einen, durch einen Fernseher durch.

S: Mhm.

J: Also im Fernseher ist ein Fernseher,

S: Ja.

J: Wo die Situation abgebildet wird. Und dann kann man näher zoomen, kann man weit weg zoomen,

S: Ja.

J: kann versuchen die Farben zu verändern, die Formen verändern.

S: Mhm.

J: Mit dem Erinnerungsbild. Und das gibt ein Gefühl von Kontrolle. Nicht „Das Trauma macht mit mir“, sondern ich kann die Sicht, wie ich es sehe verändern.

L: Ah, okay.

J: Und das ist ganz spannend.

S: Mhm.

J: Und äh, in der Hypnose, da geht es eigentlich oft darum, um äh, alternative Wirklichkeit zu schaffen. Und dann so zurückzugehen, raus, oder in ein Fantasiebild zu gehen. Dann kann man einzelne Faktoren wirklicher werden lassen, als andere.

L: Mhm.

J: Indem man genauer darauf schaut, indem man, ähm, Farben gibt, indem man Klänge einbezieht. Und so kann man dann in einer traumatischen Situation den, den äh, Täter zum Beispiel schwarz/ weiss färben lassen, oder schwarz/ weiss vorstellen und jemand, der hilft, in Farbe.

S: Mhm.

J: Also irgendwie die Grossmutter, die hilft, einen schützt vor der schlagenden Mutter, äh, dass die dann ganz präsent wird.

L: Mhm.

J: Wie fühlt es sich an, wenn die Grossmutter einem hilft? Wie schmeckt die Grossmutter?

L: Mhm.

J: Und das kann dann zum Teil dazu führen, dass man nur noch die Grossmutter in Erinnerung hat. Also gar nicht mehr der eigentliche Grund.

S: Ja.

J: Wenn die Grossmutter da ist.

S: Wenn die da ist, mhm.

J: Also dass die einfach viel besser abgespeichert wird, als die ursprüngliche Situation.

S: Ja.

J: Das sind so psychotherapeutische Techniken.

L: Ja. Mhm.

S: Mhm.

J: Die man brauchen kann im, eben sich Kontrolle zu verschaffen, und ja... Und dann gibt es noch zusätzliche Sachen, oder Kompetenztraining. Je nachdem, wenn jemand wenig soziale Kompetenzen hat, Problemlösetraining, ähm, ja, die Sinngebung hilft auch.

S: Mhm.

J: Dass man irgendwie einen Sinn sehen kann, in dem, was einem passiert ist.

S: Ja.

J: Oder in dem man das weitergibt.

S: Mhm.

J: Das man, ich weiss nicht, vielleicht in einer Selbsthilfegruppe tätig wird.

S: Ja, mhm.

J: Also das, eine Frau, die aus schwierigen Verhältnissen kommt, dann Lehrerin wird in einer äh, in einem Teil der Stadt, in dem viele Problemkinder sind,

S: Ja.

J: Um dort etwas Gutes zu tun.

S: Mhm, okay. Und äh, wir haben auch noch gelesen dass eben die Traumas, die durch Menschen ähm..

J: hervorgerufen.

S: ja genau. Also beispielsweise sexuelle Gewalt, wären viel schlimmer zum Verarbeiten, als beispielsweise jetzt äh, Naturkatastrophen. Ist das richtig?

J: Ja, ja, ja.

S: Okay...

J: Das hat auch, die Relationen sind halt anders. Wenn einem etwas von einem Menschen angetan wird, dann kann man eher fragen, warum gerade ich? Was habe ich dazu beigetragen?

S: Mhm.

J: ... dass das passiert ist.

S: Ja.

J: Was sind meine Anteile, oder einfach das Gefühl, ich bin selber schuld.

S: Mhm. Ist, kommt das oft vor?

J: Ja.

S: Dass wie diese Schuldgefühle, ich bin schuld, dass...

J: Ja. Ja, schon.

S: Okay.

J: Und dass führt eben bei misshandelnden Eltern eben auch dazu, dass das dem Kind so explizit mitgeteilt wird. Du bist schuld.

L: Mhm.

S: Ja.

J: Dass es mir schlecht geht, dass die Familie plötzlich auseinanderfällt, wie auch immer.

S: Mhm.

J: Und bei eben bei einem Erdbeben oder einem Feuer da sind auch noch verschiedenste Leute betroffen.

S: Ja.

J: Andere, verschiedene...

L: Der Zufallsfaktor?

J: Der Zufallsfaktor ist grösser, und häufig dann halt auch der Zusammenhalt zwischen den Opfern.

S: Jawol. Sind es viel eine grössere Gruppe, oder? Und...

J: Viel eine grössere Gruppe, ja.

L: Wie ein gemeinsamer Feind zum Beispiel jetzt das Feuer.

J: Ja. Ja.

L: Kann man das auch so sagen?

J: Gemeinsame Probleme. Probleme bewältigen

S: Mhm.

L: Ja.

J: Man kann sich austauschen über Lösungsmöglichkeiten.

S: Mhm.

J: Und

L: Solidarität vielleicht noch?

J: Solidarität ist wichtig. Ja.

S: Und das versuchen Sie jetzt auch beispielsweise in der Therapie anzuschauen? Eben diese Schuldfrage?

J: Ja.

S: Ist das auch ein wichtiger Punkt?

J: Ja, ja. Und da hilft eben zum Teil auch so aus einer gewissen Distanz zu schauen. Was ist eigentlich passiert? Und wie viel kann ein Kind wirklich dafür?

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Dass die Mutter so böse ist heute. Oder aber eine Frau, die vergewaltigt wird. Die geben sich selber ja häufig die Schuld.

L: Ja.

S: Mhm.

J: Aber es ist nicht ihre Schuld.

L: Ja.

J: Und wenn man es von aussen versucht anzuschauen, dann, dann sieht man es vielleicht eher. Aber dann ist es auch einfach die Aufgabe der Therapeutin zu sagen: Nein. Du bist nicht schuld. Oder was hast du denn dazu beigetragen, dass du zur Welt gekommen bist? Zum Beispiel.

L: Ja.

J: Wenn die Eltern finden, ja eben, dass du zur Welt gekommen bist, das hat mein ganzes Leben durcheinander gebracht. Ich wollte etwas ganz anderes.

S: Mhm.

L: Ja.

J: Die Storen entwickeln hier ein Eigenleben. (lacht).

Alle: (lachen).

J: Ich schliesse sie schnell.

S: Dann stoppen wir gerade.

Sibylle stoppt die Aufnahme und J. schliesst die Storen.

L: Wir haben gelesen, bei traumatisierten Menschen ist sehr wichtig, dass sie eine Tagesstruktur haben. Dass sie wissen, dann ist das und dann ist das. Kann man das so sagen, dass das förderlich ist? Weil das ist etwas, das wir immer wieder gehört haben. Oder?

S: Ja.

J: Ich glaube es kommt darauf an, was für ein Trauma.

L: Mhm.

J: Was ist...

L: Kann man das nicht generell sagen?

J: Also bei Leuten, die Mühe haben mit der Tagesstruktur denke ich, kann es helfen. Es kann ein Gefühl von Sicherheit oder von Kontrolle geben. Aber wenn jetzt jemand sich sehr eingeschränkt fühlt, und sehr selber bestimmen möchte, dann äh, muss es nicht sein.

L: Mhm. Dann kann es auch einengend..

J: Dann kann es auch einengend sein. Oder eben, es kann Druck auslösen. Reaktion ich will das jetzt nicht machen.

L: Mhm, okay. Was sind denn so wie die Grenzen der Resilienzförderung? Gibt es irgendwie einen Punkt, an dem man sagt: Jetzt läuft nichts mehr oder ist das immer möglich, daran zu arbeiten?

--Pause--

J: Es ist äh... schwierig, zu sagen. Es äh, auf der Abteilung, auf der ich gearbeitet habe, hatte es sehr viele chronische Leute. Mit Schizophrenie und so...

S: Mhm.

J: oder mit Depression und Sucht, wo eigentlich ihr ganzes Leben in der Psychiatrie verbracht haben.

L: Mhm.

J: Und dann hängt es einfach davon ab, was die Ziele sind. Die Leute auf ein durchschnittliches Funktionieren oder ein durchschnittliches Wohlbefinden zu fördern, äh, das das ist nicht realistisch.

L: Mhm.

J: Aber man kann vielleicht schauen, was es noch an Lebensqualität gibt.

L: Mhm.

J: Auch in ganz schwierigen Umständen.

L: Mhm.

J: Also ich glaube, es gibt dann schon auch Grenzen.

L: Ja.

J: Oder eben bei Kindern, die sehr, früher sehr schwer traumatisiert wurden, dort kann man immer, eben lange kleine Verbesserungen wahrscheinlich ähm, herbeiführen. Mit viel Therapie. Aber ob das dann unter Resilienzförderung geht, ...Ja...

S: Mhm.

J: Es ist die Abgrenzung, was ist Therapie und was ist Resilienz. Und ähm, einen gewissen Teil kann man sicher beeinflussen. Aber wenn man jetzt das Gefühl hat, mit Resilienzförderung könne man äh, kann man alles zum Guten wenden, das ist glaube ich einfach nicht realistisch.

L: Ja.

S: Ja, und es ist ja immer noch so, wenn eben die Kauai- Studie zum Beispiel hat jetzt ja gezeigt, dass halt trotzdem nur ein Drittel, also nur... ein Drittel eigentlich danach resilient war, oder. Also es heisst nicht dass es durch die Förderung jetzt allen gut geht. Oder.

J: Mhm.

S: Das ist, ja...

J: Ja, eben es hängt sicher von der Intensität ab. Dass irgendein Programm in Schulen zehn Stunden weniger wirkt als eine 50-stündige Psychotherapie.

L: Ja. Klar.

S: Mhm.

J: Und bei Schulintervention denke ich, dort ist ähm, die Wirkung wahrscheinlich viel, viel geringer wie man denkt bei Interventionen.

L: Mhm.

S: Mhm.

J: Weil die einfach weniger gezielt angeboten werden können.

S: Ja.

L: Mhm.

J: Ja.

L: Und wir haben immer wieder bei der Auseinandersetzung so wie kritische Stimmen gehört. Also, ja... Eben dass man selektioniert mit dem Konzept oder eben der Theorie. Oder ja... dass es eben...

S: ...gar nichts Neues ist, eigentlich.

L: Ja.

S: Eigentlich ist es nur ein neuer Begriff.

S: Mhm.

L: Und wo sehen Sie so die Stärken oder eben die Schwächen von dem Konzept oder der Theorie? Wenn Sie jetzt so abschliessend das kritisch mal so, aus einer kritischen Perspektive anschauen?

J: Mhm. Also ich denke es hat immer schon, also seit den siebziger Jahren in der Psychologie ähm, Leute gegeben, Strömungen gegeben, die sich mit mit Bewältigung befasst haben. Coping zum Beispiel.

L: Mhm.

J: Das war sehr präsent. Das ist auch ein Stück weit Problembewältigung. Und fliesst auch ein in die Resilienzförderung. Oder die positive Psychologie.

L: Mhm.

J: Ähm... Das hat es immer schon gegeben. Und, in letzter Zeit ist das Konzept von der Resilienz vielleicht einfach in ein breiteres Bewusstsein gedrungen.

S: Mhm.

J: und was ich sehr wichtig finde, ist dass man nicht nur die Risikofaktoren und die Probleme sieht, sondern eben äh, Schutzfaktoren und Ressourcen.

S: Mhm.

L: Ja.

J: Und dass das irgendwie in das allgemeine Bewusstsein eingeht.

S: Mhm.

J: Dass man nicht nur schauen muss, was sind äh die Faktoren, die schädigen.

L: Ja.

J: in einer Situation, was läuft in einer Familie nicht gut, sondern auch: Was läuft? Wo können die Eltern helfen? Oder was sind die Chancen? Die Möglichkeiten, die es in einer Situation gibt?

L: Mhm.

J: Auf der einen Seite sind die Probleme, die einen lähmen können. Dass der Teil ein wenig erweitert wird. Und dass es wie zwei Ansätze darin gibt. Der eine ist die Problembewältigung, und das andere halt die Förderung von von Schutzfaktoren.

L: Ja.

S: Mhm.

J: Ressourcenaktivierung nennt man das in der Psychotherapie. Und ja es ist wie äh, das Schiff, das irgendwie gestrandet ist. Zuerst muss man das Schiff einfach wieder einholen und flott machen,

L: Mhm.

J: Und das wäre so die Psychotherapie.

L: Mhm.

J: und dann kann man schauen, was muss man tun, damit man nicht mehr strandet.

L: Ja.

J: und das wäre dann vielleicht mehr so die Resilienzförderung.

L: Okay. Mhm.

J: Ja.. ähm, was sonst in der Resilienz also Forschung noch spannend ist, ist äh, es gibt wie vier Wellen der Resilienzforschung. Also zeitlich gestuft. Die erste Welle da werden einfach Risiko und Schutzfaktoren angeschaut, die zweite Welle war mehr so wie hängen die zusammen. Dann kam die Intervention: Wie kann man Resilienz fördern? Und jetzt ist wieder mehr das Prozesshafte. Wie hängen all die biologischen Faktoren und die kognitiven und emotionalen mit den sozialen zusammen? Dass man wie so Entwicklungsprozesse anschaut.

S: Ja.

J: Was hat einen positiven Einfluss, was hat einen negativen Einfluss? Ähm, so Entwicklungskaskaden, sagt man auch. Dass sich ein Problem in einem Bereich auf andere Problembereiche ausdehnen kann, und umgekehrt. Nur die sozialen Beziehungen positive Ressourcen in verschiedenen Bereichen dann äh weiterentwickeln dass die ganze Forschung in der Entwicklungspsychologie komplett und nicht nur so ein Faktor und das ist es.

L: Ja.

J: Das ist der Resilienzförderung, äh, - forschung zu verdanken.

L: Mhm. Und hat das Zukunft in Ihren Augen?

J: Ja.

L: Ja?

J: schon.

L: Okay.

J: Schon... und es ist auch, eben, auf Psychotherapie bezogen ist es auch ein Stück weit äh, Resilienzförderung vom Therapeuten, oder Prävention.

L: Ja.

J: Oder wie man das nennen will.

S: Mhm.

L: Ja.

J: Dass man nicht nur Probleme anschaut, sondern halt auch einmal äh, positive Dinge bespricht. Was ging gut? Oder wo sind die Stärken vom Patient?

S: Mhm.

J: Oder dass man dann man, ich weiss nicht, so ein Genusstraining macht oder irgendeine Fantasiereise an einen sicheren Ort, an dem man sich entspannen kann.

L: Mhm.

J: Dass man nicht nur Schwächen sieht.

L: Ja.

S: Mhm, ja. Okay... ja.

L: Ja.

S: Vielleicht noch so die Frage an Sie: haben wir irgendetwas Wichtiges wie gar nicht angesprochen oder gar nicht gefragt jetzt so wo, im Bezug auf Resilienz?

J: Mhm.

L: Gibt es etwas, das wir unbedingt noch thematisieren sollten?

J: Ich glaube nicht. Es war ziemlich umfassen. (lacht).

L: (lacht).

J: Von der Definition, Theorie, Konzept, Anwendungen, Anwendungen auf bestimmte Gruppen...

S: Ja.

J: Kritische Würdigung, also von dem her... ja.

L: Okay.

J: Eben, man könnte verschiedene Bereiche anschauen.

L: Mhm.

J: und ihr habt jetzt Flüchtlinge genommen. Eben finde ich eine sehr wichtige äh, Gruppe.

L: Ja.

J: Was man vielleicht machen kann. Ja..

S: Merci Vielmals!

J: Ja, gern geschehen.

(Ende der Aufnahme)